

NEW YORK TIMES BESTSELLER-AUTORIN

LAURELL K. HAMILTON

**BITTER
SÜSSE
TODE**

Vampir-Roman

Laurell K. Hamilton

BITTER SÜSSE TODE

Ein Anita Blake Roman

NEW YORK TIMES BESTSELLER-AUTORIN

Bastei-Lübbe

1. Kapitel

Willie McCoy war schon vor seinem Tod ein Blödmann gewesen. Dass er nun tot war, änderte daran nichts. Er saß mir gegenüber in einem grell karierten Sakko. Seine Polyesterhose war hellgrün. Das kurze schwarze Haar hatte er sich aus dem dünnen dreieckigen Gesicht nach hinten geklatscht. Er hatte mich schon immer ein wenig an eine Gestalt aus einem Gangsterfilm erinnert. Die Sorte, die Informationen verkauft, Aufträge ausführt und entbehrlich ist.

Jetzt, wo Willie ein Vampir war, war die Sache mit der Entbehrlichkeit natürlich nicht mehr von Bedeutung. Aber er verkaufte noch immer Informationen und machte Botengänge. Nein, der Tod hatte ihn nicht besonders verändert. Aber für alle Fälle vermied ich es, ihm direkt in die Augen zu sehen. Das war die vernünftigste Vorgehensweise, wenn man es mit Vampiren zu tun hatte. Früher war er ein Schleimkübel, jetzt war er ein untoter Schleimkübel. Das war eine neue Kategorie für mich.

Wir saßen in der klimatisierten Stille meines Büros. Die himmelblauen Wände, die Bert, mein Boss, für beruhigend hielt, machten den Raum kalt.

»Was dagegen, wenn ich rauche?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich, »allerdings.«

»Verdammt, Sie wollen es mir nicht leicht machen, wie?«

Einen Moment lang sah ich ihn direkt an. Seine Augen waren nach wie vor braun. Er fing meinen Blick auf, und ich schaute sofort auf den Schreibtisch.

Willie lachte, ein keuchendes Gewieher. Das Lachen war das Gleiche geblieben. »Sieh mal an, das gefällt mir. Sie haben Angst vor mir.«

»Nein, keine Angst, bin nur vorsichtig.«

»Sie brauchen es nicht zuzugeben. Ich kann Ihre Angst riechen, fast als würde sie mir ins Gesicht, ins Gehirn wehen. Sie haben Angst vor mir, weil ich ein Vampir bin.«

Ich zuckte die Achseln was hätte ich sagen sollen? Wie belügt man jemanden, der Angst riechen kann? »Warum sind Sie hier, Willie?«

»Mensch, ich würde so gerne eine rauchen.« In einem Mundwinkel begann es zu zucken.

»Ich wusste nicht, dass Vampire nervöse Zuckungen haben können.«

Seine Hand fuhr in die Höhe, fast hätte er danach getastet. Er lächelte, seine Reißer blitzten. »Manche Dinge ändern sich eben nicht.«

Ich wollte ihn fragen, was sich denn änderte. Wie fühlt man sich, wenn man tot ist? Ich kannte andere Vampire, aber Willie war der erste, den ich schon vor seinem Tod gekannt hatte. Es war ein seltsames Gefühl. »Was wollen Sie?«

»He, ich bin hier, um Ihnen Geld zu geben. Um Ihr Klient zu werden.«

Ich sah zu ihm hin, mied aber seinen Blick. Das Deckenlicht fing sich in seinem Krawattenknopf. Echtes Gold. Früher hatte Willie nie so etwas gehabt. Für einen toten Mann ging es ihm recht gut. »Ich lebe davon, dass ich Tote aufwecke,

ohne Scherz. Wofür könnte ein Vampir einen Zombie gebrauchen?«

Er schüttelte den Kopf, zwei schnelle Rucke nach jeder Seite. »Nein, kein Voodoo-Zeug. Ich will Sie engagieren, damit Sie gegen ein paar Mörder ermitteln.«

»Ich bin kein Privatdetektiv.«

»Aber Sie haben einen auf Ihrer Gehaltsliste.«

Ich nickte. »Sie könnten Mrs. Sims direkt engagieren. Sie brauchen deswegen nicht erst zu mir zu kommen.«

Wieder dieses ruckhafte Kopfschütteln. »Aber sie kennt sich mit Vampiren nicht so aus wie Sie.«

Ich seufzte. »Können wir die Sache hier abbrechen, Willie? Ich muss in« - ich schaute zur Wanduhr - »fünfzehn Minuten gehen. Ich möchte meine Klienten nicht allein auf einem Friedhof warten lassen. Das macht sie häufig nervös.«

Er lachte. Ich fand das wiehernde Lachen tröstlich, trotz der Reißzähne. Eigentlich sollten Vampire ein klangvolles Lachen haben. »Darauf wette ich. Darauf möchte ich wirklich wetten.« Sein Gesicht wurde plötzlich ernst, als hätte eine Hand das Lachen weggewischt.

Ich spürte Angst wie einen Schlag in die Magengrube. Vampire können wie auf Knopfdruck ihr Verhalten ändern. Wenn er das konnte, was noch?

»Sie haben von den Vampiren gehört, die drüben im Distrikt umgelegt werden?«

Es klang wie eine Frage, also gab ich ihm Antwort. »Das ist mir bekannt.« In dem neuen Vampirclub-Viertel waren vier Vampire niedergemetzelt worden. Das Herz hatte man ihnen herausgerissen, den Kopf abgeschlagen.

»Sie arbeiten noch mit den Bullen zusammen?«

»Ich arbeite nach wie vor auf Honorarbasis bei der neuen Spezialeinheit.«

Er lachte wieder. »Ja, das Spukkommando. Schlecht ausgestattet und unterbesetzt, klar.«

»Sie beschreiben ungefähr die gesamte Polizeiarbeit dieser Stadt.«

»Vielleicht, aber die Bullen denken wie Sie, Anita. Was bedeutet schon ein toter Vampir mehr? Neue Gesetze ändern daran nichts.«

Seit Addison versus Clark waren erst zwei Jahre vergangen. Dieser Rechtsfall korrigierte unsere Vorstellung dessen, was das Leben war und was der Tod nicht war. Vampirismus war in den guten alten Vereinigten Staaten legal. Wir waren eines der wenigen Länder, die ihn anerkannten. Die Einwanderungsleute drehten durch, während sie versuchten, nun ja, Horden ausländischer Vampire davon abzuhalten das Land zu betreten.

Alle möglichen Fragen wurden vor Gericht ausgefochten. Müssen Erben ihr Erbe zurückgeben? Ist man verwitwet, wenn der Ehegatte ein Untoter geworden ist? Ist es Mord, einen Vampir umzubringen? Es gab sogar eine Bewegung, die ihnen das Wahlrecht verschaffen wollte. Die Zeiten waren, äh, anders als früher.

Ich schaute den Vampir an, der vor mir saß, und zuckte die Achseln. Fand ich wirklich, dass ein weiterer toter Vampir nichts bedeutete? Möglich. »Wenn Sie glauben, dass ich so denke, warum kommen Sie dann überhaupt zu mir?«

»Weil Sie die Beste auf Ihrem Gebiet sind. Wir brauchen die Beste.«

Es war das erste Mal, dass er »wir« sagte. »Für wen arbeiten Sie, Willie?«

Er lächelte, ein verschwiegendes, geheimnistuerisches Lächeln, als wüsste er etwas, das ich ebenfalls wissen sollte. »Das braucht Sie nicht zu kümmern. Die Bezahlung ist wirklich gut. Wir wollen jemanden, der sich im Nachtleben auskennt.«

»Ich habe die Leichen gesehen, Willie. Ich habe meine Ansichten der Polizei mitgeteilt.«

»Was halten Sie davon?« Er beugte sich vor, die zierlichen Hände flach auf dem Schreibtisch. Seine Nägel waren blass, beinahe weiß, blutleer.

»Ich habe der Polizei einen ausführlichen Bericht gegeben.« Ich sah ihn an, knapp an den Augen vorbei.

»Nicht mal das wollen Sie mir erzählen, wie?«

»Es steht mir nicht zu, polizeiliche Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen.«

»Ich hab denen ja gesagt, dass Sie nicht drauf stehen würden.«

»Stehen worauf? Sie haben mir noch kein bisschen erzählt.«

»Wir wollen, dass Sie die Vampirmorde untersuchen, dass Sie herausfinden, wer sie begeht. Oder was sie begeht. Wir zahlen Ihnen das Dreifache des normalen Honorars.«

Ich schüttelte den Kopf. Das erklärte, warum Bert, dieser gierige alte Gauner, den Termin angesetzt hatte. Er wusste, wie ich über Vampire dachte, aber mein Vertrag verlangte von mir, mit jedem Klienten, der Bert einen Vorschuss gezahlt hatte, wenigstens zu reden. Für Geld würde mein Boss alles tun. Das Problem war nur, dass er meinte, ich sollte das auch. Bert und ich würden uns ziemlich bald mal »unterhalten« müssen.

Ich stand auf. »Die Polizei untersucht die Sache. Ich tue schon, was ich kann, um ihnen zu helfen. In gewisser Weise arbeite ich bereits an dem Fall. Sparen Sie Ihr Geld.«

Er saß da und blickte mich von unten herauf an. Er hatte nicht die starre Reglosigkeit wie solche, die schon lange tot waren, aber schon einen Anflug davon.

Die Angst kroch mir den Rücken herauf und in die Kehle. Ich kämpfte den Drang nieder, mein Kruzifix aus der Bluse zu ziehen und ihn vor mir her aus dem Büro zu treiben. Einen Klienten mit einem heiligen Gegenstand hinauszwerfen macht nicht gerade einen professionellen Eindruck. Also blieb ich einfach stehen und wartete darauf, dass er sich bewegte.

»Warum wollen Sie mir nicht helfen?«

»Ich bin mit Klienten verabredet, Willie. Es tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann.«

»Nicht helfen wollen, meinen Sie.«

Ich nickte. »Verstehen Sie es, wie Sie wollen.« Ich ging um den Schreibtisch herum, um ihm die Tür zu zeigen.

Er bewegte sich mit einer fließenden Schnelligkeit, die der alte Willie nie gehabt hatte, aber ich sah es immerhin und war einen Schritt außerhalb der Reichweite seiner ausgestreckten Hand. »Ich bin nicht irgendein hübsches Gesicht, das auf miese Tricks reinfällt.«

»Sie haben gesehen, wie ich mich bewegt habe.«

»Ich habe es gehört. Sie sind noch neu, Willie. Vampir oder nicht, Sie müssen noch viel lernen.«

Er sah mich stirnrunzelnd an, die Hand noch immer nach mir ausgestreckt. »Kann sein, aber kein Mensch hätte so gut ausweichen können.« Er kam dicht an mich heran, das karierte Sakko berührte mich fast. So nah beieinander waren wir nahezu gleich groß - oder klein. Seine Augen waren genau auf gleicher Höhe wie meine. Ich blickte so fest ich konnte auf seine Schulter.

Ich musste mich äußerst zusammenreißen, um nicht vor ihm zurückzuweichen. Aber verdammt noch mal, untot oder nicht, er war Willie McCoy. Diese Befriedigung würde ich ihm nicht verschaffen.

Er sagte: »Sie sind kein Mensch, nicht mehr als ich einer bin.«

Ich ging zur Tür und öffnete sie. Ich hatte mich nicht von ihm weg, sondern zur Tür bewegt, und zwar um sie zu öffnen. Krampfhaft versuchte ich die Schweißdrüsen entlang meiner Wirbelsäule davon zu überzeugen, dass darin ein Un-

terschied bestand. Die Kälte in der Magengegend konnte ich leider nicht täuschen.

»Ich muss jetzt wirklich gehen. Danke, dass Sie die Zusammenarbeit mit Animators, Inc. in Erwägung gezogen haben.«

Ich schenkte ihm mein professionellstes Lächeln, es war nichts sagend wie eine Glühbirne und genauso blendend.

In der Tür blieb er stehen. »Warum wollen Sie nicht für uns arbeiten? Ich muss denen was sagen, wenn ich zurückkomme.«

Ich war mir nicht sicher, aber da klang so etwas wie Angst heraus. Würde er bei Versagen Ärger bekommen? Er tat mir Leid, aber ich wusste, dass das dumm war. Er war ein Untoter, um Himmels willen, aber er stand da und sah mich an, und er war trotz allem Willie mit seinen komischen Jacken und den kleinen nervösen Händen.

»Sagen Sie ihnen, wer immer sie sind, dass ich für Vampire nicht arbeite.«

»Eine Firmenvorschrift?« Wieder ließ er es wie eine Frage klingen.

»Aus Beton.«

In seinem Gesicht blitzte etwas auf, als der alte Willie durchkam. War beinahe schade. »Ich wünschte, Sie hätten das nicht gesagt, Anita. Diese Leute mögen es nicht, wenn man ihnen etwas abschlägt.«

»Ich finde, Sie sind schon viel zu lange geblieben. Ich mag keine Drohungen.«

»Das ist keine Drohung, Anita. Es ist die Wahrheit.« Er rückte seine Krawatte zurecht, streichelte den goldenen Knopf, straffte die schmalen Schultern und ging hinaus.

Ich schloss hinter ihm die Tür und lehnte mich dagegen. Mir war weich in den Knien. Aber ich hatte keine Zeit, um mich hinzusetzen und zu zittern.

Mrs. Grundick war vermutlich schon auf dem Friedhof. Sie würde dort stehen mit ihrer kleinen schwarzen Handtasche und ihren erwachsenen Söhnen und darauf warten, dass ich ihren toten Gatten aufweckte. Es gab da ein Rätsel mit zwei völlig verschiedenen Testamenten. Also hieß es, entweder jahrelang Gerichtskosten und Auseinandersetzungen bezahlen oder Albert Grundick von den Toten erwecken und ihn fragen.

Alles, was ich brauchte, hatte ich im Wagen, auch die Hühner. Ich zog das silberne Kruzifix aus der Bluse und ließ es für jeden sichtbar hängen. Ich habe diverse Schusswaffen und weiß, wie man damit umgeht. In meinem Schreibtisch liegt eine 9mm Browning Hi-Power. Wiegt etwas über zwei Pfund, hat versilberte Kugeln und dergleichen. Silber tötet keinen Vampir, aber es schwächt sie. Sie sind gezwungen, die Wunde ausheilen zu lassen, mit fast menschlicher Langsamkeit. Ich wischte mir die schweißnassen Handflächen am Rock ab und ging hinaus.

Craig, unser Nachtschichtsekretär, tippte wie wild auf der Computertastatur. Er riss die Augen auf, als ich über den dicken Teppich schritt. Vielleicht lag es an dem Kreuz, das an einer langen Kette baumelte. Vielleicht war es wegen der Schultervorrichtung, die stramm über dem Rücken saß, und der für jeden sichtbaren Kanone. Er erwähnte weder das eine noch das andere. Kluger Mann.

Ich zog meine hübsche kleine Cordsamtjacke darüber. Sie beulte sich über der Waffe, aber das war in Ordnung. Ich bezweifelte, dass die Grundicks und ihre Anwälte das bemerken würden.

Am Ende hatte ich auf dem Heimweg die Sonne aufgehen sehen. Ich hasse Sonnenaufgänge. Sie bedeuten, dass ich mich übermäßig eingespannt und die ganze verdammte Nacht durchgearbeitet habe.

In St. Louis stehen mehr Bäume am Highway als in jeder anderen Stadt, durch die ich schon gefahren bin. Fast bin ich bereit, zuzugeben, dass die Bäume im ersten Licht der Dämmerung schön aussehen, fast. Mein Apartment sieht in der Morgensonne immer deprimierend weiß und fröhlich aus. Die Wände haben dieselbe Vanilleeisfarbe wie in jedem Apartment. Der Teppich hat jedoch einen hübschen Grauton, der dem allgemein üblichen Hundehaufenbraun vorzuziehen ist.

2. Kapitel

Das Apartment ist eine geräumige Zweizimmerwohnung. Man hat mir gesagt, es habe einen schönen Blick auf den Park in der Nachbarschaft. Mich kann man nicht zur Bestätigung heranziehen. Wenn es nach mir ginge, hätte es nicht mal Fenster. Mit den schweren Vorhängen, die den hellsten Tag in kühlen Dämmer legen, komme ich einigermaßen zurecht.

Ich schaltete das Radio leise ein, um die Geräusche meiner tagaktiven Nachbarn zu überdecken. Bei zärtlicher Chopin-Musik zog mich der Schlaf in die Tiefe. Eine Minute später klingelte das Telefon.

Eine Minute lang lag ich da und verfluchte mich dafür, dass ich vergessen hatte, den Anrufbeantworter

einzuschalten. Wenn ich es vielleicht ignorierte? Nach dem fünften Klingeln gab ich es auf.

»Hallo.«

»Oh, Verzeihung. Habe ich Sie geweckt?«

Es war eine Frau, die ich nicht kannte. Falls sie mir etwas verkaufen wollte, würde ich gewalttätig werden. »Wer sind Sie?« Ich blinzelte die Nachttischuhr an. Es war acht. Ich hatte schon zwei Stunden geschlafen. Hurra.

»Ich bin Monica Vespucci.« Sie sagte es, als würde das alles erklären. Aber das tat es nicht.

»Ja.« Ich versuchte hilfsbereit zu klingen, ermutigend. Ich glaube, es hörte sich wie ein Knurren an.

»Meine Güte, äh, ich bin die Monica, die mit Catherine Maison zusammenarbeitet.«

Ich schmiegte mich um den Hörer und versuchte zu denken. Nach zwei Stunden Schlaf denke ich nicht besonders ergiebig. Catherines Name kannte ich, sie war eine gute Freundin. Wahrscheinlich hatte sie die andere mir gegenüber erwähnt, aber ich konnte sie ums Verrecken nicht einordnen. »Sicher, Monica, ja. Was wollen Sie?« Das klang grob, auch für meine Ohren. »Es tut mir Leid, wenn ich nicht freundlich erscheine. Ich bin um sechs von der Arbeit gekommen.«

»Mein Gott, Sie meinen, Sie hatten nur zwei Stunden Schlaf. Wollen Sie mich erschießen, oder was?«

Ich antwortete nicht darauf. So grob bin ich auch wieder nicht. »Wollten Sie etwas, Monica?«

»Sicher, ja. Ich schmeiße eine Junggesellinnenparty für Catherine. Wissen Sie, sie heiratet nächsten Monat.«

Ich nickte, dann fiel mir ein, dass sie mich nicht sehen konnte, und murmelte: »Ich gehöre zur Hochzeitsgesellschaft.«

»Oh, klar, ich weiß. Schöne Kleider für die Brautjungfern, meinen Sie nicht?«

Eigentlich nicht. Das Letzte, wofür ich hundertzwanzig Dollar ausgeben wollte, war ein rosa Abendkleid mit Puffärmeln. Aber es war Catherines Hochzeit. »Was ist mit der Party?«

»Oh, ich schweife ab, nicht? Und Sie sehnen sich nach Schlaf.«

Ich fragte mich, ob es wohl etwas nützen würde, sie anzusprechen, ob sie dann schneller vorankäme. Nein, wahrscheinlich würde sie flennen. »Was möchten Sie bitte, Monica?«

»Also, ich weiß ja, dass es sehr kurzfristig ist, aber ich mache immer bei allem Schnitzer. Ich wollte Sie schon vorige Woche anrufen, aber es kam einfach nicht dazu.«

Das konnte ich mir vorstellen. »Weiter.«

»Die Junggesellinnenparty ist heute Abend. Catherine sagt, dass Sie nichts trinken, also habe ich überlegt, ob Sie den Fahrer machen könnten.«

Ich lag einen Augenblick lang da und dachte nach, wie wütend ich werden sollte und ob es mir etwas nützen würde. Wenn ich wacher gewesen wäre, hätte ich vielleicht nicht ausgesprochen, was ich dachte. »Finden Sie nicht, dass es reichlich kurzfristig ist, wenn Sie wollen, dass ich fahre?«

»Ich weiß. Es tut mir so Leid. Ich bin einfach zerstreut in letzter Zeit. Catherine sagte mir, dass Sie meistens entweder am Freitag oder am Samstag freihaben. Haben Sie diese Woche am Freitag frei?«

Tatsächlich war das der Fall, aber ich wollte meinen einzigen freien Abend wirklich nicht für diesen Hohlkopf am anderen Ende der Leitung opfern. »Ich habe heute Abend frei.«

»Großartig! Ich gebe Ihnen die Wegbeschreibung, und Sie können uns nach der Arbeit abholen. Ist das in Ordnung?«

Nein, aber was hätte ich sagen sollen. »Ist mir recht.«

»Stift und Papier?«

»Sie sagten, Sie arbeiten mit Catherine, richtig?« Ich fing gerade an, mich an Monica zu erinnern.

»Aber ja.«

»Ich weiß, wo Catherine arbeitet. Ich brauche keine Wegbeschreibung.«

»Oh, wie dumm von mir, natürlich. Dann sehen wir uns gegen fünf. Machen Sie sich schick, aber keine Absätze. Vielleicht wird getanzt.«

Ich hasse Tanzen. »Sicher, bis dann.«

»Bis heute Abend.«

Sie legte auf, als ich den Hörer noch am Ohr hatte. Ich schaltete den Anrufbeantworter ein und schmiegte mich wieder in die Laken. Monica arbeitete mit Catherine, also war sie Anwältin. Das war eine erschreckende Vorstellung. Vielleicht gehörte sie zu den Leuten, die nur bei der Arbeit gut organisiert sind. Eher nicht.

Erst jetzt, als es zu spät war, dämmerte mir, dass ich die Einladung einfach hätte ablehnen können. Verdammt. Ich war zu schnell gewesen. Also gut, wie schlimm könnte es werden? Fremden Leuten zusehen, wie sie sich bis zur Besinnungslosigkeit voll laufen lassen. Mit etwas Glück würde sich irgendjemand in meinem Wagen übergeben.

Nachdem ich wieder eingeschlafen war, träumte ich das merkwürdigste Zeug, über diese Frau, die ich nicht kannte, über eine Kokoscremetorte und über Willie McCoys Beerdigung.

Monica Vespucci hatte sich einen Button angesteckt, auf dem stand: »Vampire sind auch Leute.« Das war kein viel versprechender Anfang für den Abend. Ihre weiße Bluse war aus Seide, der hohe, ausgestellte Kragen rahmte eine dunkle Sonnenbankbräune ein. Die Frisur war kurz und fachmännisch geschnitten, das Make-up perfekt.

Der Button hätte mich drauf stoßen müssen, welche Art Jungesellinnenparty sie geplant hatte. An manchen Tagen bin ich einfach schwer von Begriff.

3. Kapitel

Ich trug schwarze Jeans, kniehohes Stiefel und eine karmesinrote Bluse. Meine Haare waren dazu wie maßgeschneidert, über die Schultern der roten Bluse ringelten sich schwarze Locken. Das kräftige Schwarzbraun meiner Augen passte zu den Haaren. Nur meine Haut stach dagegen ab, zu blass, germanische Blässe zu südländischem Aussehen. Ein Verfloßener hat mich mal als kleine Chinapuppe bezeichnet. Er meinte es als Kompliment. Ich fasste es nicht so auf. Es hat seinen Grund, warum ich mich selten verabrede.

Die Bluse war langärmelig, um die Messerscheide am rechten Handgelenk und die Narben am linken Arm zu verdecken. Die Pistole hatte ich im Kofferraum eingeschlossen. Ich glaubte nicht, dass die Jungesellinnenparty dermaßen aus dem Ruder laufen würde.

»Es tut mir so Leid, dass ich es bis zur letzten Minute hinausgeschoben habe, Catherine. Darum sind wir nur zu dritt. Alle anderen hatten schon etwas vor«, sagte Monica.

»Sich vorzustellen, dass die Leute am Freitagabend etwas vorhaben«, sagte ich.

Monica starrte mich an, als versuchte sie herauszufinden, ob ich einen Witz gemacht hatte oder nicht.

Catherine warf mir einen warnenden Blick zu. Ich schenkte den beiden mein unschuldigstes Lächeln. Monica lächelte zurück. Catherine ließ sich nicht täuschen.

Monica tänzelte den Bürgersteig entlang und freute sich wie ein beschwipstes Honigkuchenpferd. Sie hatte beim Essen nur zwei Gläser getrunken. Ein schlechtes Zeichen.

»Sei nett«, flüsterte Catherine.

»Was habe ich denn gesagt?«

»Anita.« Sie klang wie mein Vater, wenn ich bis spät in die Nacht aus gewesen war.

Ich seufzte. »Ihr seid für mich kein Spaß heute Abend.«

»Ich plane genau das Gegenteil.« Sie reckte die Arme zum Himmel. Sie trug noch ihr Bürokostüm, das inzwischen verkittert war. Der Wind wehte durch ihre langen kupferroten Haare. Ich habe nie entscheiden können, ob Catherine mit kurzen Haaren schöner wäre, weil man dann zuerst ihr Gesicht sähe, oder ob es vielmehr das Haar war, das sie schön machte.

»Wenn ich einen der wenigen freien Abende aufgeben muss, dann habe ich die Absicht, mich zu amüsieren -und zwar prächtig«, sagte sie.

Da klang eine gewisse Schärfe heraus. Ich sah prüfend zu ihr auf. »Du hast doch nicht vor, bis zum Umfallen zu trinken oder?«

»Vielleicht.« Sie machte ein selbstgefälliges Gesicht.

Catherine wusste, dass ich das Trinken nicht schätzte oder besser gesagt kein Verständnis dafür hatte. Ich mag es nicht, wenn meine Hemmschwellen gesenkt werden. Wenn ich schon die Absicht hatte, über die Stränge zu schlagen, dann wollte ich zumindest, dass es nicht zu sehr ausufert.

Wir hatten meinen Wagen zwei Blocks entfernt auf einem Parkplatz stehen lassen. Auf dem mit dem schmiedeeisernen Zaun drum herum. Unten am Fluss gab es nicht viele Parkplätze. Die engen Backsteinstraßen und alten Bürgersteige waren für Pferde, nicht für Autos gebaut. Die Straßen waren frisch gewaschen von einem sommerlichen Gewitterregen, der während unseres Abendessens heruntergekommen war und wieder aufgehört hatte. Die ersten Sterne funkelten über uns wie Diamanten, die sich in Samt verfangen haben.

»Beeilt euch, ihr Langweiler«, rief Monica.

Catherine sah mich an und grinste. Als Nächstes musste ich erleben, wie sie Monica hinterherrannte.

»Um Himmels willen«, murmelte ich. Wenn ich beim Abendessen etwas getrunken hätte, wäre ich vielleicht auch gerannt, aber ich bezweifelte es.

»Jetzt sei kein Partymuffel«, rief Catherine zu mir zurück.

Partymuffel? Ich holte auf. Monica kicherte. Irgendwie hatte ich geahnt, dass sie das tun würde. Catherine und sie lehnten sich aneinander und lachten. Vermutlich über mich.

Monica beruhigte sich so weit, dass sie ein unheilvolles Bühnenflüstern hinkriegte. »Wisst ihr, was hinter dieser Ecke wartet?«

Tatsache war, dass ich es wusste. Der letzte Vampirmord hatte nur vier Blocks entfernt stattgefunden. Wir befanden uns »im Bezirk«, wie die Vampire es nannten. Die Menschen nannten den Stadtteil das Hafenviertel oder Blutviertel, je nach Menschenschlag.

»Das Guilty Pleasures«, sagte ich.

»Oh, pfui, du verdirbst die Überraschung.«

-»Was ist das Guilty Pleasures?«, fragte Catherine.

Monica kicherte. »Oh, klasse, die Überraschung ist gar nicht verdorben.« Sie hakte sich bei Catherine unter. »Es wird dir gefallen, das verspreche ich.«

Catherine vielleicht; mir bestimmt nicht, aber ich bog trotzdem mit ihnen um die Ecke. Die Reklame war ein wirbelndes Neonlicht in frischem Blutrot. Der Symbolgehalt war an mich nicht verschwendet.

Wir gingen drei breite Stufen hinauf, und da stand ein Vampir vor der offen stehenden Tür. Er hatte einen schwarzen Bürstenschnitt und kleine helle Augen. Seine massigen Schultern drohten das schwarze T-Shirt zu sprengen. War Gewichtestemmen nicht überflüssig, wenn man tot war?

Schon auf der Schwelle waren Stimmen, Gelächter und Musik zu hören. Der üppige Lärm vieler Leute auf engem Raum, die entschlossen sind, sich zu amüsieren.

Der Vampir stand neben der Tür, sehr still. Es war aber noch ein wenig Bewegung in ihm, eine gewisse Lebendigkeit, um es mal so zu nennen. Er konnte nicht mehr als zwanzig Jahre tot sein, wenn überhaupt so viel. Bei Dunkelheit sah er fast menschlich aus, sogar für mich. Er hatte heute schon gegessen. Seine Haut sah rosig und gesund aus. Verdammte naht daran, was man das blühende Leben nennt. Eine Mahlzeit frisches Blut hat eben diese Wirkung.

Monica drückte seinen Arm. »Oooh, fühlt mal diese Muskeln.«

Er grinste mit blitzenden Fängen. Catherine stieß den Atem aus. Das Grinsen wurde breiter.

»Buzz hier ist ein alter Freund, stimmt's, Buzz?«

Buzz, der Vampir? Bestimmt nicht.

Aber er nickte. »Geh rein, Monica. Dein Tisch wartet.«

Tisch? Welche Art Einfluss hatte Monica? Das Guilty Pleasures war einer der heißesten Clubs im Bezirk, und sie nahmen keine Reservierungen entgegen.

An der Tür hing ein großes Schild. »Keine Kreuze, Kruzifixe oder andere heilige Gegenstände.« Ich las es und ging daran vorbei. Ich hatte keine Lust, mein Kreuz loszuwerden.

Eine wohltönende, melodiose Stimme umströmte uns. »Anita, wie gut, dass Sie kommen.«

Die Stimme gehörte Jean-Claude, Besitzer des Clubs und Meistervampir. Er sah aus, wie man sich einen Vampir vorstellt. Weiche Locken und der hohe weiße Kragen eines alttümlichen Hemdes bildeten ein Durcheinander. Spitze ergoss sich über bleiche, langgliedrige Hände. Das Hemd war geöffnet, gestattete den Blick auf eine schlanke, nackte Brust, die von noch mehr schäumender Spitze eingerahmt war. Die meisten Männer hätten so ein Hemd nicht tragen können. An dem Vampir sah es äußerst männlich aus.

»Ihr beide kennt euch?«, fragte Monica verblüfft.

»Oh, ja«, antwortete Jean-Claude. »Mrs. Blake und ich sind uns schon einmal begegnet.«

»Ich habe die Polizeiarbeit im Hafenviertel unterstützt.«

»Sie ist ihr Vampirexperte.« Er ließ das letzte Wort sanft und gefühlvoll und einen Hauch obszön klingen.

Monica kicherte. Catherine starrte Jean-Claude mit großen, unschuldigen Augen an. Ich fasste ihren Arm, und sie zuckte zusammen, als würde sie aus einem Traum erwachen. Ich brauchte nicht zu flüstern, denn er hätte mich ohnehin gehört. »Wichtiger Sicherheitstipp: Sieh einem Vampir niemals in die Augen.«

Sie nickte. In ihrem Gesicht waren erste Anzeichen von Furcht zu erkennen.

»Einer so schönen jungen Frau würde ich niemals etwas antun.« Er nahm Catherines Hand und führte sie an seine Lippen. Eine leichte Berührung, und Catherine errötete.

Er küsste auch Monica die Hand. Dann sah er mich an und lachte. »Haben Sie keine Angst, meine kleine Lebensspenderin. Sie werde ich nicht anrühren. Das wäre gemogelt.«

Er kam dicht neben mich. Ich starrte unverwandt auf seine Brust. In der Spitze verborgen war eine Brandnarbe. Sie hatte die Form eines Kreuzes. Wie viele Jahrzehnte war es her, dass ihm jemand ein Kreuz auf die Haut gedrückt hatte?

»So wie Sie mit einem Kreuz einen unfairen Vorteil hätten.«

Was sollte ich sagen? In gewisser Weise hatte er Recht.

Es war jammerschade, dass ein einfaches Kreuz nicht ausreichte, um einem Vampir zu schaden. Jean-Claude hätte sonst tief in der Scheiße gesteckt. Das Kreuz musste leider gesegnet sein und die Unterstützung des Glaubens haben. Ein Atheist, der vor einem Vampir mit dem Kreuz wedelte, war wirklich eine traurige Figur.

Er hauchte mir meinen Namen auf die Haut. »Anita, woran denken Sie?«

Die Stimme war so verflucht wohltuend. Ich wollte aufschauen und sehen, welcher Gesichtsausdruck diese Worte begleitete. Es faszinierte Jean-Claude, dass ich teilweise immun gegen ihn war. Obendrein trug ich eine kreuzförmige Narbe auf dem Arm. Die Narbe belustigte ihn. Jedes Mal wenn wir uns trafen, tat er sein Bestes, um mich in seinen Bann zu ziehen, und ich tat mein Bestes, um ihn zu ignorieren. Bisher hatte ich gewonnen.

»Sie haben sich noch nie beschwert, dass ich ein Kreuz trage.«

»Da waren Sie bei der Arbeit jetzt nicht.«

Ich starrte auf seine Brust und fragte mich, ob die Spitze so weich war, wie sie aussah. Wahrscheinlich nicht.

»Sind Sie sich Ihrer Kräfte so unsicher, kleine Lebensspenderin? Glauben Sie, dass Ihre ganze Widerstandskraft in diesem Stück Silber an Ihrem Hals steckt?«

Das glaubte ich nicht, aber ich wusste, dass es mir half. Jean Claude war eingestandenermaßen zweihundertundfünf Jahre alt. In zwei Jahrhunderten gewinnt ein Vampir eine Menge

Kraft. Er deutete an, dass ich ein Feigling sei. das war ich nicht.

Ich griff mir in den Nacken, um die Kette zu lösen. Er entfernte sich von mir und drehte mir den Rücken zu. Das Kreuz goss Silber in meine Hände. Eine blonde Frau erschien neben mir. Sie reichte mir eine Garderobenmarke und nahm das Kreuz an sich. Wie nett, ein Garderobenmädchen für Devotionalien.

Ohne das Kreuz fühlte ich mich nicht mehr vollständig angezogen. Ich schlief und duschte sogar mit dem Ding.

Jean-Claude trat wieder zu mir. »Sie werden der Show heute Abend nicht widerstehen können, Anita. Einer wird Sie in seinen Bann schlagen.«

»Nein«, sagte ich. Knallhart sein ist schwierig, wenn man auf jemandes Brust starrt. Man braucht dazu wirklich Augenkontakt, aber das konnte ich vergessen.

Er lachte. Der Klang schien meine Haut zu streifen wie ein Pelz. Warm und ganz leicht nach Tod fühlte es sich an.

Monica griff nach meinem Arm. »Es wird dir gefallen, das verspreche ich dir.«

»Ja«, sagte Jean-Claude. »Diese Nacht werden Sie nie vergessen.«

»Ist das eine Drohung?«

Er lachte wieder mit diesem schrecklichen Beiklang. »Dies ist ein Ort der Lust, Anita, nicht der Gewalt.«

Monica zog mich am Arm. »Beeil dich, die Vorstellung fängt gleich an.«

»Vorstellung?«, fragte Catherine.

Ich musste lächeln. »Willkommen im weltweit einzigen Vampirstripteaseclub, Catherine.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Pfadfinderehrenwort.« Ich drehte mich um und sah zur Tür, ich weiß nicht, warum. Jean-Claude stand vollkommen still, ohne Aufmerksamkeit für irgendetwas, als wäre er überhaupt nicht da. Dann bewegte er sich, eine bleiche Hand hob sich an seine Lippen. Er blies mir quer durch den Raum einen Kuss zu. Das nächtliche Vergnügen hatte begonnen.

Unser Tisch stand fast auf der Bühne. Der Raum war voller Alkoholdunst und Gelächter, es gab immer ein paar gespielte Schreie, wenn der Vampirkellner um die Tische herumging. Da war eine unterschwellige Angst zu spüren. Von der eigentümlichen Art, die man auf Achterbahnen oder bei Horrorfilmen bekommt. Harmloser Schrecken.

Die Lichter gingen aus. Schreie hallten durch den Raum, hoch und schrill. Einen Moment lang war die Furcht echt. Jean-Claudes Stimme kam aus der Dunkelheit. »Willkommen im Guilty Pleasures. Wir sind hier, um Ihnen zu dienen. Um Ihre verwerflichsten Gedanken wahr zu machen.«

4. Kapitel

Seine Stimme war wie das Rascheln von Seide in den kurzen Stunden der Nacht. Verdammt, er war gut.

»Haben Sie sich je gefragt, wie es wäre, meinen Atem auf der Haut zu spüren? Meine Lippen an Ihrem Hals. Die harte Berührung der Zähne. Den süßen scharfen Schmerz des Bisses. Wie Ihr Herz verzweifelt gegen meine Brust pocht. Ihr Blut in meine Adern fließt. Sie sich hingeben. Mir Leben schenken. Und wissen, dass ich wahrhaftig nicht ohne Sie, ohne Sie alle, leben kann.«

Vielleicht war es die Intimität der Dunkelheit wie auch immer, ich hatte das Gefühl, als spräche er nur zu mir, mir allein. Ich war seine Auserwählte, seine Einzige. Nein, das stimmte nicht. Jede Frau im Club fühlte jetzt dasselbe. Wir waren alle seine Auserwählten. Und vielleicht steckte da mehr Wahrheit drin als in allem anderen.

»Der erste Herr heute Abend teilt Ihre Fantasie. Er wollte wissen, wie sich der süßeste aller Küsse anfühlt. Er hat ihn bereits erlebt, um Ihnen erzählen zu können, dass es wunderbar ist.« Er wartete, bis die Stille die Dunkelheit ausfüllte, bis mein Herzschlag laut zu hören war. »Philip ist heute Abend bei uns.«

Monica hauchte: »Philip!« Ein kollektives Stöhnen lief durch das Publikum, dann setzte ein leiser Sprechchor ein. »Philip, Philip...« Er schwoll an wie ein inständiges Flehen.

Die Lichter gingen an wie am Ende eines Films. Eine Gestalt stand in der Bühnenmitte. Ein weißes T-Shirt lag eng an seinem Oberkörper; kein Muskelmann, aber gut gebaut. Nicht

zu viel des Guten. Eine schwarze Lederjacke, enge Jeans und Stiefel vervollständigten die Aufmachung. Man hätte ihm überall auf der Straße begegnen können. Sein dickes braunes Haar berührte die Schultern.

Musik schwebte in die dämmrige Stille. Der Mann wiegte sich dazu, die Hüften kreisten ganz sacht. Er begann aus der Lederjacke zu gleiten, bewegte sich fast in Zeitlupe. Die leise Musik fing an zu pulsieren. Und sein Körper bewegte sich rhythmisch wiegend. Die Jacke glitt zu Boden. Er schaute eine Minute lang ins Publikum und ließ uns sehen, was es zu sehen gab. Narben überzogen die Wölbung der Arme, die Haut hatte weiße Hügel aus Narbengewebe herausgebildet.

Ich schluckte schwer. Ich war nicht sicher, was sich abspielen würde, aber ich wettete, dass es mir nicht gefallen würde.

Er strich sich mit beiden Händen das Haar aus dem Gesicht. Dabei stolzierte er mit wiegenden Schritten am Bühnenrand entlang. An unserem Tisch blieb er stehen und schaute zu uns herab. Sein Hals sah aus wie der Arm eines Fixers.

Ich musste wegsehen. All die netten kleinen Bissmale, die hübschen kleinen Narben. Ich sah, dass Catherine in ihren Schoß starrte. Monica saß nach vorn gebeugt, die Lippen halb geöffnet.

Er griff das T-Shirt mit starken Händen und zog. Es schälte sich reißend von seiner Brust. Schreie aus dem Publikum. Ein paar riefen seinen Namen. Er lächelte. Das Lächeln war blendend, brilliant, sexy, zerging auf der Zunge.

Da war Narbengewebe auf seiner glatten nackten Brust, weiße Narben, rosa Narben, neue Narben, alte Narben. Ich saß da und starrte mit offenem Mund.

Catherine flüsterte: »Großer Gott!«

»Er ist wundervoll, nicht wahr?«, sagte Monica.

Ich sah sie von der Seite an. Ihr ausgestellter Kragen war verrutscht und hatte zwei Einstiche freigelegt. Ziemlich alt, fast vernarbt. Jesus Maria.

Die Musik steigerte sich mit einem Schlag zu pulsierender Heftigkeit. Er tanzte, wiegte sich, drehte sich im Kreis, warf die Kraft seines Körpers in jede Bewegung. Über dem linken Schlüsselbein war ein weißer Wulst von Narben, ausgefranst und scheußlich. Mein Magen zog sich zusammen. Ein Vampir hatte seine Zähne durch das Schlüsselbein gejagt, an ihm gerissen wie ein Hund an einem Stück Fleisch. Ich wusste das, weil ich eine ähnliche Narbe hatte. Ich hatte eine Menge ähnlicher Narben.

Dollarscheine tauchten in Händen auf wie Pilze nach dem Regen. Monica schwenkte ihr Geld wie eine Flagge. Ich wollte Philip nicht an unserem Tisch haben. Um bei dem Lärm gehört zu werden, musste ich mich dicht zu Monica hinüberbeugen. »Bitte, Monica, hole ihn nicht hierher.«

Als sie sich zu mir umdrehte, wusste ich schon, dass es zu spät war. Philip von den vielen Narben stand auf der Bühne und sah zu uns herab. Ich starrte in seine ziemlich menschlichen Augen.

Ich konnte den Puls an Monicas Hals sehen. Sie leckte sich über die Lippen ihre Augen waren riesig. Sie stopfte ihm das Geld vorn in die Hose.

Ihre Hände spürten den Narben nach wie nervöse Schmetterlinge. Sie lehnte das Gesicht an seinen Bauch und begann sie

zu küssen, hinterließ ihre Markierung aus rotem Lippenstift. Währenddessen ging er langsam in die Knie, zwang ihren Mund höher und höher hinauf bis an seine Brust.

Er kniete, und sie presste ihre Lippen auf sein Gesicht. Er streifte sein Haar vom Hals fort, als wüsste er, was sie wollte. Sie leckte ein frisches Bissmal, ihre Zunge war klein und rosa wie die einer Katze. Ich hörte ihren Atem in einen zitterigen Seufzer übergehen. Sie biss ihn, schloss den Mund über der Wunde. Philip zuckte vor Schmerz oder vor Überraschung. Ihre Kiefer schlossen sich, ihre Kehle arbeitete. Sie saugte an der Wunde.

Ich sah über den Tisch hinweg zu Catherine. Sie starrte auf die zwei, sprachlos vor Verblüffung.

Die Menge wurde wild, kreischte, winkte mit Geld. Philip löste sich von Monica und wechselte zu einem anderen Tisch. Monica sackte nach vorn, der Kopf sank ihr in den Schoß und ihre Arme erschlafften.

War sie ohnmächtig? Ich streckte die Hand aus, um sie an der Schulter zu rütteln, und merkte, dass ich sie nicht anfassen wollte. Ich berührte sie sacht. Sie regte sich, drehte den Kopf nach mir. Ihre Augen hatten die träge Satttheit, die einem Sex verschafft. Ihr Mund sah blass aus, der Lippenstift fortgewischt. Sie war nicht ohnmächtig geworden sie sonnte sich im Nachglühen.

Ich zog mich von ihr zurück, rieb die Hände an meiner Jeans ab. Meine Handflächen war schweißnass.

Philip war auf die Bühne zurückgekehrt. Er hatte aufgehört zu tanzen. Er stand einfach nur da. Monica hatte ein kleines rundes Mal an seinem Hals hinterlassen.

Ich spürte die erste Berührung eines alten Geistes, der über die Menge strömte. Catherine fragte: »Was passiert hier?«

»Das ist in Ordnung«, beruhigte Monica sie. Sie saß mit halb geschlossenen Augen aufrecht auf ihrem Stuhl, leckte sich die Lippen, reckte die Arme über den Kopf.

Catherine beugte sich zu mir. »Anita, was ist das?«

»Ein Vampir«, antwortete ich.

In ihrem Gesicht schien Angst auf, hielt aber nicht an. Ich sah, wie ihre Furcht unter der Macht des Vampirgeistes verebbte. Sie drehte sich langsam zu Philip hin, der wartend stand. Catherine war nicht in Gefahr. Die Massenhypnose war nicht persönlich und nicht von Dauer.

Der Vampir war nicht so alt wie Jean-Claude und auch nicht so gut. Ich spürte den Druck und das Strömen von über hundert Jahren Macht, aber es war nicht genug. Ich spürte ihn zwischen den Tischen hindurchkommen. Er gab sich wirklich alle Mühe, damit die armseligen Menschen ihn nicht kommen sahen. Er würde einfach in ihrer Mitte erscheinen, als wäre es Magie.

Man schafft es nicht oft, einen Vampir zu überraschen. Ich drehte mich um und beobachtete, wie er auf die Bühne zuschritt. Jedes menschliche Gesicht, das ich sah, war entzückt, wie blind der Bühne zugewandt, voller Erwartung. Der Vampir war groß. Er hatte hohe Wangenknochen, ein perfektes Gesicht, wie gemeißelt. Er war zu maskulin, um schön zu sein, und zu perfekt, um echt zu sein.

Er schlenderte durch die Zuschauer in einem Bilderbuchvampiraufzug, schwarzer Smoking, weiße Handschuhe. Ei-

nen Tisch von uns entfernt blieb er stehen, um mich anzusehen. Das Publikum hielt er mit seinem Geist in der Hand, wo es hilflos wartete. Aber ich saß da und schaute ihn unentwegt an, nur nicht in seine Augen.

Sein Körper versteifte sich vor Verblüffung. Es gibt nichts Besseres, um den Kampfgeist einer Frau zu stärken, als einen hundert Jahre alten Vampir aus der Ruhe zu bringen.

Ich sah an ihm vorbei zu Jean-Claude. Er starrte mich an. Ich prostete ihm zu, und er antwortete mit einem Nicken.

Der große Vampir stellte sich neben Philip. Philips Augen waren so leer wie die der Zuschauer. Der Zauber, oder was es sonst war, verflog. Mit einem Gedanken weckte der Vampir das Publikum, und alle keuchten. Magie.

Jean-Claude sprach in die plötzliche Stille hinein. »Das ist Robert. Heißen Sie ihn auf unserer Bühne willkommen.«

Die Menge tobte und schrie. Auch Catherine klatschte mit ihnen. Augenscheinlich war sie beeindruckt.

Die Musik wechselte wieder, sie hämmerte und pochte durch den Raum, fast schmerzhaft laut. Robert der Vampir begann zu tanzen. Er bewegte sich mit gezügelter Gewalt, ruckte im Takt der Musik. Dann schleuderte er seine weißen Handschuhe in die Zuschauer. Einer landete vor meinen Füßen. Ich ließ ihn liegen.

Monica sagte: »Heb ihn auf.«

Ich schüttelte den Kopf.

Von einem anderen Tisch lehnte sich eine Frau herüber. Ihr Atem roch nach Whiskey. »Sie wollen ihn nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie stand auf, wahrscheinlich, um sich den Handschuh zu holen. Monica kam ihr zuvor. Die Frau setzte sich wieder, sie sah nicht glücklich aus.

Der Vampir hatte abgelegt, er zeigte eine glatte Brustfläche. Er ließ sich auf die Bühne fallen und machte Liegestütze auf den Fingerspitzen. Die Leute rasten. Ich war nicht weiter beeindruckt. Ich wusste, dass er ein Auto zusammendrücken konnte, wenn er es wollte. Was sind ein paar Liegestütze im Vergleich dazu?

Er fing an, um Philip herumzutanzten. Der wandte sich ihm mit ausgebreiteten Armen und ein wenig gebückt zu, als wäre er auf einen Angriff gefasst. Sie begannen einander zu umkreisen. Die Musik wurde leise und war nur noch eine weiche Untermalung des Geschehens auf der Bühne.

Der Vampir näherte sich Philip. Philip lief, als wollte er von der Bühne fliehen. Der Vampir war plötzlich vor ihm und verstellte ihm den Weg.

Ich hatte die Bewegung nicht gesehen. Der Vampir war einfach vor dem Mann erschienen. Ich hatte ihn nicht laufen sehen. Die Angst trieb mir mit einem eiskalten Stoß die Luft aus der Brust. Ich hatte die Sinnestäuschung nicht bemerkt, aber sie war geschehen.

Jean-Claude stand nur zwei Tische entfernt. Er hob eine bleiche Hand zum Gruß. Der Bastard hatte sich in meinen Verstand geschlichen, und ich hatte es nicht bemerkt. Die Leute keuchten erstaunt. Ich schaute wieder auf die Bühne.

Die beiden knieten; der Vampir hatte Philip einen Arm auf den Rücken gedreht, mit einer Hand griff er in das lange Haar, zog ihm den Kopf in einem schmerzhaften Winkel in den Nacken.

Philips Augen waren schreckgeweitet. Der Vampir hatte ihn nicht betäubt. Er war nicht betäubt! Er nahm alles wahr und hatte Angst. Guter Gott. Seine Brust hob und senkte sich hektisch.

Der Vampir sah ins Publikum und fauchte mit gebleckten Fängen, die im Licht blitzten. Sein Fauchen machte aus dem schönen Gesicht einen bestialischen Anblick. Sein Hunger streifte über die Köpfe der Menschen. Sein Verlangen war so heftig, dass sich mein Magen verkrampfte.

Nein, ich wollte das nicht mit ihm fühlen. Ich grub die Nägel in die Handflächen und konzentrierte mich. Das Gefühl verschwand. Schmerzen helfen. Ich öffnete meine zitternden Finger und fand vier Halbmonde, aus denen langsam das Blut quoll. Der Hunger siegte um mich herum, erfasste einen nach dem anderen, aber nicht mich, nicht mich.

Ich drückte eine Serviette zwischen meinen Händen und versuchte unauffällig zu wirken.

Der Vampir zog den Kopf zurück.

»Nein«, flüsterte ich.

Der Vampir schlug zu, versenkte die Zähne in das Fleisch. Philip stieß einen schrillen Schrei aus, der durch den Club hallte. Die Musik erstarb. Niemand rührte sich. Man hätte eine Nadel fallen hören können.

Ein leises Saugen drang durch die Stille. Philip fing an zu stöhnen, hoch oben im Hals, wieder und wieder, kleine hilflose Laute.

Ich blickte über die Zuschauer. Sie waren bei dem Vampir, fühlten seinen Hunger, sein Verlangen, fühlten ihn satt werden. Vielleicht teilten sie auch Philips Angst, ich wusste es nicht. Ich hatte mich abgesondert und war froh.

Der Vampir stand auf, ließ Philip auf den Boden fallen, der schlaff und reglos war. Ich stand auf, ohne es zu wollen. Der Mann krümmte den vernarbten Rücken in einem tiefen, erschütternden Atemzug zusammen, als kämpfte er sich von der Schwelle des Todes fort. Und vielleicht war es sogar so.

Er lebte. Ich setzte mich wieder hin. Mir war weich in den Knien. Schweiß überzog meine Hände und stach in den blutigen Kerben. Er war am Leben, und er genoss es.

Ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir das jemand erzählt hätte. Ich hätte ihn einen Lügner genannt.

Ein Vampirjunkie. Bei Gott, jetzt konnte mich nichts mehr verblüffen.

Jean-Claude flüsterte: »Wer will einen Kuss?«

Einen Herzschlag lang bewegte sich keiner; dann hoben sich hier und da ein paar Hände mit Geldscheinen. Nicht viele, aber einige. Die meisten Leute machten ein verwirrtes Gesicht, als hätten sie schlecht geträumt. Monica hielt ihr Geld in die Höhe.

Philip lag, wo man ihn fallen gelassen hatte, mit heftig atmender Brust.

Robert der Vampir kam zu Monica. Sie steckte ihm das Geld in die Hose. Der drückte seinen blutigen Mund auf ihre Lippen. Der Kuss war lang und gründlich, voller forschender Zungen. Sie kosteten voneinander.

Dann löste er sich von ihr. Die Hände um seinen Hals, versuchte sie ihn zu sich zurückzuziehen, aber er entwand sich. Er kam zu mir. Ich schüttelte den Kopf und zeigte meine leeren Hände. Kein Geld hier, Leute.

Er griff nach mir, schnell wie eine Schlange. Keine Zeit zu überlegen. Mein Stuhl flog krachend über den Boden. Ich stand außerhalb seiner Reichweite. Kein gewöhnlicher Mensch hätte ihn kommen sehen. Das Spiel war aus, wie man so sagt.

Im Raum erhob sich ein Raunen, als die Zuschauer zu begreifen versuchten, was geschah. Nur euer freundlicher Animator aus der Nachbarschaft, Leute, nichts, worüber man sich aufzuregen braucht. Der Vampir starrte mich unentwegt an.

Plötzlich stand Jean-Claude neben mir, und ich hatte ihn nicht kommen sehen. »Geht es Ihnen gut, Anita?«

Seine Stimme sprach von Dingen, die seine Worte nicht einmal andeuteten. Flüsternde Verheißungen in verdunkelten Zimmern unter kühlen Laken. Er saugte mich ein, mein Verstand wälzte sich am Boden wie ein Wermutpenner, der Kleingeld aufklaubt, und es fühlte sich gut an. Dann krachte, kreischte, donnerte es durch meinen Kopf, ich trieb den Vampir hinaus, hielt ihn auf Abstand.

Mein Piepser hatte eingesetzt. Ich blinzelte und wankte gegen unseren Tisch. Jean-Claude griff nach mir, um mich zu stützen. »Fassen Sie mich nicht an«, sagte ich.

Er lächelte. »Natürlich.«

Ich drückte den Knopf an meinem Piepser, um ihn zum Schweigen zu bringen. Gott sei Dank, dass ich das Gerät am Handgelenk hatte und nicht in der Handtasche. Sonst hätte ich es nie gehört. Von dem Apparat an der Bar rief ich an. Die Polizei brauchte mein Gutachten auf dem Hillcrest-Friedhof. Ich würde die ganze Nacht arbeiten. Hurra, und diesmal ernsthaft.

Ich bot Catherine an, sie mitzunehmen, aber sie wollte bleiben. Man konnte über Vampire sagen, was man wollte, sie waren faszinierend. Das gehörte zur Stellenbeschreibung, etwa wie Blut trinken und nachts arbeiten. Es war ihre Entscheidung.

Ich versprach, rechtzeitig zurückzukommen, um sie nach Hause zu fahren. Dann holte ich mir mein Kreuz bei der Garderobiere ab und ließ es in meine Bluse gleiten.

Jean-Claude stand an der Tür. Er sagte: »Fast hätte ich Sie gehabt, meine kleine Lebensspenderin.«

Ich schaute in sein Gesicht und schnell wieder weg. »Fast zählt nicht, Sie blutsaugender Bastard.«

Jean-Claude warf den Kopf in den Nacken und lachte. Sein Lachen verfolgte mich in die Nacht hinaus, es war wie Samt, der mir den Rücken hinunterglitt.

5. Kapitel

Der Sarg lag auf der Seite. Krallenspuren verliefen wie weiße Narben auf dem dunklen Lack. Die hellblaue Fütterung, Kunstseide, war zerrissen und zerstoßen. Ein blutiger Handabdruck war deutlich zu sehen; er hätte fast von einem Menschen stammen können. Von der schon älteren Leiche war nichts weiter als ein zerrissener brauner Anzug, ein sauber abgenagter Fingerknochen und ein Stück von der Kopfhaut übrig. Der Mann war blond gewesen.

Eine zweite Leiche lag etwa fünf Schritte entfernt. Seine Kleidung war zerfetzt. Die Brust aufgerissen, die Rippen zerbrochen wie Eierschalen. Die meisten inneren Organe waren verschwunden, hatten den Körper wie einen ausgehöhlten Baumstamm zurückgelassen. Nur das Gesicht war unversehrt. Helle Augen starrten weit aufgerissen in die Sternbilder des Sommers hinauf.

Ich war froh, dass es dunkel war. Ich kann zwar nachts gut sehen, aber die Dunkelheit nimmt die Farben fort. Alles Blut war schwarz. Die Leiche schwamm in der Dunkelheit unter den Bäumen. Ich brauchte sie nicht direkt anzusehen, außer ich ging eigens zu ihr hin. Das hatte ich getan. Ich hatte die Bissspuren mit meinem treuen Bandmaß gemessen. Mit meinen kleinen Plastikhandschuhen hatte ich die Leiche untersucht, nach Spuren. Es gab keine.

Ich konnte mit dem Tatort anstellen, was ich wollte. Er war bereits gefilmt und aus allen Winkeln fotografiert worden. Ich war immer der letzte »Experte«, der gerufen wurde. Die Ambulanz wartete darauf, die Leiche mitzunehmen, sobald ich fertig war.

Ich war fast fertig. Ich wusste, was den Mann umgebracht hatte. Ghule. Ich hatte die Suche auf eine bestimmte Art von Untoten eingeengt. Gratulation. Der Pathologe hätte ihnen das auch sagen können.

Ich begann in dem Overall zu schwitzen, den ich über meiner Kleidung trug. Er war ursprünglich für das Pfählen von Vampiren gedacht, aber ich trug ihn mittlerweile an jedem Tatort. Da waren schwarze Flecke an den Knien und entlang den Beinen. Es war so viel Blut im Gras gewesen. Danke, lieber Gott, dass ich das nicht bei hellem Tageslicht sehen musste.

Ich weiß nicht, warum es schlimmer ist, so etwas bei Tag zu sehen, aber ich träume eher schlecht von einem Tatort bei Tageslicht. Das Blut ist immer so rot und braun und dick.

Die Nacht dämpft, macht es weniger wirklich. Schätze ich. Ich zog mir den Reißverschluss ein Stück auf und ließ den Overall offen stehen. Der Wind wehte erstaunlich kalt. Es roch nach Regen. Ein neuer Gewittersturm zog auf.

Das gelbe Absperrband war um Bäume gewickelt und durch Büsche gezogen. Eine gelbe Schlinge lag um den Steinsockel eines Engels. Das Band flatterte und schlug im auffrischenden Wind. Sergeant Rudolf Storr hob das Band und kam auf mich zu.

Er war knappe zwei Meter und gebaut wie ein Ringer. Er hatte einen energisch ausschreitenden Gang. Sein kurz geschnittenes schwarzes Haar ließ die Ohren frei. Dolph war der Kopf des neusten Sonderdezernats, des Spukkommandos. Offiziell war es das Regional Preternatural Investigation Team, R.R.I.T., gesprochen »rip it«. Es erledigte alle Fälle, die mit Übernatürlichem zu tun hatten. Das war in seiner

Karriere nicht gerade ein Schritt nach oben. Willie McCoy hatte Recht, die Einheit war eine halbherzige Anstrengung, um die Presse und die Liberalen zu beschwichtigen.

Dolph hatte irgend jemanden genervt, sonst wäre er nicht hier. Aber Dolph war Dolph und also entschlossen, seine Arbeit so gut wie möglich zu machen. Er war wie eine Naturgewalt. Er schrie nicht, er war einfach da, und darum wurde alles erledigt.

»Gut«, sagte er.

Das ist Dolph, ein Mann vieler Worte. »Es war ein Ghulüberfall.«

»Und.«

Ich zuckte die Achseln. »Und es gibt keine Ghule auf diesem Friedhof.«

Er blickte auf mich herunter, mit bewusst neutraler Miene. Darin war er gut, er wollte seine Leute nicht beeinflussen.

»Sie sagen einfach, es war ein Ghulüberfall.«

»Ja, aber sie kamen von außerhalb des Friedhofs.«

»So?«

»Ich habe noch nie gehört, dass Ghule sich so weit von ihrem eigenen Friedhof entfernen.« Ich musterte sein Gesicht und versuchte zu ergründen, ob er verstand, was ich damit sagen wollte.

»Erzählen Sie mir etwas über Ghule, Anita.« Er hatte sein getreues kleines Notizbuch schon in der Hand, den Stift schreibbereit.

»Dieser Friedhof ist nach wie vor heiliger Boden. Friedhöfe, auf denen es eine Ghulplage gibt, sind gewöhnlich sehr alt oder wurden für satanische oder bestimmte Voodoo-Riten benutzt. Das Böse nutzt den Segen gewissermaßen ab, bis der Boden unheilig ist. Wenn das erst mal so weit ist, dann ziehen dort die Ghule ein, oder sie steigen aus den Gräbern. Das weiß keiner so genau.«

»Halt, was soll das heißen, keiner weiß es?«

»Grundsätzlich.«

Er schüttelte den Kopf, betrachtete seine Notizen, runzelte die Stirn. »Erklären Sie mir das.«

»Vampire werden von anderen Vampiren hervorgebracht. Zombies werden von einem Animator oder einem Voodoo-Priester aus dem Grab geholt. Ghule kriechen, soweit wir wissen, von selbst aus dem Grab. Es gibt Theorien, dass sehr böse Menschen zum Ghul werden. Ich glaube das nicht. Es gab auch eine Theorie, dass Menschen, die von einem übernatürlichen Wesen gebissen werden, Wertieren, Vampiren und dergleichen, zum Ghul werden. Ich habe ganze Friedhöfe leer gesehen, jeder Tote ein Ghul. Keinesfalls waren die alle zu Lebzeiten von übernatürlichen Kräften angegriffen worden.«

»Also gut, wir wissen nicht, woher die Ghule kommen. Was wissen wir dann?«

»Ghule verwesen nicht wie die Zombies. Sie behalten ihre Gestalt wie die Vampire. Sie sind intelligenter als Tiere, aber nicht viel. Sie sind feige und greifen niemanden an, der nicht verwundet oder bewusstlos ist.«

»Aber den Aufseher haben sie angegriffen, so sicher wie das Amen in der Kirche.«

»Er könnte irgendwie das Bewusstsein verloren haben.«

»Wie?«

»Vielleicht hat ihn jemand niedergeschlagen.«

»Ist das wahrscheinlich?«

»Nein, Ghule arbeiten nicht mit Menschen oder mit anderen Untoten zusammen. Ein Zombie will Befehlen gehorchen, Vampire haben ihren eigenen Willen. Ghule sind wie Rudeltiere, wie Wölfe vielleicht, aber sehr viel gefährlicher. Sie würden es gar nicht begreifen, mit jemandem zusammenzuarbeiten. Wer kein Ghul ist, den kann man entweder fressen oder man muss sich vor ihm verstecken.«

»Was ist dann hier passiert?«

»Dolph, diese Ghule haben eine ganz schöne Strecke zurückgelegt, um zu diesem Friedhof zu kommen. Es gibt meilenweit keinen anderen. Ghule laufen nicht so weit. Darum haben sie den Aufseher vielleicht, nur vielleicht, angegriffen, weil er sie verjagen wollte. Sie hätten vor ihm wegrennen sollen vielleicht haben sie es nicht getan.«

»Könnte es sein, dass jemand oder etwas nur vorgibt, ein Ghul zu sein?«

»Möglicherweise, aber ich bezweifle das. Was immer das gewesen ist, es hat diesen Mann gefressen. Ein Mensch mag so etwas tun, aber ein Mensch könnte einen Körper nicht derartig in Stücke reißen. Er hätte einfach nicht die Kraft dazu.«

»Vampire?«

»Vampire fressen kein Fleisch.«

»Zombies?«

»Möglich. Ganz selten kommt es vor, dass Zombies verrückt spielen und Leute anfallen. Sie scheinen sich nach Fleisch zu sehnen. Wenn sie keins kriegen, verwesen sie.«

»Ich dachte, Zombies verwesen auf jeden Fall.«

»Fleisch fressende Zombies halten viel länger aus als andere. Es gibt den Fall einer Frau, die nach drei Jahren noch immer wie ein Mensch aussieht.«

»Man lässt sie herumlaufen und Leute fressen?«

Ich lächelte. »Sie wird mit rohem Fleisch gefüttert. Ich glaube, in dem Artikel stand, Lamm werde bevorzugt.«

»Artikel?«

»Jedes Fach hat seine eigene Fachzeitschrift, Dolph.«

»Wie heißt sie?«

Ich zuckte die Achseln. »*Der Animator*, wie sonst.«

Er lächelte tatsächlich. »Na gut. Wie wahrscheinlich ist es, dass es Zombies waren?«

»Nicht sehr. Zombies laufen nicht im Rudel, es sei denn, sie hätten den Befehl dazu.«

»Auch nicht« - er prüfte seine Notizen - »Fleisch fressende Zombies?«

»Es gibt nur drei dokumentierte Fälle. Von denen war jeder ein einsamer Jäger.«

»Also zusammengefasst, Fleisch fressende Zombies oder eine neue Sorte Ghul?«

Ich nickte. »Ja.«

»Gut, danke. Tut mir Leid, dass wir Ihnen den Abend verdorben haben.« Er klappte sein Notizbuch zu und sah mich an. Fast grinste er. »Die Sekretärin hat gesagt, Sie waren auf einer Junggesellinnenparty.« Er zuckte bedeutungsvoll mit den Augenbrauen. »Eijeijeiei.«

»Machen Sie mir nicht das Leben schwer, Dolph.«

»Würde mir nicht im Traum einfallen.«

»Klaaar«, sagte ich. »Wenn Sie mich nicht mehr brauchen, mache ich mich auf den Rückweg.«

»Fürs Erste sind wir fertig. Rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch was einfällt.«

»Mach ich.« Ich ging zum Wagen zurück. Die blutigen Plastikhandschuhe schob ich in eine Abfalltüte im Kofferraum. Bei dem Overall musste ich überlegen und legte ihn schließlich zusammengefaltet obenauf. Einmal würde ich ihn wohl noch anziehen können.

Dolph rief: »Seien Sie heute Nacht vorsichtig, Anita. Möchte nicht, dass Sie sich irgendwas aufgabeln.«

Ich blickte zu ihm zurück. Die übrigen Männer winkten und riefen unisono: »Wir lieben Sie.«

»Verschonen Sie mich.«

Einer rief: »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie so gern nackte Männer sehen, hätten wir was arrangieren können.«

»Was Sie zu bieten haben, Zerbrowski, will ich nicht sehen.«

Gelächter, und jemand legte ihm einen Arm um den Hals.

»Sie ist dir über... gib's auf, sie ist dir immer über.«

Unter männlichem Gelächter stieg ich in den Wagen, und einer bot mir noch an, mein Sklave zu werden. Wahrscheinlich war es Zerbrowski.

6. Kapitel

Kurz nach Mitternacht kam ich wieder im Guilty Pleasures an. Jean-Claude stand am Fuß der Treppe. Er lehnte sich gegen die Mauer, vollkommen still. Falls er atmete, so konnte ich es nicht sehen. Der Wind wehte durch die Hemdspitze. Eine schwarze Haarsträhne ringelte sich über seine glatte, bleiche Wange.

»Sie riechen nach dem Blut anderer Leute, ma petite.«

Ich lächelte ihn an, ganz lieb. »Es war niemand, den Sie kannten.«

Als er wieder sprach, war seine Stimme leise und tief, voll stiller Wut. Sie strich wie ein kalter Wind über meine Haut.

»Waren Sie aus, Vampire töten, meine kleine Lebensspenderin?«

»Nein.« Ich flüsterte, war plötzlich heiser. Diese Stimme hatte ich noch nie an ihm gehört.

»Man nennt Sie den Scharfrichter, wussten Sie das?«

»Ja.« Er hatte nichts getan, um mich zu bedrohen, doch in diesem Augenblick hätte mich nichts dazu bringen können, an ihm vorbeizugehen. Ebenso gut hätten sie die Tür verriegeln können.

»Wie viele Tötungen gehen auf Ihr Konto?«

Die Unterhaltung gefiel mir nicht. Sie führte nirgendshin, wo ich sein wollte. Ich kannte einen Meistervampir, der Lügen riechen konnte. Ich verstand Jean-Claudes Stimmung nicht, aber ich hatte nicht die Absicht, ihn zu belügen. »Vierzehn.«

»Und Sie nennen uns Mörder.«

Ich schaute ihn nur an, unsicher, was er mir eigentlich sagen wollte.

Buzz der Vampir kam die Stufen herab. Er blickte zuerst Jean-Claude, dann mich an, dann nahm er seinen Posten an der Tür wieder ein und verschränkte die wuchtigen Arme vor der Brust.

Jean-Claude fragte: »Hattest du eine schöne Pause?«

»Ja, danke, Meister.«

Der Meistervampir lächelte. »Ich habe es dir schon einmal gesagt, Buzz, nenne mich nicht Meister.«

»Ja, M-M... Jean-Claude.«

Der Vampir gab sein wunderbares, beinahe fühlbares Lachen von sich. »Kommen Sie, Anita, wir wollen hineingehen, wo es wärmer ist.«

Auf dem Bürgersteig waren es fast dreißig Grad. Ich wusste nicht im Geringsten, wovon er sprach. Ich wusste nicht, worüber wir überhaupt in den vergangenen Minuten gesprochen hatten.

Jean-Claude stieg die Stufen hinauf. Ich sah ihn in das Lokal verschwinden. Hier stimmte etwas nicht, und ich wusste nicht, was.

»Gehen Sie rein?«, fragte Buzz.

»Ich nehme nicht an, dass Sie reingehen und Monica und die rothaarige Frau neben ihr bitten würden, herauszukommen?«

Er lächelte, entblößte seine Fänge. Das ist eine Angewohnheit der Neuen, dass sie überall ihre Zähne zeigen müssen. Sie mögen den Schockeffekt.

»Kann meinen Posten nicht verlassen. Hatte gerade erst Pause.«

»Dachte mir, dass Sie so etwas sagen würden.«

Er grinste mich an.

Ich betrat das Halbdunkel des Clubs. Das Devotionalienmädchen wartete schon auf mich. Ich gab ihr mein Kreuz. Sie gab mir eine Marke. Das war kein guter Tausch. Jean-Claude war nirgends in Sicht.

Catherine war auf der Bühne. Sie stand reglos da, die Augen weit geöffnet. Sie hatte diesen freien, zarten Gesichtsausdruck, den man im Schlaf hat, wie ein Kindergesicht. Ihr langes kupferrotes Haar glänzte im Licht. Ich wusste, wann ich jemanden in tiefer Trance vor mir hatte.

»Catherine.« Ich hauchte ihren Namen und rannte auf sie zu. Monica saß an unserem Tisch, sie sah mich kommen. Auf ihrem Gesicht war ein scheußliches, wissendes Lächeln.

Ich war schon fast an der Bühne angelangt, als ein Vampir hinter Catherine erschien. Er war nicht hinter dem Vorhang hervorgekommen, er war verdammt nochmal einfach hinter ihr aufgetaucht. Zum ersten Mal begriff ich, wie die Menschen das empfanden. Magie.

Der Vampir sah mich an. Sein Haar war goldene Seide, seine Haut Elfenbein, die Augen wie Seen. Ich schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Das konnte nicht wahr sein. Niemand war derartig schön.

Seine Stimme klang fast ordinär, gemessen an dem Gesicht, aber er sprach einen Befehl. »Rufe sie.«

Ich öffnete die Augen und stellte fest, dass das Publikum mich anstarrte. Ich sah in Catherines leeres Gesicht und wusste, was passieren würde, aber wie irgendein ahnungsloser Kunde musste ich es versuchen. »Catherine, Catherine, kannst du mich hören?«

Sie rührte sich nicht; nur eine ganz schwache Bewegung zeigte an, dass sie atmete. Sie lebte, aber wie lange noch? Der Vampir war bei ihr, sie in tiefer Trance. Das bedeutete, dass er sie jederzeit und überallhin rufen könnte und sie dem

Ruf folgen würde. Von diesem Moment an gehörte ihr Leben ihm. Wann immer er wollte.

»Catherine, bitte!« Es gab nichts, das ich tun konnte, der Schaden war angerichtet. Verflucht, ich hätte sie niemals dort lassen dürfen, niemals!

Der Vampir berührte sie an der Schulter. Sie blinzelte und schaute um sich, überrascht, ängstlich. Sie ließ ein nervöses Lachen hören. »Was ist geschehen?«

Der Vampir hob ihre Hand an seine Lippen. »Du

unterstehst jetzt meiner Macht, meine Schöne.«

Sie lachte wieder, ohne zu begreifen, dass er soeben die vollkommene Wahrheit gesagt hatte. Er brachte sie an den Bühnenrand, und zwei Kellner geleiteten sie zu ihrem Tisch. »Ich fühle mich benommen«, sagte sie.

Monica tätschelte ihr die Hand. »Du warst großartig.«

»Was habe ich getan?«

»Das erzähle ich dir später. Die Show ist noch nicht zu Ende.« Während des letzten Satzes sah sie mich an.

Ich wusste schon, dass ich in Schwierigkeiten steckte. Der Vampir auf der Bühne starrte mich an. Sein Blick lag wie ein Gewicht auf mir. Sein Wille, seine Kraft, seine Persönlichkeit, was es auch war, es schlug mir entgegen. Ich spürte es wie einen stürmischen Wind. Meine Haut prickelte.

»Ich bin Aubrey«, sagte der Vampir. »Nenn mir deinen Namen.«

Mein Mund war plötzlich trocken, aber mein Name war unwichtig, den konnte er haben. »Anita.«

»Anita. Wie hübsch.«

Meine Knie gaben irgendwie nach und warfen mich in einen Sessel. Monica starrte mich an, mit großen, gierigen Augen.

»Komm, Anita, komm zu mir auf die Bühne.« Seine Stimme klang nicht so gut wie Jean-Claudes, nein, gar nicht. Sie hatte nichts Greifbares, aber der Geist hinter der Stimme glich nichts, was ich schon einmal gespürt hatte. Er war alt, entsetzlich alt. Die Macht seines Geistes ließ meine Knochen schmerzen.

»Komm.«

Ich schüttelte immerzu den Kopf, unaufhörlich. Es war alles, was ich tun konnte. Keiner Worte, keiner wirklichen Gedanken war ich fähig, ich wusste nur, ich würde nicht von diesem Stuhl aufstehen. Wenn ich jetzt zu ihm ginge, dann hätte er Macht über mich wie über Catherine. Der Schweiß hatte meine Bluse im Rücken durchtränkt.

»Komm zu mir, sofort!«

Ich stand und wusste nicht, wie ich aufgestanden war. Lieber Gott, hilf mir! »Nein!« Ich grub die Fingernägel in die Handflächen. Ich riss mir die Haut herunter und hieß die Schmerzen willkommen. Ich konnte wieder atmen.

Sein Geist wich zurück wie die Brandung der See. Ich fühlte mich schwindlig und leer. Ich sank gegen den Tisch. Einer der Vampirkellner kam mir zu Hilfe. »Wehren Sie sich nicht. Er wird wütend, wenn Sie sich wehren.«

Ich schob ihn weg. »Wenn ich mich nicht wehre, wird er mich besitzen!«

Der Kellner sah beinahe menschlich aus, ein Neuer. Da lag etwas in seinem Blick. Es war Angst.

»Ich komme auf die Bühne, wenn Sie mich nicht zwingen«, rief ich dem Wesen dort oben zu.

Monica keuchte. Ich beachtete sie nicht. Nichts zählte, außer die nächsten Augenblicke zu überstehen.

»Dann komm endlich«, sagte der Vampir.

Ich ließ den Tisch los und merkte, dass ich stehen konnte, ohne umzufallen. Ein Punkt für mich. Ich konnte sogar gehen. Zwei für mich. Ich blickte auf den harten, glänzenden Boden. Wenn ich mich nur auf das Gehen konzentrierte, würde ich zurechtkommen. Die erste Stufe zur Bühne kam in Sicht. Ich schaute nach oben.

Aubrey stand in der Mitte. Er versuchte nicht, mich zu rufen. Er stand vollkommen still. Gerade so, als wäre er gar nicht da, ein furchtbares Nichts. Ich spürte seine Reglosigkeit wie den Puls an meiner Schläfe. Ich glaube, er hätte in vollem Scheinwerferlicht dort stehen können, und ich hätte ihn nicht gesehen, wenn er es nicht gewollt hätte.

»Komm.« Keine Stimme, nur ein Klang in meinem Kopf.
»Komm zu mir.«

Ich versuchte zurückzuweichen und konnte es nicht. Das Herz schlug mir im Hals. Ich konnte keine Luft holen. Ich erstickte! Die Macht seines Geistes schnürte mich zusammen.

»Kämpfe nicht gegen mich an!«, schrie er in meinem Kopf.

Jemand kreischte, und das war ich. Wenn ich zu kämpfen aufhörte, würde es ganz sanft gehen, wie das Ertrinken, wenn man nicht mehr zappelte. Ein friedlicher Tod. Nein, nein.

»Nein.« Meine Stimme klang fremd, selbst für mich.

»Was?« Er war überrascht.

»Nein«, sagte ich und blickte ihn an. Ich begegnete seinem Blick und der ganzen Last der Jahrhunderte, die gegen mich anstürmten. Was auch immer es war, das mich zum Animator machte, das mich befähigte, die Toten zu wecken, es war jetzt da. Ich hielt ihm stand und war ruhig.

Er lächelte darauf, ein langsames Öffnen der Lippen. »Dann komme ich zu dir.«

»Bitte, bitte nicht.« Ich konnte nicht von ihm fort. Sein Geist hielt mich wie flüssiger Stahl. Mir war nichts anderes mehr möglich, als mich nicht auf ihn zuzubewegen. Ihm nicht entgegenzulaufen.

Er blieb stehen, als wir einander fast berührten. Seine Augen waren ein kräftiges, perfektes Braun von endloser Tiefe. Ich sah weg. Der Schweiß lief mir über die Stirn.

»Du riechst nach Angst, Anita.«

Seine kühle Hand streifte meine Wange. Ich begann zu zittern und konnte nicht damit aufhören. Seine Finger strichen sacht durch mein welliges Haar. »Wie kannst du dich mir so entgegenstellen?«

Er hauchte mir ins Gesicht, erregend wie Seide. Sein Atem bestrich meinen Hals, warm und dicht. Er holte tief und bebend Luft. Sein Verlangen brandete über meine Haut. Mein Magen zog sich darunter zusammen. Er zischte ins Publikum, und die Leute kreischten vor Schrecken. Er würde es tun.

Angst schoss mir durch den Körper und nahm mir die Sicht. Ich zwang mich von ihm fort, fiel auf die Bühne, kroch auf Händen und Knien.

Ein Arm packte mich um die Hüfte, hob mich hoch. Ich schrie, stieß mit den Ellbogen nach rückwärts. Ich traf gründlich und hörte ihn keuchen, aber der Arm drückte fester zu. Drückte zu, bis ich zu zerbrechen drohte.

Ich zog an meinem Ärmel. Der Stoff riss. Er warf mich auf den Rücken, kauerte sich über mich, das Gesicht verzerrt vor Gier. Seine Lippen waren zurückgezogen, die Fänge blitzten mich an.

Jemand kam auf die Bühne, einer der Kellner. Der Vampir fauchte ihn an, der Speichel lief ihm über das Kinn. Er hatte nichts Menschliches mehr.

Er kam über mich mit rasender Schnelligkeit. Ich drückte ihm das silberne Messer über dem Herzen an die Brust. Ein Rinnsal Blut zeigte sich glänzend auf der Haut. Er knurrte, knirschte mit den Zähnen wie ein Hund, der an seiner Kette reißt. Ich schrie.

Der Schreck hatte seine Macht davongeschwemmt. Es war nichts mehr übrig als Angst. Er stürzte sich auf mich und trieb sich das Messer tiefer ins Fleisch. Blut lief mir über die Hand und auf die Bluse. Sein Blut.

Plötzlich war Jean-Claude bei uns. »Aubrey, lass sie los.«

Der Vampir knurrte tief im Rachen. Es war ein tierhafter Laut. Meine Stimme war vor Angst hoch und dünn; ich hörte mich an wie ein kleines Mädchen.

»Holen Sie ihn runter von mir, oder ich töte ihn!«

Der Vampir richtete sich ein wenig auf, seine Fänge ritzten die eigenen Lippen. »Runter von mir!«

Jean-Claude begann leise Französisch zu sprechen. Ich konnte die Sprache nicht verstehen, aber es klang samtweich, beruhigend. Er kniete sich neben uns, während er sacht auf ihn einredete. Der Vampir knurrte und packte ihn plötzlich am Handgelenk.

Jean-Claude keuchte auf. Es klang nach Schmerzen.

Sollte ich ihn töten? Würde ich das Messer hineintreiben können, bevor er mir die Kehle zerfetzte? Wie schnell war er? Mein Verstand arbeitete wie rasend. Zugleich war da die Illusion, ich hätte alle Zeit der Welt, um mich zu entscheiden.

Ich spürte ihn schwerer auf meinen Beinen lasten. Er klang heiser, aber ruhig. »Darf ich jetzt aufstehen?«

Er sah wieder menschlich aus, freundlich, gut aussehend, aber die Illusion verfing nicht mehr. Ich hatte ihn demaskiert gesehen, und dieses Bild würde immer erhalten bleiben. »Runter von mir, langsam.«

Er lächelte, ein langsames, zuversichtliches Öffnen der Lippen. Er bewegte sich von mir fort, menschlich langsam.

Jean-Claude winkte ihn fort, bis der Vampir beim Vorhang stand.

»Geht es Ihnen gut, ma petite?«

Ich sah das blutige Messer an und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Ich wollte nicht, dass das passiert.« Er half mir, mich aufzusetzen, und ich ließ ihn gewähren. Im Raum war es still geworden. Die Zuschauer wussten, dass etwas schief gegangen war. Sie hatten die Wahrheit hinter der charmanten Fassade gesehen. Ich sah da unten eine Menge bleicher, verängstigter Gesichter.

Mein rechter Ärmel hing lose, wo ich ihn zerrissen hatte, um an das Messer zu kommen.

»Bitte, stecken Sie das Messer weg«, bat Jean-Claude.

Ich starrte ihn an, und zum ersten Mal sah ich ihm in die Augen und spürte nichts. Nichts als Leere.

»Mein Ehrenwort, dass Sie den Club sicher verlassen können. Stecken Sie das Messer weg.«

Ich brauchte drei Versuche, um es in die Scheide zu schieben, so sehr zitterten mir die Hände. Jean-Claude lächelte mich mit zusammengepressten Lippen an. »Und jetzt verlassen wir die Bühne.« Er half mir aufzustehen. Ich wäre gefallen, wenn er mich nicht aufgefangen hätte. Er nahm mich fest bei der Hand, seine Spitze streifte meine Haut. Sie war überhaupt nicht weich.

Die andere Hand streckte er Aubrey entgegen. Ich versuchte, ihn wegzuziehen, aber er flüsterte: »Keine Angst, ich werde Sie beschützen, das schwöre ich.«

Ich glaubte ihm. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil ich sonst niemandem glauben konnte. Er führte Aubrey und mich an den Bühnenrand. Seine klangvolle Stimme streichelte die Zuhörer. »Wir hoffen, Sie hatten Freude an unserem kleinen Melodram. Es war sehr realistisch, nicht wahr?«

Die Leute raschelten unbehaglich, die Furcht war ihnen anzusehen. Jean-Claude lächelte in die Menge und ließ Aubreys Hand los. Er knöpfte mir den Ärmel auf und schob ihn zurück, bis die Brandnarbe zu sehen war. Das Kreuz hob sich dunkel ab. Die Leute waren still, verstanden nicht. Jean-Claude schob die Hemdspitze beiseite und entblößte seine eigene kreuzförmige Narbe auf der Brust.

Einen Augenblick lang herrschte erstauntes Schweigen, dann donnerte der Applaus. Schreie und Zurufe und Pfffe von allen Seiten.

Sie dachten, ich sei ein Vampir, und alles wäre nur ein Spiel gewesen. Ich schaute in Jean-Claudes lächelndes Gesicht und auf die beiden zusammenpassenden Narben, seine auf der Brust, meine am Arm.

Jean-Claude zog mich zu einer Verbeugung hinunter.

Als der Applaus schließlich nachließ, flüsterte er: »Wir müssen miteinander reden, Anita. Das Leben Ihrer Freundin Catherine hängt jetzt von Ihnen ab.«

Ich begegnete seinem Blick und sagte: »Ich habe die Kerle umgebracht, die mir diese Narbe zugefügt haben.«

Er lächelte breit, zeigte nur die Spitzen seiner Reißzähne.
»Was für ein hübscher Zufall. Ich auch.«

7. Kapitel

Jean-Claude führte uns durch den Vorhang im Bühnenhintergrund. Der nächste Vampirstripper wartete schon. Er war als Gladiator verkleidet, mit Brustpanzer und Kurzschwert.
»Da erzähl mir noch einer was von Auftritten, nach denen nichts mehr kommen kann. Scheiße.« Er riss den Vorhang auf und ging hinaus.

Catherine kam auf uns zu, das Gesicht so bleich, dass ihre Sommersprossen hervorstachen wie Tintenspritzer. Ich fragte mich, ob ich auch so bleich aussah. Nein. Ich hatte nicht die Hautfarbe dazu.

»Mein Gott, geht es dir gut?«, fragte sie.

Ich trat vorsichtig über ein paar Kabel am Boden und lehnte mich gegen die Wand. Ich lernte wieder zu atmen. »Es geht mir gut«, log ich.

»Anita, was ist hier los? Was sollte das da auf der Bühne? Du bist nicht mehr ein Vampir als ich.«

Aubrey zischte leise hinter ihrem Rücken und biss die Zähne zusammen, sodass seine Lippen wieder zu bluten anfangen. Seine Schultern bebten unter dem lautlosen Lachen.

Catherine fasste mich am Arm. »Anita?«

Ich umarmte sie, und sie drückte mich. Ich würde sie nicht so sterben lassen. Ich würde es nicht zulassen. Sie machte sich los und sah mir ins Gesicht.

»Sprich mit mir.«

»Wollen wir in mein Büro gehen?«, fragte Jean-Claude.

»Catherine braucht nicht mitzukommen.«

Aubrey schlenderte heran. Im Halbdunkel schien er zu leuchten wie ein Juwel. »Ich meine, sie sollte mitkommen. Es betrifft sie - persönlich.« Er leckte sich die blutigen Lippen, seine Zunge war rosa und flink wie bei einer Katze.

»Nein, ich will sie raushalten, egal wie.«

»Wo raus? Wovon redet ihr?«

Jean-Claude fragte: »Hat sie die Absicht zur Polizei zu gehen?«

»Zur Polizei gehen? Weshalb?«, fragte Catherine und wurde bei jedem Wort lauter.

»Und wenn sie es täte?«

»Würde sie sterben«, antwortete Jean-Claude.

»Augenblick mal«, sagte Catherine. »Wollen Sie mir drohen?«

Ihr Gesicht bekam wieder eine Menge Farbe. Der Zorn sorgte dafür.

»Sie wird zur Polizei gehen«, stellte ich fest.

»Das ist Ihre Entscheidung.«

»Es tut mir Leid, Catherine, aber es wäre besser für uns alle, wenn du das alles vergisst.«

»Genau! Und jetzt gehen wir.« Sie ergriff meine Hand, und ich hielt sie nicht auf.

Aubrey trat hinter sie. »Sieh mich an, Catherine.«

Sie versteifte sich. Ihre Finger verkrampften sich um meine Hand; eine unglaubliche Spannung vibrierte in ihren Muskeln. Sie kämpfte gegen ihn an. Gott, hilf ihr. Aber sie hatte keine Magie, keine Kruzifixe. Willenskraft war nicht genug, nicht gegen einen wie Aubrey.

Ihre Hand fiel herab, die Finger erschlafften allesamt. In einem langen bebenden Seufzer verließ sie der Atem. Sie sah auf einen imaginären Punkt knapp über meinem Kopf.

»Catherine, es tut mir so Leid«, flüsterte ich.

»Aubrey kann ihre Erinnerung an diesen Abend löschen. Sie wird glauben, dass sie zu viel getrunken hat, aber das wird den Schaden nicht rückgängig machen.«

»Ich weiß. Das Einzige, was Aubreys Macht über sie brechen kann, ist sein Tod.«

»Ehe es dazu kommt, wird sie im Grab liegen und zu Staub zerfallen.«

Ich blickte ihn an, und dann den Blutfleck auf seinem Hemd. Ich wagte ein sehr vorsichtiges Lächeln.

»Diese kleine Wunde war Glück und nichts weiter. Das sollte Sie nicht übertrieben selbstbewusst machen«, meinte Aubrey.

Übertrieben selbstbewusst das war wirklich witzig. Ich konnte mir kaum das Lachen verkneifen. »Ich verstehe die Drohung, Jean-Claude. Entweder tue ich, was Sie wollen, oder Aubrey bringt zu Ende, was er angefangen hat.«

»Sie haben die Lage erfasst, ma petite.«

»Hören Sie auf, mich so zu nennen. Was wollen Sie nun eigentlich von mir?«

»Ich glaube, Willie McCoy hat Ihnen gesagt, was wir möchten.«

»Sie wollen mich engagieren, damit ich die Vampirmorde untersuche?«

»Genau.«

»Dann war das hier kaum nötig«, sagte ich und deutete auf Catherines leeres Gesicht. »Sie hätten mich zusammenschlagen können, mein Leben bedrohen, mir mehr Geld bieten können. Sie hätten noch eine Menge anderes tun können, ehe Sie zu diesem Mittel greifen.«

Er lächelte mit schmalen Lippen. »All das hätte Zeit gebraucht. Und wir wollen ehrlich sein, am Ende hätten Sie uns trotzdem zurückgewiesen.«

»Mag sein.«

»Auf diese Weise aber haben Sie keine Wahl.«

Da hatte er Recht. »Also gut, ich übernehme den Fall. Zufrieden?«

»Sehr«, sagte Jean-Claude sehr weich. »Was ist mit Ihrer Freundin?«

»Ich will, dass sie in einem Taxi nach Hause fährt. Und ich will ein paar Garantien, dass Langzahn sie nicht irgendwie umbringt.«

Aubrey lachte, ein volltönendes Lachen, das in einem hysterischen Gezischel endete. Er krümmte und schüttelte sich dabei. »Langzahn. Das gefällt mir.«

Jean-Claude sah ihn von der Seite an und sagte: »Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ihr nichts geschieht, wenn Sie uns helfen.«

»Nichts für ungut, aber das reicht nicht.«

»Sie zweifeln an meinem Wort.« Seine Stimme rollte leise und leidenschaftlich zornig.

»Nein, aber Sie können Aubrey nicht im Zaum halten. Wenn er Ihnen nicht gehorcht, können Sie für sein Benehmen nicht garantieren.«

Aubreys Gelächter war in ein leises Kichern übergegangen. Ich hatte noch nie einen Vampir kichern hören. Es war kein angenehmes Geräusch. Es erstarb, und er straffte sich.

»Niemand hält mich im Zaum, Mädchen. Ich bin mein eigener Herr.«

»Also jetzt mal im Ernst. Wenn Sie über fünfhundert Jahre alt und ein Meistervampir wären, hätten Sie mit mir die Bühne gewischt. Aber wie die Sache aussah« - ich deutete

mit den Händen ein Na-sehen-Sie an - »haben Sie das nicht getan, was bedeutet, dass Sie zwar sehr alt, aber nicht Ihr eigener Herr sind.«

Er knurrte leise, sein Gesicht verfinsterte sich. »Wie können Sie es wagen?«

»Denk mal, Aubrey, sie schätzt dein Alter auf fünfzig Jahre genau. Du bist kein Meistervampir, und sie hat es gewusst. Wir brauchen sie.«

»Sie muss ein wenig Bescheidenheit lernen.« Er schritt auf mich zu, starr vor Zorn, ballte in einem fort die Fäuste.

Jean-Claude trat zwischen uns. »Nikolaos erwartet, dass wir sie bringen, unverletzt.«

Aubrey zögerte. Er fauchte, seine Zähne bissen ins Leere. Das Klacken ergab einen dumpfen, zornigen Laut.

Sie starrten einander an. Ich spürte ihren Willenskampf wie einen schwachen Wind. Die Haut in meinem Nacken kribbelte. Es war Aubrey, der wegsah, er tat es mit einem graziös ungehaltenen Blinzeln. »Ich will niemanden ärgern, Meister.« Er betonte es so, dass man sofort begriff, dass Jean-Claude nicht sein Meister war.

Ich schluckte zweimal heftig, und es war laut zu hören. Wenn sie mir Angst machen wollten, machten sie ihre Sache verdammt gut. »Wer ist Nikolaos?«

Jean-Claude wandte sich mir zu, sein Gesicht war gelassen und schön. »Das zu beantworten steht uns nicht zu.«

»Was soll das heißen?«

Er lächelte, sorgfältig darauf bedacht, seine Reißzähne verborgen zu halten. »Wir wollen Ihre Freundin in ein Taxi setzen, damit sie in Sicherheit ist.«

»Was ist mit Monica?«

Darauf grinste er und zeigte die Zähne; er sah richtig amüsiert aus. »Sie sind um ihre Sicherheit besorgt?«

Es traf mich wie ein Schlag - die plötzliche Junggesellinnenparty und nur wir drei. »Sie war der Köder, um Catherine und mich hierher zu locken.«

Er nickte einmal und überdeutlich.

Ich wollte hineingehen und Monica das Gesicht ruinieren. Je mehr ich darüber nachdachte, desto besser gefiel mir die Idee. Wie durch Zauberhand trat sie durch den Vorhang und kam zu uns. Ich lächelte sie an, und das war ein gutes Gefühl.

Sie zögerte, blickte von einem zum anderen. »Läuft alles nach Plan?«

Ich ging auf sie zu. Jean-Claude packte mich am Arm. »Tun Sie ihr nichts, Anita. Sie steht unter unserem Schutz.«

»Ich schwöre Ihnen, dass ich sie heute Nacht nicht anrühren werde. Ich möchte ihr nur etwas sagen.«

Er ließ meinen Arm nur langsam los, als wäre er nicht sicher, ob er das wirklich tun sollte. Ich stellte mich aufdringlich dicht vor Monica. Ich raunte ihr ins Gesicht: »Wenn Catherine irgendetwas passiert, dann bringe ich dich um.«

Sie grinste mich blöde an im Vertrauen auf ihre Beschützer.
»Wenn sie mich zurückbringen, bin ich eine von ihnen.«

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf, ein bisschen zur einen, ein bisschen zur anderen Seite, eine langsame, präzise Bewegung. »Ich werde dir das Herz herausschneiden.« Ich lächelte nach wie vor, als könnte ich gar nicht anders. »Dann werde ich es verbrennen und die Asche in den Fluss streuen. Hast du mich verstanden?«

Sie schluckte hörbar. Ihre Sonnenbankbräune hatte einen Grünstich bekommen. Sie nickte und starrte mich an, als sei ich der schwarze Mann.

Sicher hat sie geglaubt, dass ich es tun würde. Echt klasse. Ich hasse es, wenn eine richtig gute Drohung verschwendet ist.

Ich sah zu, wie Catherines Taxi um die Ecke verschwand. Sie drehte sich nicht um und winkte auch nicht. Sie würde morgen mit verschwommener Erinnerung aufwachen. Nur ein Abend mit den Mädels.

Ich hätte zu gerne geglaubt, sie wäre aus der Sache raus, aber ich wusste es besser. Es roch nach Regen. Die Straßenlampen glänzten abseits vom Bürgersteig. Die Luft war fast zu dick zum Atmen. St. Louis im Sommer. Einsame Spitze.

8. Kapitel

»Wollen wir?«, fragte Jean-Claude.

Sein weißes Hemd leuchtete in der Dunkelheit. Wenn ihm die Feuchtigkeit etwas ausmachte, so sah man es ihm nicht an. Aubrey stand im Schatten neben der Tür. Das einzige Licht, das auf ihn fiel, kam von dem scharlachroten Neon des Clubschilds. Er grinste mich an, das Gesicht gerötet, der Körper im Dunkel verborgen.

»Es ist ein bisschen zu künstlich, Aubrey«, sagte ich.

Sein Grinsen begann sich aufzulösen. »Was meinen Sie?«

»Sie sehen aus wie ein B-Movie-Dracula.«

Mit der mühelosen Perfektion, die nur die ganz Alten haben, glitt er die Stufen herab. Im Licht der Laterne sah man sein angespanntes Gesicht, geballte Fäuste.

Jean-Claude trat vor ihn und redete leise in beruhigendem Flüsterton. Aubrey wandte sich mit ruckartigem Schulterzucken ab und schwebte die Straße hinauf.

Jean-Claude kam zu mir. »Wenn Sie ihn weiterhin verspotten, wird er an einen Punkt gelangen, wo ich ihn nicht mehr zurückholen kann. Und Sie werden sterben.«

»Ich dachte, Ihre Aufgabe wäre es, mich lebend zu Nikolaos zu bringen.«

Er runzelte die Stirn. »Das stimmt, aber ich werde nicht sterben, um Sie zu verteidigen. Begreifen Sie das?«

»Wenn Sie es sagen.«

»Gut. Gehen wir?« Er zeigte den Bürgersteig hinunter in die Richtung, die Aubrey genommen hatte.

»Wir gehen zu Fuß?«

»Es ist nicht weit.« Er hielt mir eine Hand hin.

Ich sah sie an und schüttelte den Kopf.

»Es ist notwendig, Anita. Ich würde sonst nicht darum bitten.«

»Warum ist es nötig?«

»Unser nächtlicher Ausflug muss vor der Polizei geheim bleiben, Anita. Halten Sie meine Hand, spielen Sie die törichte Frau mit einem Vampirliebhaber. Das wird das Blut auf Ihrer Bluse erklären. Es wird erklären, wohin wir gehen und warum.«

Seine Hand blieb ausgestreckt, bleich und schmal war sie. Da war kein Zittern der Finger, keinerlei Bewegung, so als könnte er dort stehen und mir auf ewig seine Hand bieten. Und vielleicht könnte er es tatsächlich.

Ich nahm sie. Die langen Finger schlossen sich um meinen Handrücken. Wir gingen los. Seine Hand lag ganz still in meiner. Ich fühlte meinen eigenen Puls an seiner Haut schlagen. Sein Pulsschlag beschleunigte sich, um sich meinem anzugleichen. Ich spürte sein Blut strömen, als hätte ich ein zweites Herz.

»Haben Sie heute Abend schon Ihren Hunger gestillt?« Meine Stimme klang weich.

»Wissen Sie das nicht?«

»Bei Ihnen weiß ich nie.«

Ich sah ihn aus den Augenwinkeln lächeln. »Ich bin geschmeichelt.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Nein«, sagte er.

»Nein, Sie haben nicht geantwortet, oder nein, Sie haben nicht gegessen?«

Er wandte mir das Gesicht zu, während er weiterging. Auf seiner Oberlippe glänzte Schweiß. »Was glauben Sie, ma petite?«, fragte er mit dem sanftesten Flüstern.

Ich zuckte mit der Hand, versuchte von ihm wegzukommen, obwohl ich wusste, dass es albern war und nicht gelingen würde. Seine Hand schloss sich und drückte, bis ich japste. Er brauchte sich nicht einmal anzustrengen.

»Kämpfen Sie nicht gegen mich, Anita.« Seine Zunge leckte über die Oberlippe. »Kämpfen ist - aufregend.«

»Warum haben Sie noch nicht gegessen?«

»Ich wurde dazu angewiesen.«

»Warum?«

Er antwortete nicht. Ein prasselnder Regen setzte ein. Weich und kühl.

»Warum?«, wiederholte ich.

»Ich weiß es nicht.« Die Antwort verlor sich fast in dem weichen Fall des Regens. Bei jedem anderen hätte ich gesagt, dass er sich fürchtete.

Das Hotel war hoch und schmal und aus echten Ziegelsteinen gebaut. Das Schild außen leuchtete blau und verkündete »Zimmer frei«. Ein anderes Schild gab es nicht. Nichts, das einem sagte, wie der Laden hieß oder was es eigentlich war. Nur »Zimmer frei«.

Regentropfen glitzerten in Jean-Claudes Haar wie schwarze Diamanten. Mein Oberteil klebte mir am Körper.

Das Blut begann sich herauszuwaschen. Kaltes Wasser war genau das Richtige für einen frischen Blutfleck.

Ein Polizeiwagen bog langsam um die Ecke. Ich spannte mich an. Jean-Claude zog mich ruckartig an sich. Ich drückte die flache Hand an seine Brust, um zu verhindern, dass sich unsere Körper berührten. Sein Herz klopfte unter meiner Hand.

Der Streifenwagen fuhr sehr langsam. Ein Scheinwerfer begann die Dunkelheit abzusuchen. Sie fuhren regelmäßig Streife hier im Bezirk. Es war schlecht für den Fremdenverkehr, wenn direkt neben unseren größten Attraktionen Touristen umgelegt wurden.

Jean-Claude fasste mich am Kinn und zwang mich, ihn anzusehen. »Kämpfen Sie nicht!«

»Ich will nicht in Ihre Augen sehen!«

»Mein Wort, dass ich Sie nicht in meinen Bann schlagen werde. Heute Nacht können Sie in meine Augen sehen und sicher sein. Ich schwöre es.« Er sah nach dem Streifenwagen, der sich noch immer auf uns zubewegte. »Wenn die Polizei hineingezogen wird, kann ich nicht vorhersagen, was mit Ihrer Freundin passiert.«

Ich zwang mich, in seinen Armen zu entspannen, und lehnte mich sacht gegen ihn. Mein Herz schlug laut, als ob ich gerannt wäre. Dann merkte ich, dass ich nicht meinen eigenen Herzschlag hörte. Jean-Claudes Puls pochte durch meinen Körper. Ich konnte ihn hören, spüren, fast mit der Hand greifen. Ich sah von unten in sein Gesicht. Seine Augen waren das dunkelste Blau, das ich je gesehen hatte, vollkommen wie der Mitternachtshimmel. Sie waren dunkel und lebendig, aber da war kein Ziehen, kein Ertrinken zu spüren. Es waren nur Augen.

Sein Gesicht beugte sich zu mir herab. Er flüsterte: »Ich schwöre.«

Gleich würde er mich küssen. Ich wollte es nicht. Aber ich wollte auch nicht, dass die Polizei anhielt und uns Fragen stellte. Ich wollte die Blutflecke, die zerrissene Bluse nicht erklären müssen. Seine Lippen zögerten über meinem Mund. Sein Herzschlag hämmerte in meinem Kopf, sein Puls raste, und mein Atem wurde rau von seinem Verlangen.

Seine Lippen waren wie Seide, seine Zunge flink und weich. Ich versuchte, mich zu entziehen, und spürte seine Hand im Nacken, die meinen Mund gegen seinen drückte.

Der Polizeischeinwerfer strich über uns hinweg. Gelöst sank ich gegen Jean-Claude und ließ mich küssen. Unsere Münder drückten sich aufeinander. Meine Zunge fand die glatte Härte der Fänge. Ich entzog mich, und er ließ es geschehen. Er drückte mein Gesicht an seine Brust, einen Arm wie Stahl gegen meinen Rücken und presste mich an sich. Er zitterte, und das kam nicht vom Regen.

Sein Atem ging unregelmäßig, sein Herz hüpfte unter der Haut gegen meine Wange. Die glatte Unebenheit der Brandnarbe berührte mein Gesicht.

In einer gewaltigen Woge ergoss sich sein Hunger über mich, wie eine Hitzewelle. Er hatte ihn vor mir verborgen gehalten, bis jetzt. »Jean-Claude!« Ich versuchte gar nicht erst, ihn die Angst nicht hören zu lassen.

»Still.« Ein Schauer durchlief ihn. Ihm entrang sich ein lauter Seufzer. Er ließ mich so abrupt los, dass ich taumelte.

Er ging ein Stück weg und lehnte sich gegen einen geparkten Wagen. Er reckte das Gesicht in den Regen. Noch immer konnte ich seinen Herzschlag spüren. Und noch nie war ich mir meines eigenen und des Blutstroms in meinen Adern so bewusst gewesen. Ich schlug die Arme um mich und zitterte im warmen Regen.

Der Streifenwagen war im Dämmerlicht verschwunden. Nach vielleicht fünf Minuten stand Jean-Claude auf. Von seinem Herzschlag spürte ich nichts mehr. Mein eigener Puls ging langsam und regelmäßig. Was immer gerade geschehen war, es war vorbei.

Er schlenderte an mir vorbei und rief über die Schulter hinweg: »Kommen Sie, Nikolaos erwartet uns drinnen.«

Ich folgte ihm durch die Tür. Er versuchte nicht, meine Hand zu nehmen. Genau genommen blieb er sogar außer Reichweite, und ich zog durch eine kleine Lobby hinter ihm her. Hinter dem Tresen saß ein Mann. Er sah von seiner Illustrierten auf. Sein Blick schoss von Jean-Claude zu mir, dann grinste er mich anzüglich an.

Ich starrte wütend zurück. Darauf wandte er sich achselzuckend wieder seiner Zeitschrift zu. Jean-Claude stieg eilig die Treppe hinauf, ohne auf mich zu warten. Er sah sich nicht einmal nach mir um. Vielleicht hörte er mich hinterherkommen, vielleicht war es ihm aber auch egal, ob ich folgte.

Offenbar spielten wir nun nicht mehr das Liebespaar. Sieh mal einer an. Man konnte fast meinen, der Meistervampir traute sich, was mich betraf, selbst nicht recht.

Oben war ein langer Flur mit Türen auf beiden Seiten. Jean-Claude war schon halb durch eine eingetreten. Ich steuerte darauf zu. Ich wollte mich nicht beeilen. Sie konnten verdammt nochmal warten.

In dem Zimmer befanden sich ein Bett, ein Nachttisch mit einer Lampe und drei Vampire: Aubrey, Jean-Claude und ein mir unbekannter weiblicher Vampir. Aubrey stand in der hinteren Ecke in der Nähe des Fensters. Er lächelte mich an. Jean-Claude stand an der Tür. Die Frau lag auf dem Bett. Sie sah aus, wie ein Vampir aussehen sollte. Langes, glattes schwarzes Haar fiel rings um ihre Schultern. Ihr Kleid war weit ausgestellt und schwarz. Sie trug hohe schwarze Stiefel mit unglaublich hohen Absätzen.

»Sieh mir in die Augen«, sagte sie.

Ich schaute sie an, bevor ich es verhindern konnte, dann blickte ich auf den Boden.

Sie lachte, und es hatte die gleiche Art Beiklang wie bei Jean-Claude. Man konnte ihn mit Händen greifen.

»Schließ die Tür, Aubrey«, befahl sie. Ihre Rs rollten von irgendeinem Akzent, den ich nicht einordnen konnte.

Aubrey streifte mich, als er die Tür schloss. Er blieb hinter mir stehen, wo ich ihn nicht sehen konnte. Ich ging und stellte mich mit dem Rücken vor die einzige leere Wand, sodass ich alle sehen konnte, wozu auch immer mir das nützen mochte.

»Angst?«, fragte Aubrey.

»Noch am Bluten?«, konterte ich.

Er verschränkte die Arme vor dem Blutfleck auf seinem Hemd. »Wir werden sehen, wer blutet, wenn's dämmert.«

»Aubrey, sei nicht kindisch.« Der Vampir auf dem Bett stand auf. Ihre Absätze klapperten auf dem nackten Fußboden. Sie stelzte um mich herum, und ich widerstand dem Drang, mich umzudrehen und sie im Auge zu behalten. Sie lachte wieder, als ob sie das genau wüsste.

»Sie möchten, dass ich die Sicherheit Ihrer Freundin garantiere?«, fragte sie. Sie war umgekehrt und sank graziös auf das Bett. Das nackte, schäbige Zimmer sah noch schlimmer aus, wenn sie mit ihren Zweihundertdollarstiefeln auf dem Bett saß.

»Nein«, antwortete ich.

»Darum hatten Sie gebeten, Anita«, sagte Jean-Claude.

»Ich sagte, ich will eine Garantie von Aubreys Meister.«

»Sie sprechen mit meinem Meister, Mädchen.«

»Nein, das tue ich nicht.« Im Zimmer war es plötzlich sehr still. Ich hörte etwas in der Wand kratzen. Ich musste aufschauen, um mich zu vergewissern, dass die Vampire noch da waren. Sie waren alle vollkommen reglos, wie Statuen, kein Anzeichen von Atmung oder Leben. Sie waren alle so verflucht alt, aber keiner war alt genug, um dieser Nikolaos zu sein.

»Ich bin Nikolaos«, hauchte das Weib schmeichelnd. Ich wollte ihr gern glauben, aber ich tat es nicht.

»Nein«, erwiderte ich. »Sie sind nicht Aubreys Meister.« Ich riskierte einen Blick in ihre Augen. Sie waren schwarz und weiteten sich vor Staunen, als ich hineinsah. »Sie sind sehr alt und sehr gut, aber Sie sind nicht alt und nicht stark genug, um Aubreys Meister zu sein.«

»Ich sagte ja, sie würde es durchschauen«, sagte Jean-Claude.

»Schweig!«

»Das Spiel ist aus, Theresa. Sie weiß Bescheid.«

»Nur, weil du es ihr gesagt hast.«

»Sagen Sie ihnen, woher Sie es wissen, Anita.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich fühle es. Sie ist nicht alt genug. Es geht mehr Macht von Aubrey aus als von ihr. Das sollte nicht sein.«

»Bestehen Sie nach wie vor darauf, mit unserem Meister zu sprechen?«, fragte die Frau.

»Ich will nach wie vor Garantien für die Sicherheit meiner Freundin.« Ich sah sie der Reihe nach an. »Und ich bin solche albernem Spielchen leid.«

Plötzlich kam Aubrey auf mich zu. Die Welt bremste jäh. Für Angst blieb keine Zeit. Ich versuchte auszuweichen und wusste, dass ich nirgends hinkonnte.

Jean-Claude stürzte ihm nach, versuchte ihn zu packen. Er würde es nicht mehr schaffen.

Aubreys Hand kam aus dem Nichts und traf mich an der Schulter. Der Schlag trieb mir die Luft aus dem Körper und schleuderte mich rücklings zu Boden. Ich krachte mit dem Rücken gegen die Wand. Mein Kopf schlug einen Augenblick später auf, hart. Die Welt wurde grau. Ich rutschte an der Wand hinunter. Ich bekam keine Luft. Winzige weiße Gestalten tanzten in dem Grau. Die Welt wurde finster. Ich glitt zu Boden. Es tat nicht weh; nichts tat weh. Ich rang nach Luft, bis mein Brustkorb brannte und die Dunkelheit alles fortnahm.

Stimmen trieben durchs Dunkel. Träume. »Wir hätten sie nicht bewegen sollen.«

»Willst du Nikolaos ungehorsam sein?«

9. Kapitel

»Ich habe geholfen, sie hierher zu bringen, oder nicht?« Das war eine Männerstimme.

»Ja«, antwortete eine Frau.

Ich lag mit geschlossenen Augen da. Ich träumte nicht. Ich erinnerte mich an Aubreys Hand, die aus dem Nichts gekommen war. Es war ein flacher Rückhandschlag gewesen. Wenn er eine Faust gemacht hätte... hatte er aber nicht. Ich lebte.

»Anita, sind Sie wach?«

Ich öffnete die Augen. Das Licht stach mir in den Kopf. Ich schloss sie wieder, um dem Schmerz zu entgehen, aber der Schmerz blieb. Ich drehte den Kopf, und das war ein Fehler. Mir wurde schlecht. Mir war, als würden sich die Knochen in meinem Kopf verschieben. Ich bedeckte die Augen mit den Händen und stöhnte.

»Anita, geht es Ihnen gut?«

Warum fragen die Leute das immer, wenn die Antwort so offensichtlich Nein lautet? Ich sprach ganz leise, war mir nicht sicher, was das Sprechen für ein Gefühl wäre. Es war nicht allzu schlimm. »Einfach prächtig.«

»Was?« Das kam von der Frau.

»Ich glaube, sie meint das ironisch«, meinte Jean-Claude.

Er klang erleichtert. »Sie kann nicht allzu sehr verletzt sein, wenn sie Witze macht.«

Ich war mir nicht ganz sicher, was das »nicht allzu sehr verletzt« anging. Die Übelkeit kam in Wellen, vom Kopf zum Magen, anstatt umgekehrt. Ich tippte auf eine Gehirnerschütterung. Die Frage war nur, wie schlimm.

»Können Sie sich bewegen, Anita?«

»Nein«, flüsterte ich.

»Ich will es anders ausdrücken. Wenn ich Ihnen helfe, können Sie sich dann aufsetzen?«

Ich schluckte, versuchte gegen Schmerzen und Übelkeit anzuatmen. »Vielleicht.«

Hände gruben sich unter meine Schultern. Die Knochen in meinem Kopf verschoben sich nach vorn, als er mich anhub. Ich keuchte und schluckte. »Mir wird schlecht.«

Ich rollte mich auf alle viere. Die Bewegung war zu schnell gewesen. Die Schmerzen waren ein Wirbel aus Licht und Finsternis. Mein Magen drehte sich. Sein Inhalt brannte mir in der Kehle. Mein Kopf explodierte.

Jean-Claude hielt mich um die Taille, eine kühle Hand lag auf meiner Stirn und hielt die Knochen an Ort und Stelle. Seine Stimme wirkte beruhigend wie ein kühles Laken auf der Haut. Er sprach Französisch, ganz leise. Ich verstand kein Wort davon und brauchte es auch nicht.

Seine Stimme hielt mich, wiegte mich, nahm mir ein wenig den Schmerz.

Er bettete mich an seine Brust, und ich war zu schwach, um zu protestieren. In meinem Kopf hatte es vor Schmerzen geschrien, nun war es weit weg, ein leises Pochen. Noch immer fühlte es sich widerlich an, den Kopf zu drehen, es war, als würde er auseinander gleiten, aber die Schmerzen waren jetzt anders, erträglich.

Er wischte mir Gesicht und Mund mit einem feuchten Tuch ab. »Fühlen Sie sich jetzt besser?«

»Ja.« Ich verstand nicht, wo die Schmerzen abgeblieben waren.

Theresa sagte: »Jean-Claude, was hast du da gemacht?«

»Nikolaos möchte, dass sie für den Besuch wach und wohl-auf ist. Du hast sie gesehen. Sie braucht einen Arzt, keine weitere Quälerei.«

»Also hast du ihr geholfen.« Sie klang belustigt. »Nikolaos wird nicht erfreut sein.«

Ich merkte, wie er die Achseln zuckte. »Ich habe getan, was nötig war.«

Ich konnte die Augen öffnen, ohne sie zusammenkneifen zu müssen und ohne dass sich die Schmerzen verschlimmerten. Wir waren in einem Verlies; es gab keinen anderen Ausdruck dafür. Dicke Steinmauern umschlossen einen quadratischen Raum von vielleicht sechs mal sechs Metern. Stufen führten zu einer verriegelten Holztür hinauf. Es waren sogar Ketten in die Wand eingelassen. Ringsum tropften Fackeln. Es fehlte nur noch die Streckbank und der Mann mit der schwarzen Kapuze, so einer mit dicken fleischigen Armen und einer Tätowierung mit dem Spruch: »Ich liebe meine Mama.« Dann wäre alles perfekt gewesen.

Ich fühlte mich besser, viel besser. Ich hätte mich nicht so schnell erholen dürfen. Ich war schon früher übel verwundet worden. Das ließ nicht so schnell nach, nicht so.

»Können Sie ohne Hilfe sitzen?«, fragte Jean-Claude.

Überraschenderweise war die Antwort Ja. Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Mauer. Die Schmerzen spürte ich

noch, aber nicht mehr so schlimm. Jean-Claude holte einen Eimer von der Treppe und goss ihn über dem Boden aus. In der Mitte gab es einen sehr modernen Abfluss.

Theresa musterte mich, die Hände in die Hüften gestemmt. »Sie erholen sich zweifellos fix.« Da schwang Belustigung mit und etwas anderes, das ich nicht benennen konnte.

»Die Schmerzen und die Übelkeit sind so gut wie weg. Wie kommt das?«

Sie schürzte die Lippen und grinste viel sagend. »Das müssen Sie Jean-Claude fragen. Es ist sein Werk, nicht meins.«

»Weil du es nicht gekonnt hättest.« Jetzt blitzte versteckter Zorn auf.

Sie wurde bleich. »Davon abgesehen hätte ich es nicht gewollt.«

»Worum geht es hier?«, fragte ich.

Jean-Claude sah mich an, sein schönes Gesicht war undurchschaubar. Seine dunklen Augen blickten tief in meine. Noch immer nur Augen.

»Mach schon, Meistervampir, sag's ihr. Schau, wie dankbar sie ist.«

Jean-Claude sah mich eindringlich an, beobachtete mein Gesicht. »Sie wurden schwer verletzt, eine Gehirnerschütterung. Aber Nikolaos wird nicht zulassen, dass wir Sie in ein Krankenhaus bringen, bis... diese Unterredung vorbei ist. Ich fürchtete, Sie würden sterben oder nicht mehr... funktionieren.« Er hatte sich noch nie so unsicher angehört. »Darum habe ich meine Lebenskraft mit Ihnen geteilt.«

Ich schüttelte langsam den Kopf. Großer Fehler. Ich hielt mir die Stirn mit beiden Händen. »Das verstehe ich nicht.«

Er breitete hilflos die Arme aus. »Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll.«

»Oh, wenn es erlaubt ist«, sagte Theresa. »Er hat den ersten Schritt getan, um aus Ihnen einen menschlichen Diener zu machen.«

»Nein.« Ich konnte noch nicht ganz klar denken, aber ich wusste, dass das nicht stimmte. »Er hat nicht versucht, mich mit seinem Geist oder mit den Augen zu manipulieren. Er hat mich auch nicht gebissen.«

»Ich meine nicht diese jämmerlichen Halbwesen, die ein paar Bisswunden haben und tun, was wir wollen. Ich rede von einem ständigen menschlichen Diener, einem, der niemals gebissen, dem nichts getan wird. Der fast so langsam altert wie wir.«

Ich verstand noch immer nicht. Wahrscheinlich war mir das anzusehen, denn Jean-Claude sagte: »Ich nahm Ihnen die Schmerzen und gab Ihnen meine... Lebenskraft.«

»Dann erleiden Sie meine Schmerzen?«

»Nein, die Schmerzen sind weg. Ich habe Sie ein bisschen widerstandsfähiger gemacht.«

Noch immer begriff ich nicht alles, oder vielleicht war es auch zu hoch für mich. »Verstehe ich nicht.«

»Hören Sie, Frau, er hat Ihnen etwas gegeben, das wir als ein großes Geschenk ansehen und das nur Leuten geschenkt wird, die sich als unersetzlich erwiesen haben.«

Ich starrte Jean-Claude an. »Heißt das, ich unterstehe jetzt irgendwie Ihrer Macht?«

»Ganz im Gegenteil«, antwortete Theresa. »Sie sind jetzt immun gegen seinen Blick, seine Stimme, seinen Willen. Sie dienen ihm aus Neigung, weiter nichts. Sie sehen also, was er getan hat.«

Ich starrte in ihre schwarzen Augen. Es waren nur Augen.

Sie nickte. »Jetzt begreifen Sie langsam. Als Animator waren Sie gegen unseren Blick bereits teilweise gefeit. Jetzt haben Sie fast vollkommene Immunität.« Sie stieß ein kurzes, trockenes Lachen aus. »Nikolaos wird Sie beide vernichten.« Damit stielte sie die Treppe hinauf, die Absätze ihrer Stiefel knallten auf den Steinen. Die Tür ließ sie offen.

Jean-Claude stand vor mir. Seine Miene war unergründlich.

»Warum?«, fragte ich.

Er sah mich nur an. Seine Haare waren zu widerspenstigen Locken getrocknet. Er sah trotzdem schön aus und sogar weniger unwirklich.

»Warum?«

Er lächelte, und ein paar müde Linien zeigte sich um seine Augen. »Wenn Sie gestorben wären, hätte unser Meister uns bestraft. Aubrey leidet bereits wegen seiner... Indiskretion.«

Er drehte sich um und ging die Stufen hinauf. Er bewegte sich wie eine Katze, mit knochenloser, geschmeidiger Grazie.

An der Tür blieb er stehen und warf einen Blick zurück.
»Jemand wird Sie holen kommen, wenn Nikolaos meint, dass es Zeit ist.« Er schloss die Tür, und ich hörte den Riegel. Seine Stimme schwebte durch die Gitterstäbe, volltönend, mit einem perlenden Lachen. »Und vielleicht, weil ich Sie mag.« Am Ende klang es bitter und wie splitterndes Glas.

Ich musste die verschlossene Tür überprüfen. Daran rütteln, im Schloss stochern, als ob ich wüsste, wie man Schlösser knackt. Sehen, ob Gitterstäbe lose waren, obwohl ich mich niemals durch das kleine Fenster hätte quetschen können.

Ich prüfte die Tür, weil ich nicht anders konnte. Es war derselbe Drang, der einen an der Kofferraumklappe rütteln lässt, nachdem man die Schlüssel im Wagen eingeschlossen hat.

10.Kapitel

Ich habe schon bei vielen verschlossenen Türen auf der falschen Seite gestanden. Keine einzige hat sich je für mich geöffnet, aber es gibt immer ein erstes Mal. Ja, falls ich so lange lebe. Halt, kein guter Satz, streichen Sie das.

Wegen eines Geräuschs wandte ich mich wieder der Zelle und ihren tropfnassen Mauern zu. Eine Ratte huschte an der hinteren Wand entlang. Eine zweite spähte um die Treppenkante, ihre Barthaare zitterten. Ich nehme an, man kann ein Verlies nicht ohne Ratten betreiben, aber ich wäre zumindest bereit gewesen, es zu versuchen.

Noch etwas trippelte hinter der Treppe in dem düsteren Licht meinte ich einen Hund zu erkennen. Es war keiner. Eine Rat-

te von der Größe eines Schäferhundes saß auf ihren glatten schwarzen Hinterbeinen. Die Klauen an die pelzige Brust gezogen, blickte sie mich an. Sie wandte mir ein großes schwarzes Knopfauge zu, rollte die Lippen zurück, bleckte die gelben Zähne. Die Schneidezähne waren zwölf Zentimeter lange, stumpfe Dolche.

»Jean-Claude!«, kreischte ich.

Die Zelle füllte sich mit einem hohen Quieken, das seltsam hallte, als ob sie durch einen Tunnel flitzten. Ich ging zum hinteren Ende der Treppe. Und da sah ich ihn. Einen Tunnel in der Mauer, nahezu mannshoch. Ratten quollen daraus hervor in einer dicken pelzigen Woge und quietschten und bisen um sich. Sie flössen heraus, überspülten den Boden.

»Jean-Claude!« Ich schlug gegen die Tür, zog an den Gitterstäben, alles, was ich schon einmal getan hatte. Es war zwecklos. Ich konnte nicht entkommen. Ich trat gegen die Tür und schrie: »Verflucht!« Meine Wut hallte von den Mauern wider und übertönte fast das Scharren der tausend Klauen.

»Sie werden nicht kommen, ehe wir mit dir fertig sind.«

Ich erstarrte mitten in der Bewegung. Dann drehte ich mich um, sehr langsam. Die Stimme war aus meiner Zelle gekommen. Der Boden wimmelte von kleinen pelzigen Körpern. Das Fiepen, das Rascheln, das Scharren Tausender füllte den Raum. Tausender.

Vier riesige Ratten saßen wie Berge in der brodelnden Pelzflut. Eine starrte mich mit schwarzen Augen an. Das war nicht der Blick einer Ratte. Ich hatte noch nie eine Werratte

gesehen, aber ich konnte wetten, dass ich jetzt vier auf einmal sah.

Eine stand aufrecht, die Beine ein wenig gebeugt. Sie war mannsgroß und hatte das typische schmale Rattengesicht. Ein enormer nackter Schwanz war um ihre Beine geringelt wie ein dickes fleischiges Tau. Sie - nein, er, ganz entschieden er - streckte eine Krallenhand vor.

»Komm herunter und geselle dich zu uns, Mensch.« Die Stimme klang dumpf, fast pelzig und auch ein bisschen weinerlich.

Jedes Wort war eindeutig zu verstehen, klang nur ein bisschen eigenartig. Rattenlippen taugen nicht fürs Reden.

Nein, ich kam nicht herunter. Keinesfalls. Ich konnte mein Herz im Hals spüren. Ich kannte einen Mann, der den Angriff eines Werwolfs überlebt hatte, ganz knapp, und der danach kein Werwolf geworden war. Ich kenne auch einen Mann, der nur einen Kratzer abbekommen hat und zum Werrtiger geworden ist. Wahrscheinlich war aber, wenn mich so viele kratzten, dass ich einen Monat später Pelzgesicht spielen würde, voll ausgestattet mit Knopfaugen und gelben Zähnen. Lieber Gott.

»Komm herunter, Mensch. Komm und spiel mit uns.«

Ich schluckte. Es fühlte sich an, als müsste ich mein Herz schlucken. »Ich glaube nicht.«

Er gab ein zischendes Lachen von sich. »Wir können hinaufkommen und dich holen.« Er schlenderte durch die kleineren Ratten, und sie machten ihm Platz, sprangen aufeinander, um die Berührung mit ihm zu vermeiden. Er stand am Rand der

Treppe und sah mich an. Sein Fell war honigbraun mit blonden Streifen.

»Es wird dir nicht gefallen, wenn wir dich erst zwingen müssen.«

Ich schluckte. Ich glaubte ihm. Ich tastete nach meinem Messer und fand die Scheide leer. Natürlich, die Vampire hatten es mir abgenommen. Mist.

»Komm herunter, Mensch, komm und spiel mit uns.«

»Wenn ihr mich haben wollt, müsst ihr mich holen kommen.«

Er ringelte den Schwanz durch seine Hände und streichelte ihn. Dann fuhr er sich durch das Bauchfell und streichelte weiter unten. Ich sah ihm angestrengt ins Gesicht, und er lachte mich aus.

»Holt sie.«

Zwei der hundgroßen Ratten bewegten sich auf die Treppe zu. Eine kleine geriet quiekend unter ihre Klauen. Man hörte noch ein klägliches Fiepen, dann nichts mehr. Ich sah sie zu-
cken, bis sie unter den anderen Ratten verschwunden war. Knöchelchen knackten. Nichts würde von ihr übrig bleiben.

Ich drückte mich gegen die Tür, als könnte ich durch das Holz dringen. Die beiden Ratten krochen die Stufen herauf, geschmeidige, wohl genährte Tiere. Aber in ihren Augen war nichts Tierhaftes. Ihr Blick war menschlich, intelligent.

»Wartet, wartet.«

Die beiden zögerten.

Der Rattenmann sagte: »Ja?«

Ich schluckte hörbar. »Was wollt ihr?«

»Nikolaos bat uns, dich so lange zu unterhalten, wie du warten musst.«

»Das beantwortet meine Frage nicht. Was soll ich tun? Was wollt ihr von mir?«

Die Lippen legten die gelben Zähne frei. Es sah aus wie ein Fauchen, vermutlich sollte es ein Lächeln sein. »Komm zu uns herunter, Mensch. Berühre uns und lass dich von uns berühren. Wir wollen dich die Freuden von Fell und Zähnen lehren.« Er rieb sich die Oberschenkel mit den Klauen. Das zog meine Aufmerksamkeit zwischen seine Beine. Ich schaute weg, und Hitze strömte über mein Gesicht. Ich wurde rot. Verdammt!

»Soll das beeindruckend sein?«, fragte ich. Es kam beinahe ruhig heraus.

Er stockte einen Moment lang, dann fauchte er: »Holt sie!«

Großartig, Anita, mach ihn dir zum Feind. Gib ihm zu verstehen, dass seine Ausstattung ein bisschen klein geraten ist.

Sein zischendes Gelächter rann mir in kalten Wellen über die Haut. »Wir werden heute Nacht Spaß haben. Das kann ich euch versprechen.«

Die Riesenratten kamen die Stufen herauf, die Muskeln unter dem Fell arbeiteten, die Barthaare, dick wie Maschendraht, wackelten heftig. Ich drängte mich mit dem Rücken gegen die Tür und begann abwärts zu rutschen. »Bitte, bitte, nicht.« Meine Stimme klang schrill und ängstlich, und das hasse ich.

»So schnell haben wir dich kleingekriegt; wie traurig«, sagte der Rattenmann.

Die beiden Ratten waren fast bei mir. Ich stemmte mich mit angezogenen Knien gegen die Tür, pflanzte die Hacken in den Boden, während ich die Zehenballen leicht anhub. Eine Klaue fasste mein Bein, ich zuckte zusammen, aber ich wartete. Es musste gleich beim ersten Mal richtig sitzen. Bitte, Gott, lass sie nicht an mir Blut saugen. Barthaare streiften mein Gesicht, und ein massiges, pelziges Etwas legte sich auf mich.

Ich trat mit beiden Füßen aus und traf die Ratte mit voller Wucht. Sie hob sich auf die Hinterbeine und wankte rückwärts, kicherte, der Schwanz schlug um sich. Ich warf mich nach vorn und schlug sie vor die Brust. Die Ratte taumelte über die Treppenkante.

Die zweite Ratte duckte sich knurrend. Ich sah, wie sich ihre Muskeln spannten, ging auf ein Knie nieder und brachte mich in Stellung. Wenn sie mich stehend anspränge, würde ich von der Treppe stürzen. Ich war nur zwei Fingerbreit vom Fall entfernt.

Sie sprang. Ich warf mich flach hin und rollte mich weg. Die Füße und eine Hand stieß ich in den warmen Körper und half nach. Die Ratte purzelte über mich drüber und verschwand. Ich hörte das ängstliche Quieken, als sie fiel. Es gab einen dumpfen Aufschlag. Nicht schlecht. Ich glaubte nicht, dass sie tot war. Aber mehr konnte ich nicht tun.

Ich stand auf, stellte mich wieder mit dem Rücken zur Tür. Der Rattenmann lächelte nicht mehr. Ich dagegen lächelte süß, mein unschuldigstes Lächeln. Es schien ihn nicht zu beeindrucken.

Er machte eine sanfte Bewegung, wie um die Luft zu teilen. Mit seiner Handbewegung flössen die kleinen Ratten vorwärts. Eine kriechende braune Flut wallte die Stufen herauf.

Ein paar davon könnte ich vielleicht erwischen, aber nicht alle. Sie würden mich bei lebendigem Leibe auffressen, wenn er es ihnen befahl, mit lauter winzigen blutroten Bissen.

Ratten umspülten meine Füße, krabbelten und raufeten.

Kleine Körper stießen gegen meine Stiefel. Eine reckte sich, um nach dem Rand meines Stiefels zu fassen. Ich trat sie weg. Sie fiel fiepend über die Treppenkante.

Die Ratten hatten den Verletzten auf die Seite gezogen. Er rührte sich nicht. Die andere, die ich von mir gestoßen hatte, humpelte.

Eine Ratte sprang mich an, die Krallen hakten sich in meine Bluse. So hing sie an mir, die Pfoten im Stoff verfangen. Ich spürte das Gewicht über meiner Brust. Ich packte sie um die Körpermitte. Zähne bohrten sich in meine Hand, bis sie sich, meine Haut zermalmend, schlossen und den Knochen verfehlten. Ich schrie und wollte das Tier abschütteln. Wie ein grausiger Ohrring baumelte es an meiner Hand. Blut lief das Fell hinab. Eine weitere Ratte sprang mir auf die Bluse.

Der Rattenmann lächelte.

Eine kletterte mir ins Gesicht. Ich fasste sie beim Schwanz und zog sie weg. Dabei schrie ich: »Hast du Angst, selbst zu kommen? Hast du Angst vor mir?« Meine Stimme war dünn vor Panik, aber ich redete weiter. »Deine Freunde sind ver-

wundet und sollen etwas tun, wovor du dich fürchtest. Ist es nicht so? Ja?»

Seine Freunde blicken zwischen mir und dem Rattenmann hin und her. Er sah sie von der Seite an. »Vor einem Menschen habe ich keine Angst.«

»Dann komm herauf und hol mich, wenn du kannst.«

Die Ratte an meiner Hand ließ sich fallen, ihr folgte eine Blutfontäne. Die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger war zerrissen.

Die kleinen Ratten zögerten, blickten aufgeregt um sich. Eine, die halb an mir hinaufgeklettert war, ließ los.

»Ich habe keine Angst.«

»Dann beweise es.« Das klang schon ein bisschen sicherer, vielleicht wie neun anstatt wie fünf Jahre alt.

Die Riesenratten sahen ihn an, aufmerksam, nachdenklich, abwartend. Er schnitt noch einmal mit der Hand durch die Luft in umgekehrter Richtung. Die Ratten setzten sich quiekend auf die Hinterbeine und blickten um sich, als könnten sie es nicht glauben, aber sie begannen, auf dem Weg, den sie gekommen waren, die Stufen wieder hinabzufließen.

Ich lehnte mich mit weichen Knien an die Tür, drückte die verletzte Hand an die Brust. Der Rattenmann schlich die Treppe herauf. Er bewegte sich sacht auf den Ballen seiner lang gestreckten Füße, kräftige krallenbewehrte Zehen drückten sich auf den Stein.

Lykanthropen sind stärker und schneller als Menschen. Das hat mit Tricks und Geschicklichkeit nichts zu tun, sie sind

einfach besser. Es würde mir nicht gelingen, die Werratten noch einmal zu überraschen. Ich bezweifelte, dass er so sehr in Wut geraten und eine Dummheit machen würde, aber man soll die Hoffnung nie aufgeben. Ich war verletzt, unbewaffnet und auf mich allein gestellt. Wenn ich ihn nicht dazu brächte, einen Fehler zu machen, saß ich tief in der Scheiße.

Eine lange rosa Zunge bog sich um seine Zähne. »Frisches Blut«, sagte er. Er sog laut die Luft ein. »Du riechst nach Angst, Mensch. Blut und Angst, das riecht mir ganz nach Abendessen.« Er ließ seine Zunge herausschnellen und lachte mich aus.

Ich schob meine verletzte Hand hinter den Rücken, als wollte ich etwas hervorholen. »Komm näher, Rattenmann, dann schauen wir mal, wie dir das Silber schmeckt.«

Er hielt halb geduckt auf der obersten Stufe inne. »Du hast kein Silber.«

»Willst du dein Leben darauf wetten?«

Er knetete seine Krallenhände. Eine der großen Ratten quiekte etwas. Er fauchte zu ihr hinunter: »Ich habe keine Angst!«

Wenn sie ihn anstachelten, würde mein Bluff nicht funktionieren. »Du hast gesehen, was ich mit deinen Freunden gemacht habe, und das ohne Waffe.« Ich hörte mich ruhig und selbstsicher an. Gut für mich.

Er beäugte mich mit einem großen Lacklederauge. Sein Fell glänzte im Fackelschein wie frisch gewaschen. Er machte einen kleinen Sprung und war auf dem Treppenabsatz, knapp außer Reichweite.

»Ich habe noch nie eine blonde Ratte gesehen«, sagte ich. Nur um die Stille zu durchbrechen, um ihn an diesem letzten Schritt vorwärts zu hindern. Jean-Claude würde doch sicher bald wiederkommen. Plötzlich musste ich lachen, es kam trocken und unvermittelt.

Der Rattenmann zuckte zusammen und sah mich prüfend an. »Warum lachst du?« Ein Anflug von Unbehagen. Gut.

»Ich habe gerade gedacht, dass die Vampire mich hoffentlich bald holen und mich retten. Du musst zugeben, dass das komisch ist.«

Er schien es nicht komisch zu finden. Viele Leute verstehen meine Witze nicht. Wenn ich unsicherer wäre, würde ich glauben, dass meine Witze nicht lustig sind. Blödsinn.

Ich bewegte die Hand hinter dem Rücken und tat, als hätte ich ein Messer. Eine der Riesenratten kreischte, und selbst für meine Ohren hörte es sich höhnisch an. Es würde ihm ewig anhängen, wenn ich ihn zum Narren hielte. Und mir, wenn ich es nicht täte.

Die meisten Leute, die mit einer Werratte konfrontiert sind, werden starr vor Schreck oder hektisch vor Panik. Ich hatte Zeit gehabt, mich an die Vorstellung zu gewöhnen. Ich würde nicht bei der ersten Berührung ohnmächtig werden. Und es gab noch eine Möglichkeit, mich zu retten. Wenn ich mich irrte, würde er mich umbringen.

Mein Magen machte einen Handstandüberschlag, und ich musste hart schlucken. Lieber tot als pelzig. Bei einem Kampf würde ich doch lieber getötet werden. Was die Verwandlung in einen Lykanthropen betraf, waren Ratten nicht

meine erste Wahl. Und wenn man Pech hat, kann einen der kleinste Kratzer infizieren.

Mit etwas Glück könnte ich durchaus ins Krankenhaus kommen und behandelt werden. Etwa wie bei Tollwut. Natürlich, manchmal wirkten die Impfungen, aber manchmal bekam man auch Lykanthropie.

Er nahm seinen langen nackten Schwanz in die Klauen.
»Schon mal von einem Wer vernascht worden?«

Ich war mir nicht sicher, ob er von Sex oder vom Essen sprach. Keins von beidem klang angenehm. Wahrscheinlich würde er sich jetzt aufgeilen, seinen Mut zusammennehmen und mich dann holen kommen, wenn er so weit war. Ich wollte, dass er mich holen kam, wenn ich so weit war.

Ich entschied mich für Sex und erwiderte: »Dazu fehlt dir aber was, Rattenmann.«

Sein Rücken versteifte sich, eine Hand glitt nach unten, Krallen kämten das Fell. »Wir werden sehen, wem was fehlt, Mensch.«

»Ist das die einzige Art, wie du an Sex kommst? Indem du dich jemandem aufdrängst? Bist du als Mensch denn genauso hässlich wie jetzt?«

Er fauchte mich mit aufgerissenem Maul und gebleckten Zähnen an. Aus seinem Körper drang ein Laut, tief und hoch zugleich, ein winselndes Knurren. So etwas hatte ich noch nie gehört. Er stieg an und fiel ab, und die Zelle füllte sich mit lauten zischenden Echos. Er krümmte die Schultern.

Ich hielt den Atem an. Ich hatte ihn mächtig geärgert. Jetzt würde sich zeigen, ob mein Plan funktionierte oder ob er mich töten würde. Er sprang. Ich ließ mich fallen, aber darauf war er vorbereitet. Mit unglaublicher Schnelligkeit war er über mir, packte mich, fletschte die Zähne, brüllte mir ins Gesicht.

Ich hatte die Beine an den Bauch gezogen, sonst wäre er auf mir gelegen. Er packte meine Knie und wollte sie auseinander ziehen. Ich schlang beide Arme um sie. Es war, als kämpfte man gegen eine Maschine. Er brüllte, hoch und fauchend, sein Speichel regnete auf mich herab. Er kniete sich hin, um einen besseren Winkel zu erreichen. Jetzt trat ich zu, mit ganzer Kraft. Das hatte er vorausgesehen und versuchte auszuweichen, aber ich traf ihn mit beiden Füßen mitten zwischen die Beine. Das hieb ihn von den Knien, und er krümmte sich zusammen. Seine Krallen kratzten über den Stein. Er gab ein dünnes Winseln von sich und schien nicht viel Luft zu bekommen.

Ein weiterer Rattenmann kam durch den Tunnel, und die Ratten rannten fiepend und quiekend in alle Richtungen. Ich saß einfach da, so weit wie möglich von dem sich windenden Blonden entfernt, und schaute den Neuen müde und ärgerlich an.

Verdammt, es hätte klappen müssen. Die Bösen durften nicht einfach Verstärkung holen, wenn ich sowieso schon in der Unterzahl war. Der Neue hatte schwarzes Fell, vollkommen schwarzes Fell. Über den leicht gekrümmten Beinen trug er abgeschnittene Jeans. Er bewegte sich geschmeidig aus der Hüfte.

Ich schluckte mein Herz wieder herunter, mein Puls hämmerte. Mir kribbelte die Haut bei dem Gedanken daran, wie

die vielen kleinen Ratten über mich huschen würden. Die Bisswunde pochte. Sie würden mich in Stücke reißen. »Jean-Claude!«

Die Ratten zogen sich wie eine wogende braune Flut von der Treppe zurück. Sie rannten unter schrillum Geschrei in den Tunnel. Ich konnte nicht anders, als ihn anzustarren.

Die Rattenmänner zischten ihn an, zeigten mit Nasen und Pfoten auf den am Boden Liegenden. »Sie hat sich gewehrt. Was habt ihr getan?«, fragte der Rattenmann mit leiser, tiefer Stimme und nur ein klein wenig undeutlich. Mit geschlossenen Augen hätte ich ihn für einen Menschen gehalten.

Ich hatte die Augen nicht geschlossen. Die Riesenratten verließen die Zelle, zogen ihren bewussten Freund gebückt hinter sich her. Eine blickte mich im Hinausgehen an. Die schwarzen Augen versprachen mir qualvolle Dinge, sollten wir uns je wieder begegnen.

Der blonde Rattenmann hatte aufgehört zu winseln und lag nun sehr still, barg sich selbst japsend in den Armen. »Ich habe dir verboten, hierher zu kommen«, sagte der Neue.

Der Blonde richtete sich mühsam auf. Die Bewegung schien schmerzhaft zu sein. »Der Meister hat gerufen, und ich habe gehorcht.«

»Ich bin dein König. Du gehorchst mir.« Die schwarze Ratte begann die Treppe hinaufzusteigen, ihr Schwanz peitschte zornig hin und her wie bei einer Katze.

Ich stand auf und stellte mich zum x-ten Mal mit dem Rücken zur Tür.

Der Verwundete sagte: »Du bist nur so lange unser König, wie du lebst. Wenn du dich unserem Meister entgegenstellst, wird das bald anders sein. Sie ist mächtig, viel mächtiger als du.« Er hörte sich noch schwach an, erholte sich aber zusehends. Ärger hat diese Wirkung.

Der Rattenkönig sprang, ein schwarzer Fleck in Bewegung. Er warf den Rattenmann zu Boden, riss ihn mit leicht gebeugten Armen in die Höhe, seine Füße baumelten herab. Er zog ihn dicht vor sein Gesicht. »Ich bin dein König, und du wirst mir gehorchen oder ich werde dich töten.« Er grub dem Blondem die Krallenhände in den Hals, bis der nach Atem rang. Dann warf er ihn die Treppe hinunter. Der Rattenmann fiel kollernd nach unten, als hätte er keine Knochen im Leib.

Vom Fuß der Treppe sah er wütend herauf, ein keuchender Haufen Fell, der Schmerzen litt. Der Hass in seinen Augen hätte einen Scheiterhaufen zum Brennen gebracht.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Neue.

Ich brauchte eine Minute, um zu begreifen, dass er mit mir redete. Ich nickte. Augenscheinlich wurde ich gerade gerettet, nicht dass das nötig gewesen wäre. Natürlich nicht.

»Danke.«

»Ich bin nicht gekommen, um Sie zu retten«, sagte er. »Ich habe meinem Volk verboten, Vampire zu jagen. Darum bin ich gekommen.«

»Gut, ich weiß, wo ich rangiere, irgendwo überm Floh. Trotzdem Danke. Wofür auch immer.«

Er nickte. »Gern geschehen.«

Ich bemerkte die Brandnarbe auf seinem linken Unterarm. Sie hatte die Form einer plumpen Krone. Jemand hatte ihm ein Brandzeichen verpasst. »Wäre es nicht einfacher, eine Krone und ein Zepter mit sich herumzutragen?«

Er sah auf seinen Arm, dann bleckte er die Zähne und schenkte mir ein Rattenlächeln. »So habe ich die Hände frei.«

Ich sah ihm in die Augen, ob er mich necken wollte, und kam zu keinem Schluss. Versuchen Sie mal, in einem Rattengesicht zu lesen.

»Was wollen die Vampire von Ihnen?«, fragte er.

»Sie wollen, dass ich für sie arbeite.«

»Tun Sie es. Sie werden Ihnen was antun, wenn Sie es nicht machen.«

»Wie sie Ihnen was antun, wenn Sie die Ratten fern halten?«

Er zuckte die Achseln, was linkisch aussah. »Nikolaos denkt, sie ist die Königin der Ratten, weil es das Tier ist, das ihr gehorcht. Wir sind keine gewöhnlichen Ratten, sondern Männer, und wir können uns frei entscheiden. Ich kann mich frei entscheiden.«

»Tun Sie, was sie sagt, dann wird sie Ihnen nichts antun«, sagte ich.

Wieder dieses Lächeln. »Ich gebe gute Ratschläge. Aber ich befolge sie nicht immer.«

»Ich auch nicht«, erwiderte ich.

Er blickte mich mit einem schwarzen Auge an, dann sah er zur Tür. »Sie kommen.«

Ich wusste, wer »sie« waren. Die Party war vorbei. Die Vampire im Anmarsch. Der Rattenkönig sprang die Stufen hinab und hob den am Boden liegenden Blonden hoch. Er warf ihn sich über die Schulter, als wäre das keine Anstrengung, dann war er fort, rannte zum Tunnel, flink wie eine Maus, die vom Licht der Küchenlampe überrascht wird. Ein schwarzer Fleck.

Ich hörte Absätze auf dem Gang knallen und trat von der Tür zurück. Sie öffnete sich, und Theresa stand an der Treppe. Sie schaute auf mich nieder und durch den leeren Raum, die Hände in der Hüfte, den Mund zusammengepresst. »Wo sind sie?«

Ich hielt die verletzte Hand hoch. »Sie haben ihren Teil getan, dann sind sie verschwunden.«

»Sie sollten nicht verschwinden«, sagte sie. Theresa machte tief in der Kehle ein aufgebrachtes Geräusch. »Es war dieser Rattenkönig, stimmt's?«

Ich zuckte die Achseln. »Sie sind gegangen ich weiß nicht, warum.«

»So ruhig, so unerschrocken. Haben die Ratten Ihnen keine Angst gemacht?«

Ich zuckte wieder die Achseln. Wenn etwas funktioniert, bleibe dabei.

»Sie sollten kein Blut saugen.« Sie sah mich an. »Werden Sie beim nächsten Vollmond die Gestalt wechseln?« In ihrer

Stimme klang eine Spur Neugier an. Neugier ist der Tod des Vampirs. Es gibt immer Hoffnung.

»Nein«, antwortete ich und beließ es dabei. Keine Erklärung. Wenn sie wirklich mehr wissen wollte, könnte sie mich gegen die Wand stoßen, bis ich ihr sagte, was sie hören wollte. Sie würde nicht einmal ins Schwitzen geraten. Andererseits wurde Aubrey gerade bestraft, weil er mir etwas getan hatte.

Ihre Augen wurden schmal, während sie mich musterte. »Die Ratten sollten Ihnen Angst einjagen, Animator. Sie scheinen ihre Arbeit nicht erledigt zu haben.«

»Vielleicht kann man mir nicht so leicht Angst machen.« Ich konnte ihrem Blick mühelos begegnen. Es waren nur Augen.

Theresa grinste mich plötzlich an, sodass ich die Fänge zu sehen bekam. »Nikolaos wird etwas finden, das Ihnen Angst macht, Animator. Denn Angst ist Macht.« Das Letzte flüsterte sie, als fürchtete sie sich, es laut auszusprechen.

Wovor fürchteten sich Vampire? Erschreckte sie die Vorstellung von gespitzten Pfählen und Knoblauch oder gab es schlimmere Dinge? Wie ängstigt man einen Toten?

»Gehen Sie vor mir her, Animator. Treffen Sie Ihren Meister.«

»Ist Nikolaos nicht auch Ihr Meister, Theresa?«

Sie starrte mich an, verdutzt, so als sei das Lachen eine Sinestäuschung gewesen. Ihre Augen waren kalt und finster. Die Augen der Ratten enthielten mehr Persönlichkeit. »Bevor diese Nacht um ist, Animator, wird Nikolaos der Meister von allen sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

»Jean-Claudes Kraft hat Ihren Verstand beeinträchtigt.«

»Nein«, erwiderte ich, »das ist es nicht.«

»Was dann, Sterbliche?«

»Ich würde eher sterben, als der Handlanger eines Vampirs zu werden.«

Theresa zuckte mit keiner Wimper, sie nickte nur sehr bedächtig. »Der Wunsch wird Ihnen vielleicht erfüllt.«

Mir kribbelte es im Nacken. Ich konnte ihrem Blick standhalten, aber das Böse hat etwas Eigenartiges an sich. Es bringt die Haare zum Stehen, es schnürt einem die Kehle zu, es verkrampft einem die Eingeweide. Bei Menschen ist es mir auch schon so gegangen. Man muss kein Untoter sein, um böse zu sein. Aber es ist ein klarer Vorteil.

Ich ging voran. Theresas Stiefel warfen ein schnalzendes Echo an die Wände. Vielleicht war es die Angst, die mir das einredete, aber ich spürte ihren Blick, als würde mir ein Eiswürfel die Wirbelsäule hinunterrutschen.

Der Raum war riesig wie ein Lagerhaus, aber die Wände waren massiv gemauert. Ich wartete darauf, dass Bela Lugosi in seinem Umhang herangefegt kam. Was da vor der Wand saß, war fast genauso gut.

Bei ihrem Tod war sie zwölf oder dreizehn gewesen. Kleine, halb ausgebildete Brüste zeigten sich unter einem faden-scheinigen langen Kleid. Es war hellblau und sah warm aus auf ihrer weißen Haut. Sie war schon blass gewesen, als sie noch gelebt hatte; als Vampir war sie geisterhaft. Ihr Haar

hatte dieses leuchtende Weißblond, das viele Kinder anfänglich haben. Aber ihr Haar würde nicht mehr nachdunkeln.

11. Kapitel

Nikolaos saß in einem geschnitzten Lehnstuhl. Ihre Füße erreichten nicht ganz den Boden.

Ein männlicher Vampir ging zu ihr und stützte sich auf ihre Armlehne. Seine Haut erinnerte an vergilbtes Elfenbein. Er beugte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Sie lachte, und es klang wie ein Glockenspiel oder ein Schellenbaum. Ein hübscher, kalkulierter Effekt. Theresa ging zu dem Mädchen in dem Lehnstuhl und stellte sich dahinter auf, ihre Hände spielten in dem langen weißblonden Haar.

Ein Mann stellte sich rechts neben den Stuhl, den Rücken starr gegen die Wand gelehnt, die Hände in die Seiten gehakt. Er starrte geradeaus, mit leerem Gesichtsausdruck. Er war nahezu kahl, hatte ein schmales Gesicht und dunkle Augen. Die meisten Männer sehen nicht gut aus ohne Haare. Dieser schon. Aber er vermittelte den Eindruck, als kümmerte ihn das nicht besonders. Ich hätte ihn für einen Soldaten gehalten, obwohl ich nicht wusste, warum.

Ein weiterer Mann kam und lehnte sich an Theresa. Seine Haare waren rotblond und kurz geschnitten. Sein Gesicht war eigenartig, nicht gut aussehend, aber auch nicht hässlich, ein Gesicht, das man sich merkt. Eines, das man vielleicht schön findet, wenn man lange genug hineinsieht. Seine Augen hatten einen blassen grünlichen Ton.

Er war kein Vampir, aber bei den Menschen wollte ich ihn auch nicht direkt einordnen.

Jean-Claude kam als Letzter und stellte sich links neben den Stuhl. Er berührte niemanden, und obwohl er bei ihnen stand, gehörte er nicht dazu.

»Tja«, sagte ich, »jetzt brauchen wir nur noch die Musik aus *Blut für Dracula*, dann kann's losgehen.«

Ihre Stimme war wie ihr Lachen, hell und harmlos. Gespielte Unschuld. »Sie halten sich für witzig, nicht wahr?«

Ich zuckte die Achseln. »Das vergeht wieder.«

Sie lächelte mich an. Keine Fänge blitzten auf. Sie sah so menschlich aus, ein humorvolles Funkeln in den Augen, das Gesicht rund und freundlich. Sehen Sie, wie harmlos ich bin, nur ein hübsches Kind. Klar doch.

Der schwarzhaarige Vampir flüsterte ihr wieder etwas zu. Sie lachte so hell und klar, man hätte es in Flaschen füllen können.

»Üben Sie dieses Lachen oder sind Sie ein Naturtalent? Nein, ich wette, Sie üben jeden Tag.«

Jean-Claude verzog das Gesicht. Ich war nicht sicher, ob er versuchte, nicht zu lachen oder nicht die Stirn zu runzeln. Vielleicht beides. Bei manchen Leuten habe ich diese Wirkung.

Das Lachen sickerte aus ihrem Gesicht, bis nur noch das Funkeln in ihren Augen übrig war. Das sah sehr menschlich aus. Es war nichts Lustiges in diesen funkelnden Augen. Es war die Art Blick, die Katzen auf kleine Vögel richten.

Ihre Stimme trällerte bei jeder Schlussilbe. Eine Shirley-Temple-Marotte. »Sie sind entweder sehr tapfer oder sehr dumm.«

»Zu dieser Stimme brauchen Sie eigentlich mindestens ein Grübchen.«

»Ich setze auf >dumm<«, sagte Jean-Claude leise.

Ich sah ihn an und dann die schaurige Meute. »Was ich tatsächlich bin, ist müde, verletzt, ärgerlich und ängstlich. Ich würde die Show wirklich gern hinter mich bringen und zum Geschäft kommen.«

»Ich verstehe langsam, warum Aubrey die Geduld verloren hat.« Das sagte sie trocken und humorlos. Der trällernde Singsang verlor sich wie schmelzendes Eis.

»Wissen Sie, wie alt ich bin?«

Ich sah sie an und schüttelte den Kopf.

»Hast du nicht gesagt, dass sie gut ist, Jean-Claude?« Sie sprach seinen Namen, als wäre sie zornig auf ihn.

»Sie ist gut.«

»Sagen Sie mir, wie alt ich bin«, verlangte sie kalt, mit einer zornigen Erwachsenenstimme.

»Ich kann's nicht. Ich weiß nicht, warum, aber ich kann's nicht.«

»Wie alt ist Theresa?«

Ich schaute prüfend auf die schwarzhaarige Vampirin und dachte an ihren Einfluss auf meinen Verstand. Sie lachte über mich. »Einhundert, vielleicht hundertfünfzig, mehr nicht.«

Ihre Miene war undurchdringlich, ein Marmorgesicht. »Warum nicht mehr?«

»Das ist das Alter, das sie empfindet.«

»Empfindet?«

»In meinem Kopf empfindet sie ein gewisses... Maß an Macht.« Ich konnte es nie leiden, das erklären zu müssen. Es hörte sich immer mystisch an. Das war es aber nicht. Ich kannte mich mit Vampiren aus wie andere Leute mit Pferden oder Autos. Es war ein Talent. Es war Übung. Ich glaubte nicht, dass es Nikolaos gefallen würde, mit einem Pferd verglichen zu werden, oder mit einem Auto, also hielt ich den Mund. Sie sehen, im Grunde doch nicht dumm.

»Sieh mich an, Mensch. Sieh mir in die Augen.« Sie sprach trotz allem höflich, nicht mit dieser gebieterischen Macht, die Jean-Claude an sich hatte.

Sieh mir in die Augen - du liebe Güte. Man sollte meinen, dass der Meistervampir der Stadt origineller ist. Aber das sagte ich nicht laut. Ihre Augen waren blau oder grau oder beides. Ihr Blick ruhte wie eine Last auf mir. Ich erwartete beinahe, ihn körperlich wegschieben zu müssen, wenn ich die Hand hob. Noch keinen Vampirblick hatte ich so empfunden.

Aber ich konnte dem Blick standhalten. Irgendwie wusste ich, dass das nicht so sein sollte.

Der Soldat zu ihrer Rechten sah mich an, als hätte ich endlich etwas Interessantes vollbracht.

Nikolaos stand auf. Sie ging ein wenig vor ihrer Entourage hin und her. Sie würde mir nur bis zum Schlüsselbein reichen, das hieß, sie war klein. Sie blieb einen Augenblick stehen, wirkte ätherisch schön wie ein Gemälde. Nicht im Sinne von Lebendigkeit, sondern im Hinblick auf schöne Linien und sorgfältige Farbgebung.

Reglos stand sie da und öffnete ihren Geist. Es fühlte sich an, als habe sie eine Tür geöffnet, die vorher fest verschlossen gewesen war. Ihr Geist prallte auf meinen, und ich taumelte. Gedanken stachen wie Messer auf mich ein, Träume wie gewetzter Stahl. Flüchtige Spuren ihres Geistes tanzten in meinem Kopf; wo sie Halt machten, war ich betäubt, verwundet.

Ich war auf den Knien, und ich erinnerte mich nicht, gefallen zu sein. Mir war kalt, so kalt. Nichts blieb mir mehr. Ich war ein bedeutungsloses Ding im Vergleich zu diesem Geist. Wie hatte ich mich nur als gleichrangig ansehen können? Wie konnte ich irgendetwas anderes tun, als vor ihr zu kriechen und um Vergebung zu flehen? Meine Frechheit war unerträglich.

Auf Händen und Füßen kroch ich zu ihr. Das allein schien mir richtig zu sein. Ich musste ihre Vergebung erleben. Ich brauchte ihre Vergebung. Wie sonst nähert man sich einer Göttin, wenn nicht auf den Knien?

Nein. Da stimmte etwas nicht. Aber was? Ich sollte die Göttin bitten, mir zu vergeben. Ich sollte ihr huldigen, alles tun, was sie verlangt. Nein. Nein.

»Nein«, flüsterte ich. »Nein.«

»Komm zu mir, mein Kind.« Ihre Stimme war wie der Frühling nach einem langen Winter. Sie ließ mich innerlich auf-tauen. Ich fühlte mich gewärmt und willkommen.

Sie öffnete ihre blassen Arme. Die Göttin wollte sich von mir umarmen lassen. Wunderbar. Warum kauerte ich auf dem Boden? Warum rannte ich nicht zu ihr?

»Nein.« Ich schlug die Hände auf den Steinboden. Es brann-te, aber nicht genug. »Nein!« Ich schmetterte die Faust auf den Boden. Mein Arm prickelte und wurde taub. »NEIN!« Ich hämmerte mit den Fäusten auf den Stein, wieder und wieder, bis sie bluteten. Der Schmerz war deutlich, wirklich, war ein Stück von mir. Ich schrie: »Raus aus meinem Kopf! Du Miststück!«

Ich kauerte mich keuchend zusammen, barg die Hände an meinem Bauch. Der Puls schlug mir im Hals. Ich konnte nicht daran vorbeiatmen. Zorn durchflutete mich, rein und schneidend. Er jagte den letzten Schemen ihres Geistes fort.

Wütend sah ich sie von unten herauf an. Hinter meinem Zorn saß der Schrecken. Nikolaos war durch meinen Verstand ge-spült wie die See in eine Muschel, hatte mich angefüllt und leer gewaschen. Sie würde mich vielleicht in den Wahnsinn treiben müssen, um mich zu brechen, aber sie könnte es tun, wenn sie es wollte. Und es gab nicht das Geringste, womit ich mich schützen könnte.

Sie blickte auf mich nieder und lachte, dieses wundervolle Glockenspiellachen. »Oh, wir haben etwas gefunden, was der Animator fürchtet. Ja, in der Tat.« Ihre Stimme trällerte angenehm. Wieder die kindliche Braut.

Nikolaos kniete sich vor mich und strich das himmelblaue Kleid unter sich glatt. Wie damenhaft. Sie beugte sich weit nach vorn, sodass sie mir in die Augen sehen konnte. »Wie alt bin ich, Animator?«

Ich fing an zu zittern, als Schreckreaktion. Meine Zähne schlugen aufeinander, als würde ich erfrieren, und vielleicht war es ja so. Ich quetschte die Antwort unter den Zuckungen meiner Kiefer zwischen den Zähnen hervor. »Tausend. Vielleicht älter.«

»Du hattest Recht, Jean-Claude. Sie ist gut.« Sie drückte ihr Gesicht fast in meins. Ich wollte sie wegstoßen, aber mehr als alles andere wollte ich, dass sie mich nicht berührte.

Sie lachte wieder, hell und unbändig, herzerreißend rein. Wenn ich nicht so gelitten hätte, hätte ich weinen oder ihr ins Gesicht spucken mögen.

»Gut, Animator, wir verstehen einander. Sie tun, was wir wollen, oder ich werde Ihren Verstand abschälen wie die Häute einer Zwiebel.« Sie hauchte mir ins Gesicht, senkte die Stimme zu einem Flüstern. Einem kindlichen Flüstern mit einem Anflug Gekicher. »Sie glauben mir doch, dass ich das kann, nicht wahr?« Ich glaubte es.

Ich wollte in dieses glatte, bleiche Gesicht spucken, aber ich hatte Angst davor, was sie mir dann antun würde. Ein Schweißtropfen rann mir langsam die Wange herab. Ich wollte ihr alles versprechen, alles, wenn sie mich nur nie wieder berühren würde.

Nikolaos brauchte mich nicht zu behexen; sie brauchte mir nur Angst zu machen. Die Angst würde mich beherrschen. Das war es, worauf sie zählte. Ich durfte das nicht zulassen.

12. Kapitel

»Bleiben Sie... mir... vom... Leib«, sagte ich.

Sie lachte. Ihr Atem war warm und roch nach Pfefferminze. Atembonbons. Aber unter dem sauberen, modernen Geruch hielt sich, ganz schwach, eine Spur frischen Blutes. Ein uralter Tod. Ein frischer Mord.

Ich zitterte nicht mehr. Ich sagte: »Ihr Atem stinkt nach Blut.«

Sie schreckte zurück, eine Hand fuhr an die Lippen. Die Geste war so menschlich, dass ich lachen musste. Ihr Kleid streifte mein Gesicht, als sie aufstand. Ein schmaler beschuhter Fuß trat mir in die Brust.

Die Wucht schleuderte mich rückwärts. Brennende Schmerzen, keine Luft. Zum zweiten Mal in dieser Nacht konnte ich nicht mehr atmen. Ich lag flach auf dem Bauch, rang nach Atem, schluckte an den Schmerzen vorbei. Ich hatte nichts brechen hören. Bestimmt war etwas gebrochen.

Ihre Stimme schlug über mich hinweg, sengend wie ein Feuerstoß. »Bringt sie hinaus, bevor ich sie umbringe.«

Der Schmerz ließ nach, es blieb ein Brennen beim Luftholen. Meine Brust war hart wie ein Klumpen, als hätte ich Blei geschluckt.

»Bleib, wo du bist, Jean.«

Jean-Claude war auf halbem Weg zu mir. Nikolaos befahl ihm mit einer kleinen bleichen Hand, stehen zu bleiben.

»Können Sie mich hören, Animator?«

»Ja«, sagte ich mit erstickter Stimme. Ich bekam kaum genug Luft, um zu sprechen.

»Habe ich Ihnen etwas gebrochen?« Ihre Stimme hob sich in die Lüfte wie ein Vogel.

Ich hustete, versuchte, den Rachen freizubekommen, aber es tat weh. Ich schlang die Arme um mich, während der Schmerz nachließ. »Nein.«

»Schade. Aber vermutlich hätte das die Dinge verlangsamt oder Sie wären für uns nutzlos geworden.« Sie schien über das Letzte nachzudenken, als ergäben sich daraus neue Möglichkeiten. Was hätten sie mit mir gemacht, wenn etwas gebrochen gewesen wäre? Ich wollte es nicht wissen.

»Die Polizei weiß nur von vier Vampirmorden. Es hat sechs mehr gegeben.«

Ich atmete vorsichtig ein. »Warum sagen Sie das nicht der Polizei?«

»Mein lieber Animator, unter uns sind viele, die dem menschlichen Rechtssystem nicht trauen. Wir wissen, wie gerecht die menschliche Justiz gegen die Untoten ist.« Sie lächelte, und wieder fehlte das Grübchen.

»Jean-Claude war der fünftmächtigste Vampir in dieser Stadt. Jetzt ist er der drittmächtigste.«

Ich sah sie an, wartete darauf, dass sie lachte und sagte, das sei ein Scherz gewesen. Sie behielt das Lächeln bei, exakt dasselbe, als wäre es aus Wachs. Hielten sie mich zum Narren?

»Jemand hat zwei Meistervampire umgebracht? Die stärker waren als« - ich musste schlucken, ehe ich weiterreden konnte - »Jean-Claude?«

Das Lächeln wurde breiter, zeigte für einen kurzen Augenblick die Fänge. »Sie begreifen wirklich schnell. Das will ich Ihnen zugestehen. Und vielleicht macht das Jean-Claudes Bestrafung weniger - ernst. Er hat Sie uns empfohlen, wussten Sie das?«

Ich schüttelte den Kopf und sah zu ihm hin. Er hatte sich nicht mehr bewegt, nicht einmal um zu atmen. Nur seine Augen waren auf mich gerichtet. Dunkelblau wie der Nachthimmel und ein wenig fiebrig. Er hatte noch nicht gegessen. Warum ließ sie ihn nicht essen?

»Warum wird er bestraft?«

»Sind Sie seinetwegen besorgt?« Sie tat überrascht. »Ach, du meine Güte, sind Sie denn nicht böse, dass er Sie in diese Lage gebracht hat?«

Ich sah ihn einen Moment lang an. Dann wusste ich, was ich in seinen Augen sah. Es war Angst. Er fürchtete sich vor Nikolaos. Und ich wusste, wenn ich überhaupt einen Verbündeten in diesem Raum hatte, dann ihn. Angst verbindet stärker als Liebe oder Hass, und obendrein wirkt sie schneller.

»Nein«, sagte ich.

»Nein, nein«, wiederholte sie affektiert mit verächtlichem Singsang, dem Spott eines Kindes. »Fein.« Ihre Stimme klang plötzlich tiefer, erwachsener, ein heißer Zorn flimmerte darin. »Wir machen Ihnen ein Geschenk, Animator. Wir haben einen Zeugen für den zweiten Mord. Er sah Lucas

sterben. Er wird Ihnen alles erzählen, was er gesehen hat, nicht wahr, Zachary?» Sie lächelte den rotblonden Mann an.

Zachary nickte. Er trat hinter dem Stuhl hervor und machte vor mir eine leichte Verbeugung. Seine Lippen waren zu schmal für sein Gesicht, sein Lächeln falsch. Doch die eisgrünen Augen sahen mich unverwandt an. Das Gesicht hatte ich schon einmal gesehen, aber wo?

Er schlenderte zu einer Tür, die ich bisher nicht bemerkt hatte. Sie war zwischen den flackernden Schatten der Fackeln verborgen, aber dennoch hätte ich sie sehen müssen. Ich sah zu Nikolaos, und sie nickte mir zu, ein Lächeln krümmte ihren Mund.

Sie hatte die Tür vor mir verborgen, erfolgreich. Ich versuchte aufzustehen, stützte mich mit den Händen ab. Ein Fehler. Keuchend erhob ich mich so schnell es ging. Meine Finger waren bereits steif von den Blutergüssen und Kratzern. Wenn ich den nächsten Tag noch erlebte, würde ich ein einziges wundes Etwas sein.

Zachary öffnete die Tür mit schwungvoller Gebärde, wie ein Zauberer einen Vorhang wegzieht. Ein Mann stand in der Tür. Er war mit den Überbleibseln eines Straßenanzugs bekleidet. Eine schlanke Figur, ein bisschen dick um die Mitte, zu viel Bier, zu wenig Bewegung. Er war vielleicht dreißig.

»Komm«, sagte Zachary.

Der Mann kam in den Raum. Seine Augen waren kugelrund vor Angst. An seinem kleinen Finger blinkte ein Ring. Er stank nach Angst und Tod.

Seine Haut hatte noch Farbe, die Augen wirkten lebendig. Er konnte eher als Mensch durchgehen als jeder Vampir im Raum, aber er war auch einer Leiche näher als sie. Es war nur eine Frage der Zeit. Ich verdiente mein Geld damit, Tote zu erwecken. Ich wusste, wann ich einen Zombie vor mir hatte.

»Erinnerst du dich an Nikolaos?«, fragte Zachary.

Die menschlichen Augen des Zombie wurden groß, und die Farbe wich ihm aus dem Gesicht. Verdammt, er sah wirklich wie ein Mensch aus. »Ja.«

»Du wirst ihre Fragen beantworten, verstehst du das?«

»Ich verstehe.« Er runzelte die Stirn, als konzentrierte er sich auf etwas, an das er sich nicht ganz erinnern konnte.

»Bisher wollte er unsere Fragen nicht beantworten. Oder?«, fragte Nikolaos.

Der Zombie schüttelte den Kopf, er starrte sie ängstlich fasziniert an. So starrte wahrscheinlich ein Kaninchen die Schlange an.

»Wir haben ihn gefoltert. Aber er war äußerst stur. Dann erhängte er sich, bevor wir damit fortfahren konnten. Wir hätten ihm den Gürtel abnehmen sollen.« Sie klang traurig, schmollend.

Der Zombie starrte sie weiter an. »Ich... mich erhängt. Ich verstehe nicht. Ich...«

»Er weiß es nicht?«, fragte ich.

Zachary lächelte. »Ja. Ist das nicht sagenhaft? Sie wissen, wie schwer es ist, sie so menschlich zu machen, dass sie selbst vergessen, dass sie tot sind.«

Ich wusste es. Das hieß, hier verfügte jemand über große Macht. Zachary blickte den verwirrten Untoten an, als wäre er ein Meisterwerk der Kunst. Ein Schatz.

»Sie haben ihn erweckt?«, fragte ich.

Nikolaos sagte: »Merken Sie nicht, wenn Sie einen Kollegen vor sich haben?« Sie lachte leicht, wie ferner Glockenklang.

Ich blickte zu Zachary. Er starrte mich an, seine Augen prägten sich mein Gesicht ein. Seines war leer, nur unter einem Auge zuckte es. Vor Zorn, Angst? Dann lächelte er mich an, eine blendende Nachahmung. Wieder durchzuckte mich der Schreck des Wiedererkennens.

»Stell deine Fragen, Nikolaos. Er muss jetzt antworten.«

»Ist das wahr?«, fragte sie mich.

Ich zögerte, überrascht, dass sie sich an mich wandte. »Ja.«

»Wer hat den Vampir getötet, Lucas?«

Er starrte sie an, sein Gesicht verfiel. Sein Atem ging flach und schnell.

»Warum antwortet er mir nicht?«

»Die Frage ist zu schwierig«, erklärte Zachary. »Er weiß vielleicht nicht mehr, wer Lucas ist.«

»Dann stell du die Fragen, und ich hoffe, dass er antwortet.«
In ihrer Stimme lag eine hitzige Drohung.

Zachary wandte sich ihm schwungvoll zu, während er die Arme ausbreitete. »Ladys and Gentlemen, sehen Sie auf den Untoten.« Er grinste über seinen Witz. Sonst erntete er von niemandem ein Lächeln. Ich hatte den Witz auch nicht verstanden.

»Hast du den Mord an einem Vampir gesehen?«

Der Zombie nickte. »Ja.«

»Wie wurde er ermordet?«

»Das Herz rausgerissen, der Kopf abgeschlagen.« Seine Stimme war dünn wie Papier.

»Wer hat ihm das Herz rausgerissen?«

Der Zombie schüttelte den Kopf in schnellen, ruckartigen Bewegungen, immer und immer wieder. »Weiß nicht, weiß ich nicht.«

»Fragen Sie ihn, was den Vampir getötet hat«, sagte ich.

Zachary schoss mir einen Blick zu. Seine Augen waren wie grünes Glas. Knochen ragten in seinem Gesicht hervor. Die Wut machte daraus einen Totenschädel mit Segeltuchhaut.

»Das ist mein Zombie und meine Sache!«

»Zachary«, sagte Nikolaos.

Er drehte sich steif zu ihr um.

»Es ist eine gute Frage. Eine vernünftige Frage.« Sie klang ruhig. Niemand ließ sich davon täuschen. Die Hölle musste von solchen Stimmen wimmeln. Tödlich, aber, ach so vernünftig.

»Stell ihm ihre Frage, Zachary.«

Er wandte sich wieder dem Zombie zu, mit geballten Fäusten. Ich verstand nicht, woher seine Wut rührte. »Was hat den Vampir getötet?«

»Versteh nicht.« Ein panisches Klirren lag in der Stimme.

»Was für ein Wesen hat ihm das Herz rausgerissen? War es ein Mensch?«

»Nein.«

»War es ein anderer Vampir?«

»Nein.«

Darum haben Zombies bei Gericht keinen großen Erfolg. Man muss sie sozusagen an die Hand nehmen, um von ihnen eine Antwort zu bekommen. Die Anwälte beschuldigen einen, dass man die Zeugen beeinflusst. Womit sie Recht haben, aber das bedeutet nicht, dass der Zombie lügt.

»Was hat den Vampir stattdessen getötet?«

Wieder Kopfschütteln, hin und her, hin und her. Er öffnete den Mund, aber kein Laut kam heraus. Er schien an den Wörtern zu würgen, als hätte ihm jemand Papier in den Hals gestopft. »Kann nicht.«

»Was soll das heißen, kann nicht?« Zachary schrie ihn an und schlug ihm ins Gesicht. Der Zombie warf die Arme hoch, um seinen Kopf zu schützen. »Du... wirst... mir... antworten.« Jedes Wort wurde mit einem Schlag unterstrichen.

Der Zombie fiel auf die Knie und begann zu schreien. »Kann nicht!«

»Antworte mir, verdammt nochmal!« Zachary trat zu, der Zombie brach zusammen und rollte sich ein.

»Aufhören.« Ich ging auf die beiden zu. »Aufhören!«

Er trat den Zombie ein letztes Mal und drehte sich zu mir um. »Das ist mein Zombie! Ich kann mit ihm machen, was ich will.«

»Er war ein menschliches Wesen. Er verdient mehr Respekt als das.« Ich kniete mich neben den Zombie. Ich spürte, wie Zachary sich drohend über mich beugte.

»Lass sie gewähren, fürs Erste«, befahl Nikolaos.

Zachary wirkte wie ein zorniger Schatten, der sich über meinen Rücken senkte. Ich berührte den Zombie am Arm. Er erschrak. »Schon gut. Ich werde dir nichts tun.« Nichts tun. Er hatte sich umgebracht, um dem zu entkommen. Aber nicht einmal das Grab war eine ausreichende Zuflucht. Bis zu diesem Abend hätte ich behauptet, dass kein Animator einen Toten für solch einen Zweck erwecken würde. Manchmal ist die Welt zu schlimm, als dass ich sie so genau kennen will.

Ich musste dem Zombie die Hände vom Gesicht ziehen, dann sein Gesicht zu mir hindrehen, damit er mich ansah.

Ein Blick genügte. Seine Augen waren so dunkel, so unglaublich geweitet, so voller Angst. Ein dünner Speichelfaden sickerte ihm aus dem Mund.

Ich schüttelte den Kopf und stand auf. »Sie haben ihn gebrochen.«

»Verdammt richtig. Ich lasse mich von keinem verdammten Zombie zum Narren halten. Er wird die Fragen beantworten.«

Ich fuhr zu ihm herum und starrte in seine wütenden Augen. »Begreifen Sie nicht? Sie haben seinen Verstand gebrochen.«

»Zombies haben keinen Verstand.«

»Stimmt, den haben sie nicht. Was sie haben und zwar für sehr kurze Zeit, ist die Erinnerung daran, was sie gewesen sind. Wenn man sie gut behandelt, können sie ihre Persönlichkeit für vielleicht eine Woche oder ein bisschen weniger bewahren, aber dieser...« Ich zeigte auf den Zombie, dann sprach ich zu Nikolaos. »Schlechte Behandlung beschleunigt den Prozess. Ein Schock zerstört sie.«

»Was sagen Sie da, Animator?«

»Dieser Sadist« - ich stieß mit dem Daumen in Zacharys Richtung - »hat den Verstand des Zombies vernichtet. Er wird keine Fragen mehr beantworten. Niemandem und nie mehr.«

Nikolaos verwandelte sich in ein bleiches Unwetter. Ihre Augen wurden glasisch. Ihre Worte füllten den Raum mit einem sachten Brennen. »Du arroganter...« Ein Beben durch-

lief ihren Körper von den schmalen beschuhten Füßen bis zu den weißblonden Haaren. Ich wartete darauf, dass ihr Stuhl Feuer fing.

Der Zorn streifte die Kindermaske ab. Knochen hoben sich unter weißer Papierhaut ab. Hände griffen in die Luft, zu Klauen gekrümmt und angespannt. Eine Hand grub sich in die Armlehne, das Holz ächzte, dann splitterte es. Das Geräusch hallte von den Mauern wider. Ihre Stimme brannte auf der Haut. »Mach, dass du rauskommst, bevor ich dich umbringe. Nimm die Frau und bring sie sicher zu ihrem Wagen. Wenn du noch einmal versagst, sei es bedeutend oder unbedeutend, reiße ich dir die Kehle auf, und meine Kinder werden in deinem Blut baden.«

Hübsch anschaulich ein bisschen melodramatisch, aber wirklich deutlich. Ich sagte es nicht laut. Zum Teufel, ich atmete nicht einmal. Jegliche Bewegung könnte sie anziehen. Alles, was sie brauchte, war ein Vorwand.

Zachary schien das auch so zu sehen. Er verbeugte sich leicht, seine Augen ließen ihren Blick nicht los. Dann, ohne ein Wort, drehte er sich um und begann auf die schmale Tür zuzugehen. Seine Bewegungen waren ohne Hast, als ob der Tod ihm keinerlei Löcher in den Rücken starrte. An der Tür blieb er stehen und bedeutete mir, dass er mich hinausgeleiten wolle. Ich warf einen Blick auf Jean-Claude, der noch immer da stand, wo sie ihn hinbefohlen hatte. Ich hatte nach Catherines Ergehen nicht gefragt dazu war keine Gelegenheit gewesen. Die Dinge entwickelten sich zu schnell. Ich öffnete den Mund; Jean-Claude erriet es vielleicht.

Er bedeutete mir mit einem Wink zu schweigen. Seine Hand war so weiß wie die Spitze an seinem Hemd. Seine Augenhöhlen standen voll blauer Flammen. Das lange schwarze

Haar floss um sein plötzlich totenblasses Gesicht. Seine Menschlichkeit brach ein. Seine Macht flackerte über meine Haut, dass sich die Haare auf meinen Armen aufrichteten. Ich schlang die Arme um mich und starrte das Wesen an, das eben noch Jean-Claude gewesen war.

»Lauf!«, schrie er mir zu, die Stimme peitschte in meinen Kopf. Ich hätte davon bluten müssen. Ich zögerte, und mein Blick fiel auf Nikolaos. Sie schwebte frei und ganz langsam aufwärts. Wolfsmilchhaar tanzte um ihren Totenschädel. Sie hob eine Krallenhand. Knochen und Adern steckten in bernsteingelber Haut.

Jean-Claude bewegte sich blitzschnell, eine Klauenhand schlug nach mir. Es schleuderte mich an die Wand und halb zur Tür hinaus. Zachary packte meinen Arm und zog mich hindurch.

Ich machte mich von ihm los. Die Tür schlug dicht vor mir zu. Ich hauchte: »Gütiger Gott.«

Zachary war schon am Fuß einer schmalen Treppe, die nach oben führte. Er hielt mir eine Hand hin. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. »Bitte!« Seine Hand flatterte wie ein gefangener Vogel.

Ein Geruch drang unter der Tür hindurch. Es war der Gestank verwesender Leichen. Der Gestank aufgeblähter Körper mit aufreißender, in der Sonne reifender Haut, mit zum Stillstand gekommenem Blut, das sich in stillen Adern zer setzt. Ich würgte und wich zurück.

»Oh Gott«, flüsterte Zachary. Er hielt sich mit einer Hand Mund und Nase zu, die andere streckte er mir nach wie vor entgegen.

Ich beachtete die Hand nicht, stellte mich aber neben ihn auf die Stufe. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber die Tür knarrte. Das Holz zitterte und hämmerte, als schläge ein furchtbarer Wind dagegen. Wind brauste unter der Tür durch. Mein Haar flatterte wild. Wir gingen rückwärts ein paar Stufen hinauf, während die schwere Holztür unter einem Sturm, der nicht wirklich sein konnte, bebte und krachte. Ein Sturm in einem Gebäude? Der scheußliche Gestank verrottenden Fleisches strömte mit dem Wind. Wir blickten einander an. Das war der Moment des Begreifens. Wir drehten uns um und fingen an zu rennen, als zögen uns unsichtbare Drähte.

Es konnte hinter der Tür keinen Sturm geben. Es konnte uns kein Wind die Treppe hinaufjagen. Es gab keine verwesenden Leichen in diesem Raum. Oder? Oh Gott, ich wollte es nicht wissen. Ich wollte es nicht wissen.

Eine Explosion riss die Treppe auf. Die Druckwelle warf uns nieder wie Puppen. Die Tür war geborsten. Ich krabbelte auf allen vieren, versuchte fortzukommen, nur fort. Zachary kam auf die Füße, zog mich am Arm hoch. Wir rannten.

Hinter uns erklang ein Heulen, außerhalb unserer Sicht. Wind brauste auf. Meine Haare wehten mir ins Gesicht, machten mich blind. Zachary griff meine Hand und hielt sie fest. Die Wände waren glatt, die Stufen glitschiger Stein, es gab nichts, woran man sich festhalten konnte. Wir drückten uns gegen die Stufen und klammerten uns aneinander.

13. Kapitel

»Anita.« Jean-Claudes Samtstimme flüsterte. »Anita.« Ich hatte Mühe, nach oben in den Wind zu schauen, und blinzelte. Da war nichts. »Anita.« Der Wind rief meinen Namen. »Anita.« Ich sah etwas glühen, ein blaues Feuer. Zwei blaue Flammenpunkte schwebten im Wind. Augen - waren es Jean-Claudes Augen? War er tot?

Die blauen Flammen schwebten herab. Der Wind ging durch sie hindurch. Ich schrie: »Zachary!« Aber mein Schrei wurde vom Tosen des Windes verschluckt. Sah er es auch oder wurde ich allmählich verrückt?

Die blauen Flammen kamen näher und näher, und plötzlich wollte ich, dass sie mich keinesfalls berührten, und genauso plötzlich wusste ich, dass sie genau das tun würden. Etwas sagte mir, dass das sehr schlecht wäre.

Ich riss mich von Zachary los. Er rief mir etwas zu, aber der Wind brüllte und heulte zwischen den engen Mauern wie ein verrückt gewordener Achterbahnwagen. Etwas anderes war nicht zu hören. Ich begann die Stufen hinaufzukriechen, während der Wind gegen mich prallte und versuchte mich zu zermalmen. Da war ein weiterer Laut. Jean-Claudes Stimme in meinem Kopf. »Verzeih mir.«

Die blauen Lichter tauchten vor meinem Gesicht auf. Ich drückte mich gegen die Wand und schlug danach. Ich griff durch die Flammen. Sie waren überhaupt nicht da.

Ich schrie: »Lass mich in Ruhe!«

Das Feuer floss durch meine Hände, als wären sie nicht vorhanden, und dann in meine Augen. Die Welt war aus blauem Glas, still, unwichtig, kalt.

Ein Flüstern: »Lauf, lauf.« Ich saß wieder auf den Stufen und blinzelte in den Wind. Zachary starrte mich an.

Der Wind setzte aus, als habe jemand einen Schalter umgelegt. Die Stille war betäubend. Mein Atem ging stoßweise. Einen Puls hatte ich nicht. Ich konnte mein Herz nicht fühlen. Alles, was ich hörte, war mein Atem, der zu laut und zu flach war. Ich begriff, was es heißt, wenn einem die Angst den Atem nimmt.

Zacharys Stimme war heiser und zu laut in der Stille. Ich glaube, er flüsterte, aber es kam mir vor wie ein Schrei. »Ihre Augen, sie haben blau geglüht!«

»Seh, seh«, machte ich. Ich verstand nicht, warum, aber da war jemand, der das nicht hören durfte, der nicht wissen durfte, was soeben passiert war. Mein Leben hing davon ab. Das Flüstern in meinem Kopf hatte aufgehört, aber der letzte kleine Ratschlag war gut gewesen. Lauf. Laufen klang sehr gut.

Die Stille war gefährlich. Sie bedeutete, dass der Kampf vorüber war und der Sieger seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge richten konnte. Ich wollte nicht eins von diesen anderen Dingen sein.

Ich stand auf und bot Zachary eine Hand. Er sah sie ratlos an, nahm sie aber und stand auf. Ich zog ihn die Treppe hinauf und fing an zu rennen. Ich musste weg von hier, musste, oder ich würde an diesem Ort sterben, heute Nacht noch, jetzt. Das wusste ich mit einer Gewissheit, die für Fragen

keinen Raum ließ und keine Zeit fürs Zögern. Ich rannte um mein Leben. Ich würde sterben, wenn Nikolaus mich jetzt sähe. Sterben würde ich.

Und ich würde nie erfahren, warum.

Entweder empfand auch Zachary die Panik oder er glaubte, dass ich etwas mehr wüsste als er, denn er rannte mit mir. Wenn einer von uns stolperte, zog ihn der andere auf die Füße und hinter sich her. So rannten wir. Wir rannten, bis mir die Säure in den Muskeln brannte und meine Brust sich aus Luftmangel zusammenzog.

Darum joggte ich immer, damit ich wie verrückt rennen konnte, wenn mich jemand jagte. Dünne Oberschenkel waren für mich kein Anreiz. Aber dass ich um mein Leben rennen konnte, war einer. Die Stille wirkte schwer, nahezu greifbar. Sie schien die Stufen heraufzuströmen, als suchte sie nach etwas. Die Stille jagte uns nun sosehr wie eben noch der Wind.

Das Dumme beim Treppen hinaufrennen ist, dass man es nicht unbegrenzt tun kann, erst recht nicht, wenn man mal eine Knie Verletzung hatte. Gebt mir eine waagerechte Strecke, und ich renne stundenlang. Stellt mich auf eine Schräge, und meine Knie bringen mich um. Es begann mit einem leichten Schmerz, und es dauerte nicht lange, bis daraus ein schneidendes Knirschen wurde. Jeder Schritt gellte das Bein hinauf, bis es förmlich pulsierte.

Das Knie fing an, bei jeder Bewegung hörbar zu knacken. Das war ein schlechtes Zeichen. Es drohte auszufallen. Wenn es aus dem Gelenk spränge, würde ich hier auf der Treppe zum Krüppel werden, während die Stille um mich herum atmete. Nikolaos würde mich finden und töten. Wa-

rum war ich mir dessen so sicher? Darauf gab es keine Antwort, aber ich wusste es genau, mit jedem Atemzug sicherer. Ich versuchte nicht, mir dieses Gefühl zu erklären.

Ich hörte auf zu laufen und rastete, streckte meine Beinmuskeln und weigerte mich zu stöhnen, als die Muskeln des schmerzenden Beins zuckten. Ich würde es ausstrecken und mich besser fühlen. Der Schmerz würde davon nicht weggehen, dafür hatte ich das Bein zu sehr beansprucht, aber ich würde laufen können, ohne dass mich das Knie im Stich ließ.

Zachary brach auf den Stufen zusammen, er war offenbar kein Jogger. Sein Muskeln würden sich verhärten, wenn er nicht in Bewegung blieb. Vielleicht wusste er das. Vielleicht war es ihm egal.

Ich streckte die Arme gegen die Wand, bis meine Schultern gestreckt waren. Nur um etwas Vertrautes zu tun, solange ich darauf wartete, dass sich mein Knie beruhigte. Um etwas zu tun zu haben, während ich horchte. Worauf? Etwas Schweres, Gleitendes, etwas Altes, das schon lange tot war.

Von oben kamen Geräusche. An die Mauer gedrückt, die Hände flach auf dem kalten Stein, erstarrte ich. Was jetzt? Was noch? Bei Gott, es musste bestimmt bald dämmern.

Zachary blickte die Treppe hinauf. Ich blieb mit dem Rücken zur Wand stehen, damit ich zugleich nach oben und nach unten sehen konnte. Ich wollte nicht, dass sich etwas von unten an mich heranschlich, während ich nach oben schaute. Ich wollte meine Pistole. Sie war im Kofferraum eingeschlossen, wo sie mir verdammt viel nützte.

Wir befanden uns unmittelbar vor einem Treppenabsatz und einer Kehre. Es hat schon immer Momente gegeben, wo ich

mir wünschte, um die Ecke sehen zu können. Es war mal wieder so weit. Das Schleifen von Stoff über Stein, das Knirschen von Schuhsohlen.

Der Mann, der um die Biegung kam, war ein Mensch. Überraschung, Überraschung! Sein Hals war sogar unversehrt. Das baumwollweiße Haar auf dem Schädel war kurz rasiert. Die Nackenmuskeln bildeten einen Wulst. Sein Bizeps war dicker als meine Taille. Meine Taille ist ziemlich schmal, aber seine Arme waren trotzdem, ja, beeindruckend. Er war wenigstens einsneunzig und hatte nicht mal so viel Fett, um eine Kuchenform damit auszustreichen.

Seine Augen hatten die kristalline Blässe eines Januarhimmels, ein fernes eisiges Blau. Er war der erste Bodybuilder, den ich sah, der auf Sonnenbräune verzichtete. All diese spielenden Muskeln waren in Weiß gehalten, wie Moby Dick. Ein schwarzes Netzhemd zeigte jeden Quadratzentimeter der massigen Brust. Schwarze Joggingshorts flatterten um seine Oberschenkel. Er hatte sie an den Seiten aufschneiden müssen, um sie über die steinharte Rundung seiner Oberschenkel streifen zu können.

Ich flüsterte: »Himmel, wie viel können Sie stemmen?«

Er lächelte mit geschlossenen Lippen. Er sprach mit minimalen Lippenbewegungen, gestattete keinen einzigen Blick auf seine Schneidezähne. »Vierhundert.«

Ich stieß einen leisen Pfiff aus. Und sprach aus, was er von mir hören wollte: »Beeindruckend.«

Er lächelte, sorgfältig darauf bedacht, keine Zähne zu zeigen. Er versuchte, sich als Vampir auszugeben. So ein gutes Schauspiel und doch verschwendet. Sollte ich ihm sagen,

dass er geradezu schreiend menschlich aussah? Nein, er könnte mich über dem Knie zerbrechen wie einen Span.

»Das ist Winter«, sagte Zachary. Der Name war so perfekt, dass er kaum echt sein konnte, wie ein 40er-Jahre-Film.

»Was ist los?«, fragte er.

»Unser Meister und Jean-Claude kämpfen miteinander«, antwortete Zachary.

Er seufzte tief. Seine Augen wurden ein bisschen größer.
»Jean-Claude?« Er ließ es wie eine Frage klingen.

Zachary nickte lächelnd. »Ja, er hält sich ganz gut.«

»Wer sind Sie?«, fragte Winter.

Ich zögerte. Zachary zuckte die Achseln. »Anita Blake.«

Er lächelte und zeigte endlich ein paar schöne normale

Zähne. »Sie sind der Scharfrichter?«

»Ja.«

Er lachte. Der Klang hallte zwischen den Mauern wider. Die Stille ringsum schien sich zu verdichten. Das Lachen setzte abrupt aus, ein Schweißtropfen stand auf seiner Oberlippe. Winter spürte sie, und er fürchtete sie. Seine nächsten Worte kamen leise, fast flüsterte er, als wolle er nicht belauscht werden. »Sie sind nicht groß genug, um der Scharfrichter zu sein.«

Ich zuckte die Achseln. »Auch ich bin deswegen manchmal enttäuscht.«

Fast hätte er gelacht, aber er schluckte es herunter. Seine Augen glänzten.

»Lasst uns hier verschwinden«, sagte Zachary.

Ich war ganz seiner Meinung.

»Man hat mich geschickt, um nach Nikolaos zu sehen«, erwiderte Winter.

Die Stille bebte bei diesem Namen. Eine Reihe Schweißperlen tropfte ihm vom Gesicht. Wichtiger Sicherheitshinweis: Sprechen Sie niemals den Namen eines wütenden Meister-vampirs aus, wenn er sich in Hörweite befindet.

»Sie kann auf sich selbst aufpassen«, flüsterte Zachary, aber jedes Wort hallte.

»Neiinin«, sagte ich.

Zachary sah mich wütend an, und ich zuckte die Achseln. Manchmal konnte ich einfach nicht anders.

Winter sah mich an, das Gesicht so unpersönlich wie ein Marmorkopf; nur seine Augenlider zuckten. Mr. Macho. »Los«, sagte er und drehte sich um, ohne abzuwarten, ob wir folgten. Wir folgten.

Ich wäre ihm sonst wohin gefolgt, solange er treppauf lief. Für mich stand nur fest, dass mich nichts, aber auch gar nichts dazu bringen könnte, die Stufen wieder hinabzugehen. Nicht freiwillig. Natürlich gibt es immer andere Möglichkeiten. Ich warf einen Blick auf Winters breiten Rücken. Es gibt immer andere Möglichkeiten, wenn man nicht freiwillig dazu bereit ist.

Die Treppe endete in einem quadratischen Raum. Von der Decke baumelte eine Glühbirne. Ich hätte nie gedacht, dass ein funzeliges elektrisches Licht so schön sein kann, aber so war es. Ein Zeichen, dass wir das unterirdische Horrorkabinett verließen und uns der wirklichen Welt näherten. Ich war mehr als bereit, nach Hause zu gehen.

Es gab zwei Türen, die aus den nackten Mauern herausführten, eine gegenüber und eine auf der rechten Seite. Hinter der ersten war Musik zu hören. Schrille Zirkusmusik. Die Tür öffnete sich, und die Musik überflutete uns. Man bekam einen kurzen Blick auf fröhliche Farben und hunderte Leute, die draußen herumliefen. Ein Schild leuchtete auf: »Juxbude«.

14. Kapitel

Wie ein Karnevalsfest, in einem Gebäude. Ich wusste sofort, wo ich war. Im Zirkus der Verdammten.

Die mächtigsten Vampire der Stadt schliefen unter dem Zirkus. Das sollte man sich merken.

Langsam schloss sich die Tür wieder, dämpfte die Musik, schnitt das leuchtende Schild ab. Ich blickte in die Augen eines jungen Mädchens, das sich Mühe gab, hinter die Tür zu sehen. Die Tür fiel ins Schloss.

Ein Mann lehnte sich dagegen. Er war groß und schlank, gekleidet wie ein Glücksspieler der Raddampferzeit. Rock in Purpurviolett, Spitze an Hals und Brust, konventionelle schwarze Hosen und Stiefel. Ein Hut mit gerader Krempe beschattete sein Gesicht, und eine goldene Maske bedeckte

alles bis auf Mund und Kinn. Dunkle Augen schauten mich durch die Löcher an.

Seine Zunge spielte über die Lippen und Zähne. Fänge, ein Vampir. Warum überraschte mich das nicht?

»Ich hatte schon Angst, Sie zu verpassen, Scharfrichter.« Er sprach mit der Undeutlichkeit der Südstaatler.

Winter stellte sich zwischen uns. Der Vampir lachte, ein kräftiges Bellen. »Der Muskelmann hier denkt, er kann Sie beschützen. Soll ich ihn in Stücke reißen, um ihn zu widerlegen?«

»Das wird nicht nötig sein«, erwiderte ich. Zachary trat an meine Seite.

»Erkennen Sie meine Stimme?«, fragte der Vampir.

Ich schüttelte den Kopf.

»Es ist zwei Jahre her. Bis diese Geschichte hier aufkam, wusste ich nicht, dass Sie der Scharfrichter sind. Ich dachte, Sie wären tot.«

»Können wir zur Sache kommen? Wer sind Sie und was wollen Sie?«

»So eifrig, so ungeduldig, so menschlich.« Er hob die behandschuhten Hände und nahm den Hut ab. Kurzes kastanienbraunes Haar rahmte die Maske ein.

»Tu das bitte nicht«, sagte Zachary. »Der Meister hat mir befohlen, die Frau sicher zu ihrem Wagen zu bringen.«

»Ich habe nicht die Absicht, ihr ein Haar zu krümmen -heute nicht.« Die Handschuhe lüfteten die Maske. Die linke Gesichtshälfte war zernarbt, zerfressen, weggeschmolzen. Nur sein braunes Auge war noch heil und gesund, rollte in einem Kreis aus rosa-weißem Narbengewebe. So sehen Verätzungen aus. Nur dass diese nicht von Säure herrührte. Es war Weihwasser gewesen.

Ich erinnerte mich, wie dieser Körper mich an den Boden heftete. Wie seine Zähne an meinem Arm rissen, während ich versuchte, ihn von meiner Kehle fern zu halten. An das scharfe Knacken des Knochens, den er durchbiss. Meine Schreie. Seine Hand, die meinen Kopf zurückbog. Wie er sich aufrichtete, um zuzubeißen. Hilflös. Er verfehlte den Hals ich habe nie erfahren, weshalb. Zähne bohrten sich um mein Schlüsselbein, schlossen sich darum. Er schleckte mein Blut auf wie eine Katze die Sahne. Ich lag unter seinem Gewicht und hörte zu, wie er leckte. Der Bruch schmerzte nicht, wegen des Schocks. Ich war so weit, keine Schmerzen mehr zu spüren, keine Angst mehr zu empfinden. Ich war so weit zu sterben.

Ich streckte die rechte Hand ins Gras und berührte etwas Glattes - Glas. Ein Fläschchen Weihwasser war aus meiner Tasche geschleudert worden, deren Inhalt seine menschlichen Diener verstreut hatten. Der Vampir sah mich überhaupt nicht an. Er drückte das Gesicht in die Wunde. Seine Zunge erkundete das Loch, das er gemacht hatte. Seine Zähne kratzten über den nackten Knochen, ich schrie.

Er lachte in meine Schulter, lachte, während er mich umbrachte. Ich schnippte den Deckel des Fläschchens ab und bespritzte ihm das Gesicht. Fleisch siedete. Seine Haut warf Blasen. Er kniete kreischend über mir, schlug sich die Hände vor das Gesicht.

Ich hatte immer geglaubt, er sei in dem Haus gefangen gewesen, als es niederbrannte. Ich wollte damals, dass er umkam, wünschte ihm den Tod. Ich hatte diese Erinnerung vergessen wollen und weggeschoben. Jetzt stand er hier, mein Lieblingsalbtraum war zum Leben erwacht.

»Was denn, kein Angstschrei? Ihnen bleibt nicht die Luft weg? Sie enttäuschen mich, Scharfrichter. Bewundern Sie nicht Ihr eigenes Werk?«

»Ich dachte, Sie wären tot«, sagte ich mit erstickter Stimme.

»Jetzt wissen Sie es besser. Und nun weiß ich, dass auch Sie noch am Leben sind. Wie erfreulich.«

Er lächelte, und die Muskeln auf der vernarbten Hälfte machten es zur Grimasse. Selbst Vampire können nicht alles heilen. »Bis in die Ewigkeit habe ich das, Scharfrichter, in alle Ewigkeit.« Er streichelte über die Narben.

»Was wollen Sie?«

»Seien Sie tapfer, kleines Mädchen, seien Sie tapfer wie immer. Ich kann Ihre Angst spüren. Ich will die Narben sehen, die Sie von mir haben, will sehen, dass Sie sich so gut an mich erinnern wie ich mich an Sie.«

»Ich erinnere mich an Sie.«

»Die Narben, Mädchen, zeigen Sie mir die Narben.«

»Ich zeige Ihnen die Narben, und was dann?«

»Dann gehen Sie heim oder wohin auch immer. Der Meister hat strikte Anweisung gegeben, dass Ihnen kein Leid zugefügt werden soll, bis Sie Ihre Arbeit für uns getan haben.«

»Und danach?«

Er lächelte, zeigte die breite, leuchtende Spannweite seiner Zähne. »Danach bringe ich Sie zur Strecke und revanchiere mich dafür.« Er berührte sein Gesicht. »Kommen Sie, Mädchen, seien Sie nicht schüchtern, ich hab das alles schon mal gesehen. Ich habe Ihr Blut geschmeckt. Zeigen Sie mir die Narben, und der Muskelmann braucht nicht zu sterben, nur um zu zeigen, wie stark er ist.«

Ich sah Winter von der Seite an. Gewaltige Fäuste lagen über seiner Brust verschränkt. Sein Rückgrat zitterte fast vor Bereitschaft. Der Vampir hatte Recht; Winter würde bei dem Versuch sterben. Ich schob den zerrissenen Ärmel bis über den Ellbogen hoch. Ein Hügel aus Narbengewebe zierte meine Armbeuge Narben tröpften daran herab wie eine Flüssigkeit, verliefen kreuz und quer und flössen an der Außenseite entlang. Die kreuzförmige Brandnarbe nahm den einzigen freien Platz an der Innenseite des Arms in Anspruch.

»Ich hätte nicht geglaubt, dass Sie diesen Arm je wieder gebrauchen können, nachdem ich ihn so zerrissen habe.«

»Physiotherapie ist eine wunderbare Sache.«

»Es gibt keine Therapie, die mir hilft.«

»Ja«, sagte ich. An meiner Bluse war der oberste Knopf geöffnet. Ein zweiter genügte, und ich verschob den Ausschnitt, um das Schlüsselbein zu entblößen. Narben krochen darüber und bildeten einen gezackten Kamm. Im Badeanzug sah das richtig anziehend aus.

»Gut«, sagte der Vampir. »Sie riechen nach kaltem Schweiß, wenn Sie an mich denken, kleines Mädchen. Ich habe immer gehofft, dass ich Sie so gequält habe wie Sie mich.«

»Da gibt es einen Unterschied, wissen Sie.«

»Und der wäre?«

»Sie haben versucht, mich zu töten. Ich habe mich verteidigt.«

»Und warum sind Sie in unser Haus gekommen? Um uns Pflöcke ins Herz zu stoßen. Sie sind in unser Haus gekommen, um uns zu töten. Wir haben Sie nicht gejagt.«

»Aber Sie haben dreiundzwanzig andere Leute gejagt. Das sind eine Menge. Ihr Haufen musste gestoppt werden.«

»Wer hat Sie zum Gott ernannt? Wer zum Scharfrichter?«

Ich tat einen tiefen Atemzug. Er war gleichmäßig, nicht zitterig. Braves Mädchen. »Die Polizei.«

»Pah.« Er spuckte auf den Boden. Sehr ansprechend. »Sie arbeiten wirklich fleißig, Kleine. Sie finden den Mörder, dann erledigen wir den Rest.«

»Kann ich jetzt gehen?«

»Selbstverständlich. Heute Nacht sind Sie sicher, weil der Meister es so will, aber das wird sich ändern.«

Zachary sagte: »Durch die Seitentür.« Fast ging er rückwärts, während er den Vampir beobachtete. Winter blieb hinter ihm und deckte uns. Idiot.

Zachary öffnete die Tür. Die Nacht war warm und stickig. Der Sommerwind schlug mir entgegen, feucht und vertraut und schön.

Der Vampir rief: »Merken Sie sich den Namen Valentine, denn Sie hören noch von mir.«

Zachary und ich gingen durch die Tür. Sie schloss sich schallend. An der Außenseite gab es keine Klinke, keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Eine Einbahnstraße nach draußen. Draußen klang einfach gut.

Wir gingen los. »Sie haben eine Pistole mit Silberkugeln?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich würde sie ab sofort mit mir herumtragen, wenn ich Sie wäre.«

»Silberkugeln würden ihn nicht umbringen.«

»Aber sie halten ihn auf.«

»Klar.« Für ein paar Minuten gingen wir, ohne zu reden. Die warme Sommernacht schien uns zu umfassen, hielt uns mit klebrigen, neugierigen Händen fest.

»Was ich brauche, ist eine Schrotflinte.«

Er sah mich an. »Sie wollen Tag für Tag eine Schrotflinte mit sich rumschleppen?«

»Abgesägt passt sie unter jeden Mantel.«

»Im Hochsommer von Missouri würden Sie zerfließen. Warum keine Maschinenpistole oder einen Flammenwerfer, solange Sie an der Sache dran sind?«

»Maschinenpistolen haben eine zu große Streuung. Das kann unschuldige Leute treffen. Flammenwerfer sind sperrig. Und auch unsauber.«

Er hielt mich an, indem er mich an der Schulter fasste.

»Haben Sie schon mal einen Flammenwerfer gegen Vampire benutzt?«

»Nein, aber ich habe gesehen, wie einer benutzt wurde.«

»Mein Gott.« Er starrte einen Augenblick ins Leere, dann fragte er: »Hat es funktioniert?«

»Wie ein Bannstrahl; trotzdem war's unsauber. Und rings um uns ist das Haus niedergebrannt. Ich fand das ein bisschen überzogen.«

»Allerdings.« Wir gingen weiter. »Sie müssen Vampire has- sen.«

»Ich hasse sie nicht.«

»Warum töten Sie sie dann?«

»Weil das mein Beruf ist, und weil ich das gut kann.« Wir bogen um eine Ecke, und ich konnte den Parkplatz sehen, wo ich den Wagen abgestellt hatte. Mir kam es vor, als wäre das Tage her. Meine Uhr sprach von Stunden. Es war wie ein Jetlag, nur dass ich an Stelle von Zeitzonen Umstände überwunden hatte. Soundso viele traumatische Umstände, und

das Zeitgefühl kommt durcheinander. Zu viel Geschehen in zu kurzer Zeit.

»Ich bin Ihr Tageskontakt. Wenn Sie etwas brauchen oder eine Nachricht übermitteln wollen, hier ist meine Nummer.« Er drückte mir ein Streichholzheftchen in die Hand.

Ich warf einen Blick darauf und las: »Zirkus der Verdammten«. Ekelhaft rot auf glänzend schwarzem Grund. Ich schob es in meine Hosentasche.

Meine Pistole lag da im Kofferraum. Ich schlüpfte in das Schulterhalfter, es war mir egal, dass ich keine Jacke zum Darüberziehen hatte. Eine für jeden sichtbare Pistole erregt Aufsehen, aber die meisten Leute lassen einen in Ruhe. Oft fangen sie auch an zu rennen, machen vor einem den Weg frei. Das macht die Jagd sehr bequem.

Zachary wartete, bis ich im Wagen saß. Er beugte sich in die offene Tür. »Es kann nicht nur ein Job sein, Anita. Es muss einen besseren Grund als das geben.«

Ich sah auf meinen Schoß und ließ den Wagen an. Dann blickte ich in seine hellen Augen. »Ich habe Angst vor ihnen. Es ist ein Merkmal des Menschen, dass er zerstört, wovor er sich fürchtet.«

»Die meisten Menschen meiden ihr Leben lang, was sie fürchten. Aber Sie jagen dem nach. Das ist verrückt.«

Da hatte er Recht. Ich schlug die Tür zu und ließ ihn auf dem heißen Parkplatz stehen. Ich weckte Tote auf und bettete die Untoten zur Ruhe. Das war es, was ich tat. Wer ich war. Wenn ich je anfrage, nach meinen Motiven zu fragen, würde ich aufhören, Vampire zu töten. So einfach war das.

Nach meinen Motiven fragte ich in dieser Nacht nicht, darum blieb ich ein Vampirtöter, dem Namen

entsprechend, den sie mir gegeben hatten. Ich war der Scharfrichter.

15. Kapitel

Die Morgendämmerung glitt über den Himmel wie ein Vorhang. Vor dem matten Blau glitzerte der Morgenstern wie ein Diamantsplitter.

In zwei Tagen hatte ich zwei Sonnenaufgänge gesehen. Langsam wurde ich mürrisch. Es kam jetzt nur darauf an zu entscheiden, gegen wen und auf welche Art. Im Augenblick wollte ich nichts weiter als schlafen. Alles andere konnte warten, musste warten. Stundenlang hatten mich nur Angst, Adrenalin und Sturheit aufrecht gehalten. In der anheimelnden Stille des Wagens spürte ich meinen Körper. Er war nicht glücklich.

Es tat weh, wenn ich um das Lenkrad griff und wenn ich es drehte. Die verdammten Kratzer an den Händen sahen viel schlimmer aus, als sie waren. Das hoffte ich jedenfalls. Ich fühlte mich vollkommen steif. Blutergüsse werden allgemein unterschätzt. Sie schmerzen. Sie würden noch mehr schmerzen, wenn ich erst darauf geschlafen hatte. Am Morgen nach einer gehörigen Tracht Prügel aufzuwachen ist unvergleichlich. Es ist in etwa wie ein Kater, der den gesamten Körper erfasst.

Der Flur meines Apartmenthauses war ruhig. Nur die Klimaanlage atmete schnurrend in der Stille. Fast konnte ich spü-

ren, wie die Leute hinter ihren Türen schliefen. Es drängte mich, ein Ohr an eine der Türen zu drücken und zu sehen, ob ich meine Nachbarn atmen hören konnte.

Wunderbar still war es. Die Stunde nach Sonnenaufgang ist die abgeschiedenste von allen. Das ist die Zeit, um allein zu sein und die Stille zu genießen.

Nur um drei Uhr nachts ist es noch stiller, und ich bin kein Freund von drei Uhr nachts.

Ich hielt die Schlüssel in der Hand, steckte sie beinahe ins Schloss, als ich merkte, dass die Tür angelehnt war. Ein winziger Spalt, fast geschlossen, aber eben doch nicht. Ich stellte mich rechts neben die Tür und presste den Rücken gegen die Wand. Hatten sie den Schlüssel klimpern gehört? Wer war da drinnen? Adrenalin perlte durch meine Adern wie feinsten Champagner. Ich achtete auf jeden Schatten, auf jeden Lichteinfall. Mein Körper war in Alarmbereitschaft, aber ich hoffte inständig, ihn nicht einsetzen zu müssen.

Ich zog die Pistole und lehnte mich an. Was nun? Aus der Wohnung drang kein Laut, nichts. Es könnten Vampire sein, andererseits war es schon fast hell. Es konnten keine Vampire sein. Wer würde sonst in mein Apartment einbrechen? Ich holte tief Luft und atmete langsam aus. Mir fiel niemand ein. Ich hatte nicht den blassesten Schimmer. Man sollte meinen, dass ich mich langsam daran gewöhnte, keinen blassen Schimmer zu haben, aber ich gewöhnte mich nie daran. Es machte mich nur misstrauisch und etwas schreckhaft.

Ich hatte mehrere Möglichkeiten. Ich konnte gehen und die Polizei holen, keine schlechte Wahl. Aber was konnten die tun, was ich nicht selber tun konnte? Außer in meine Wohnung gehen und umgebracht werden? Das war unakzeptabel.

Ich konnte im Flur warten, bis derjenige neugierig wurde. Das könnte eine Weile dauern, und das Apartment könnte ebenso gut leer sein. Ich käme mir reichlich dumm vor, wenn ich stundenlang draußen stünde und die Pistole auf ein leeres Apartment richtete. Ich war müde, und ich wollte ins Bett. Verdammt!

Ich konnte jederzeit einfach reingehen und losballern. Nein. Ich konnte die Tür aufschieben und auf dem Boden liegend jeden da drinnen erschießen. Wenn sie bewaffnet waren. Wenn jemand drinnen war.

Das Gescheiteste wäre, Geduld zu beweisen, aber ich war zu müde. Der Adrenalinrausch verebbte unter der frustrierend großen Auswahl. Es kommt der Moment, wo man einfach nur noch müde ist. Ich glaubte nicht, dass ich in der klimatisierten Stille stehen und in Alarmbereitschaft bleiben könnte. Ich würde im Stehen einschlafen, aber es war eine Überlegung wert. Noch eine Stunde und meine Nachbarn wären auf den Beinen, vielleicht würden sie in die Schusslinie geraten. Unakzeptabel. Was immer zu geschehen hatte, es musste gleich geschehen.

Sache entschieden. Gut. Nichts macht den Kopf so klar wie Angst. Ich hielt so großen Abstand zur Tür wie möglich und wechselte auf die Türangelseite. Ich öffnete sie. Gib ihr einfach einen Stoß, dass sie gegen die Wand fliegt, ganz einfach. Klar doch.

Ich ging auf ein Knie nieder, zog die Schultern hoch, als könnte ich den Kopf einziehen wie eine Schildkröte. Ich setzte darauf, dass ein Schuss über mich hinweggehen würde, auf Brusthöhe. Geduckt war ich ein gutes Stück unterhalb Brusthöhe.

Mit der linken Hand schob ich die Tür auf und hielt mich dicht an der Türschwelle. Es klappte fantastisch. Ich hatte den Bösen vor der Mündung und zielte auf seine Brust. Nur dass er längst die Hände gehoben hatte und mich anlächelte.

»Nicht schießen«, sagte er. »Ich bin's, Edward.«

Ich kniete da und starrte ihn an; Ärger stieg in mir auf wie eine warme Flut. »Du Scheißkerl. Du hast gewusst, dass ich hier draußen stehe.«

Er legte die Fingerspitzen aneinander. »Ich habe die Schlüssel gehört.«

Ich suchte mit den Augen den Raum ab. Edward hatte meinen weißen Sessel verrückt, um der Tür gegenüberzusitzen. Sonst schien nichts verrückt worden zu sein.

»Ich versichere dir, Anita, ich bin ganz allein.«

»Das glaube ich. Warum hast du nicht gerufen?«

»Ich wollte sehen, ob du noch immer so gut bist. Ich hätte dich wegpusten können, als du vor der Tür gezögert und so hübsch mit den Schlüsseln geklumpert hast.«

Ich schloss die Tür hinter mir und drehte den Schlüssel herum, obwohl ich, da Edward im Zimmer war, sicherer gewesen wäre, wenn ich mich ausgeschlossen hätte. Er war als Mann nicht eindrucksvoll, nicht beängstigend, wenn man ihn nicht kannte. Er war einsfünfundsiebzig, schlank, blond, blauäugig, charmant. Aber wenn ich der Scharfrichter war, dann war er der Tod persönlich. Er war es, den ich den Flammenwerfer hatte benutzen sehen.

Ich hatte früher mit ihm zusammengearbeitet, und man fühlte sich weiß Gott sicher bei ihm. Er trug mehr Feuerkraft mit sich herum als Rambo, aber er war ein bisschen zu sorglos, was unbeteiligte Passanten betraf. Er hatte als Killer angefangen. So viel wusste auch die Polizei. Ich glaube, die Menschen wurden ihm zu einfach, darum verlegte er sich auf Vampire und Lykanthropen. Und ich wusste, falls es irgendwann einmal vorteilhafter wäre, mich zu töten, als mein »Freund« zu sein, so würde er es tun. Edward hatte kein Gewissen. Das machte ihn zum perfekten Killer.

»Ich bin die ganze verfluchte Nacht über auf gewesen, Edward. Ich bin nicht in Stimmung für deine Spielchen.«

»Wie viel hast du abbekommen?«

Ich zog die Schultern hoch und zuckte zusammen. »Die Hände sind wund, hauptsächlich blaue Flecke, aber es geht mir gut.«

»Der Spätdienst hat gesagt, dass du auf einer Junggesellinnenparty bist.« Er grinste mich mit funkelnden Augen an. »Muss eine mächtige Party gewesen sein.«

»Ich bin da einem Vampir in die Arme gelaufen, den du vielleicht kennst.«

Er zog seine gelben Augenbrauen hoch und formte mit den Lippen ein stilles »Oh«.

»Erinnerst du dich an das Haus, das du ringsherum abgeflammt hast?«

»Ist zwei Jahre her. Wir haben sechs Vampire und zwei ihrer Diener umgebracht.«

Ich ging an ihm vorbei und ließ mich auf die Couch fallen.
»Einen haben wir verfehlt.«

»Das haben wir nicht.« Seine Aussprache war sehr präzise.
Edward, wenn er am gefährlichsten war.

Ich betrachtete seinen sorgfältig geschnittenen Hinterkopf.
»Vertraue mir, was den einen angeht, Edward. Er hätte mich heute Nacht beinahe umgebracht.« Was eine partielle Wahrheit war, auch bekannt als Lüge. Wenn die Vampire nicht wollten, dass es die Polizei erfuhr, dann ganz sicher auch nicht, dass es der Tod erfuhr. Edward war für sie beträchtlich gefährlicher als die Polizei.

»Welcher?«

»Der, der mich fast in Stücke gerissen hätte. Er nennt sich Valentine. Man sieht noch die Verätzungen, die ich ihm beigebracht habe.«

»Weihwasser?«

»Ja.«

Edward kam und setzte sich auf die Couch. Er blieb in seiner Ecke, auf Abstand bedacht. »Erzähl's mir.« Seine Augen waren gespannt auf mein Gesicht gerichtet.

Ich sah weg. »Da gibt's nicht viel zu erzählen.«

»Warum lügst du, Anita? Warum?«

Ich wurde sofort wütend. Ich hasse es, bei einer Lüge erwischt zu werden. »Am Fluss sind ein paar Vampire ermordet worden. Wie lange bist du schon in der Stadt, Edward?«

Darauf lächelte er, worüber, war mir nicht klar. »Nicht lange. Ich hörte so ein Gerücht, du würdest heute Nacht den Obervampir der Stadt treffen.«

Ich konnte es nicht verhindern; mir fiel das Kinn herunter, die Überraschung war einfach zu groß.

»Woher zum Teufel weißt du das?«

Er zuckte anmutig die Achseln. »Ich habe meine Quellen.«

»Kein Vampir würde mit dir reden, nicht freiwillig.«

Wieder dieses Achselzucken, das alles und nichts besagte.

»Was hast du heute Nacht gemacht, Edward?«

»Was hast *du* heute Nacht gemacht, Anita?«

Touche, Remis oder so ähnlich. »Warum bist du zu mir gekommen? Was willst du?«

»Ich will den Standort des Meistervampirs. Seinen Schlafplatz.«

Ich hatte mich so weit erholt, dass ich ein unverbindliches Gesicht machen konnte - ganz die Unschuld in Person.

»Woher sollte ich den kennen?«

»Kennst du ihn?«

»Nein.« Ich stand auf. »Ich bin müde und möchte ins Bett gehen. Wenn es sonst nichts gibt?«

Er stand ebenfalls auf, lächelte nach wie vor, als wüsste er, dass ich log. »Wir bleiben in Kontakt. Falls dir die Informa-

tion zufällig in die Hände fällt...« Er ließ den Satz in der Luft hängen und ging zur Tür.

»Edward.«

Er drehte sich halb zu mir um.

»Hast du eine abgesägte Schrotflinte?«

Seine Augenbrauen gingen in die Höhe. »Ich könnte dir eine besorgen.«

»Ich würde sie bezahlen.«

»Nein, ich schenke sie dir.«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Aber du weißt es?«

»Edward...«

»Wie tief steckst du drin, Anita?«

»Oberkante Unterlippe bei raschem Einsinken.«

»Ich könnte dir helfen.«

»Ich weiß.«

»Wäre mir durch meine Hilfe erlaubt, ein paar Vampire zu töten?«

»Vielleicht.«

Er grinste mich an, strahlend, atemberaubend. Dieses Grinsen war sein gelungenstes Harmloserjunge-Lächeln. Ich

wusste nie, ob es echt oder auch nur eine Maske war. Könnte der echte Edward bitte mal winken? Wahrscheinlich nicht.

»Ich jage gern Vampire. Lass mich mitmachen, wenn's geht.«

»Mach ich.«

Mit der Hand an der Klinke hielt er inne. »Ich hoffe, bei meinen anderen Quellen mehr Glück zu haben als bei dir.«

»Was passiert, wenn dir niemand den Platz verrät?«

»Tja, dann komme ich wieder.«

»Und?«

»Und du wirst mir sagen, was ich wissen will. Nicht wahr?«
Er grinste mich noch immer an, charmant, jugenhaft. Er meinte damit, er würde mich wenn nötig auch foltern.

Ich schluckte hart. »Lass mir ein paar Tage Zeit, Edward, dann habe ich vielleicht die Information für dich.«

»Gut. Ich bringe die Schrotflinte heute noch vorbei. Wenn du nicht zu Hause bist, leg ich sie auf den Küchentisch.«

Ich fragte nicht, wie er hereingelangen wollte, wenn ich nicht da war. Er hätte nur gelächelt oder gelacht. Schlösser waren für Edward kein großes Hindernis. »Danke. Für die Schrotflinte, meine ich.«

»Ist mir ein Vergnügen, Anita. Bis morgen.« Er trat aus der Tür, und ich schloss sie hinter ihm.

Großartig. Zuerst die Vampire, jetzt Edward. Der Tag war erst fünfzehn Minuten alt. Kein viel versprechender Anfang. Ich schloss ab, wozu das auch gut sein mochte, und ging ins Bett. Die Browning Hi-Power war in ihrer Zweitwohnung, einem modifizierten Holster am Kopfende meines Bettes. Das Kruzifix lag kühl um meinen Hals. Ich war so sicher, wie ich sein konnte, und fast zu müde, als dass es mich interessierte.

Ich nahm noch einen weiteren Gegenstand mit ins Bett, einen Stoffpinguin mit Namen Sigmund. Ich schlafe nicht oft mit ihm, nur ab und zu, wenn jemand versucht hat, mich umzubringen. Jeder hat seine schwache Stelle. Andere Leute rauchen. Ich sammle Stoffpinguine. Wenn Sie es nicht verraten, dann ich auch nicht.

Ich stand in der großen Steinhalle, wo Nikolaos gesessen hatte. Nur der hölzerne Lehnstuhl war zurückgeblieben, leer, einsam. Ein Sarg stand daneben. Auf dem polierten Holz glänzte das Fackellicht. Ein leichter Wind wehte durch den Raum. Die Flammen flackerten und warfen riesige schwarze Schatten auf die Wände. Sie schienen sich unabhängig vom Licht zu bewegen. Je länger ich sie beobachtete, desto sicherer war ich, dass sie zu finster, zu dicht waren.

Ich schmeckte mein Herz in der Kehle. Der Puls hämmerte in meinem Kopf. Ich konnte nicht atmen. Dann merkte ich, dass ich einen zweiten Herzschlag hörte, wie ein Echo. »Jean-Claude?« Die Schatten riefen »Jean-Claude« in jammervollem Ton.

16. Kapitel

Ich kniete mich vor den Sarg und hob den Deckel an. Er bestand aus einem Stück und hob sich in gut geölten Angeln. Blut floss über den Rand. Es floss mir über die Beine, spritzte mir auf die Arme. Ich stand schreiend auf, ich war mit Blut besudelt. Es war noch warm.

»Jean-Claude!«

Eine bleiche Hand hob sich aus dem Blut, verkrampfte sich und fiel gegen die Sargwand. Jean-Claudes Gesicht stieg an die Oberfläche. Unwillkürlich griff ich nach ihm. Sein Herz pochte in meinem Kopf, aber er war tot. Er war tot! Seine Hand war eisig und wächsern. Er schlug die Augen auf. Die tote Hand packte mich am Handgelenk.

»Nein!« Ich versuchte mich loszureißen. Ich ging auf die Knie in die Blutpfütze und schrie: »Lass mich los!«

Er setzte sich auf. Er war voller Blut. Das weiße Hemd triefte wie ein blutgetränkter Lappen.

»Nein!«

Er zog meinen Arm näher zu sich heran und zog mich mit. Ich klammerte mich mit einer Hand an der Sargkante fest. Ich würde mich nicht zu ihm legen. Nicht zu ihm legen! Er beugte sich über meinen Arm, den Mund weit geöffnet, die Fänge kamen immer näher. Sein Herz ging laut wie Donnerschläge. »Jean-Claude, nicht!«

Er blickte mich von unten herauf an, kurz bevor er zubiss. »Ich hatte keine andere Wahl.« Das Blut rann ihm aus den Haaren über das Gesicht, bis es eine blutige Maske war. Die

Fänge bohrten sich in meinen Arm. Ich schrie und erwachte aufrecht sitzend im Bett.

Es klingelte an der Tür. Ich krabbelte automatisch aus dem Bett. Ich schnappte nach Luft. Für die Prügel, die ich letzte Nacht bezogen hatte, war die Bewegung zu schnell gewesen. Mir tat alles weh, selbst Stellen, wo ich unmöglich einen Bluterguss haben konnte. Meine Hände waren steif wie Schorf, fühlten sich arthritisch an.

Die Türklingel summt in einem fort, als ob sich jemand dagegen lehnte. Wer immer das war, den würde ich mir zur Brust nehmen, weil er mich geweckt hatte. Ich schlief in einem übergroßen Oberhemd. Die Jeans der vergangenen Nacht überzuziehen war mein Morgenmantelersatz.

Ich steckte Sigmund, den Stoffpinguin, zu all den übrigen. Die Stofftiere saßen auf einem kleinen Zweisitzer an der gegenüberliegenden Wand unter dem Fenster. Pinguine säumten die Fußleiste wie ein dicker, flaumiger Strom.

Jede Bewegung schmerzte. Sogar beim Atmen war mir mulmig. »Ich komme«, rief ich. Auf halbem Weg zur Tür kam mir der Gedanke, dass es jemand Unfreundliches sein könnte. Ich tappte zurück ins Schlafzimmer und holte die Pistole. Meine Hand fühlte sich beim Greifen seltsam an. Ich hätte sie letzte Nacht säubern und verbinden sollen. Tja.

Ich kniete mich hinter den Sessel, den Edward gegenüber der Tür hingestellt hatte, und rief: »Wer ist da?«

»Ich bin's, Ronnie. Wir wollten heute Morgen trainieren.«

Es war Samstag. Ich hatte es vergessen. Es war immer erstaunlich, wie gewöhnlich das Leben ist, sogar während die

Leute versuchen, einem das Licht auszublasen. Ich hatte das Gefühl, als sollte Ronnie über die vergangene Nacht Bescheid wissen. Etwas so Außergewöhnliches sollte mein ganzes Leben berühren, aber so etwas klappt leider nicht. Als ich damals im Krankenhaus lag mit dem Arm im Streckverband und lauter Schläuchen im Körper, beklagte sich meine Stiefmutter darüber, dass ich noch nicht verheiratet war. Sie machte sich Sorgen, dass ich im reifen Alter von vierundzwanzig eine alte Jungfer werden könnte. Judith ist keine Frau, die man emanzipiert nennen würde.

Meine Familie kommt nicht gut zurecht mit dem, was ich tue, mit dem Risiko, das ich eingehe, den Verletzungen. Darum ignorieren sie es, so gut es geht. Mit Ausnahme meines sechzehnjährigen Stiefbruders. Josh findet mich cool, klasse oder was sie sonst an Ausdrücken dafür benutzen.

Veronica Sims ist anders. Sie ist meine Freundin und sie versteht mich. Ronnie ist Privatdetektivin. Wir besuchen uns gegenseitig im Krankenhaus.

Ich machte ihr die Tür auf und ließ sie herein, die Pistole schlaff in der Hand. Sie nahm alles in sich auf und sagte: »Scheiße, siehst du schlimm aus.«

Ich lächelte. »Na, wenigstens sehe ich so aus, wie ich mich fühle.«

Sie ging ins Zimmer und ließ ihre Sporttasche vor dem Sessel fallen. »Kannst du mir erzählen, was passiert ist?« Keine Bitte, sondern eine Frage. Ronnie verstand, dass man nicht alles mitteilen konnte.

»Tut mir Leid, dass ich heute nicht trainieren kann.«

»Sieht aus, als hättest du schon mehr Training bekommen, als du verkraften kannst. Geh und weich dir die Hände im Waschbecken ein. Ich werde Kaffee kochen. In Ordnung?«

Ich nickte und bedauerte es. Aspirin, Aspirin war jetzt genau das Richtige. Vor dem Badezimmer blieb ich stehen. »Ronnie?«

»Ja.« Sie stand da in meiner kleinen Küche, einen Messbecher mit frischen Kaffeebohnen in der Hand. Sie war einsachtzig. Manchmal vergaß ich, wie groß sie war. Es erstaunt die Leute, dass wir zusammen laufen können. Der Trick besteht darin, dass ich den Schritt bestimme und mir viel abverlange. Es ist ein sehr gutes Training.

»Ich glaube, es sind ein paar Bagel im Kühlschrank. Kannst du sie schnell mit etwas Käse in die Mikrowelle tun?«

Sie starrte mich an. »Ich kenne dich seit drei Jahren, und das ist das erste Mal, dass ich dich vor zehn Uhr nach etwas Essbarem fragen höre.«

»Hör zu, wenn's zu viel Mühe macht, vergiss es.«

»Macht es nicht, und das weißt du.«

»Entschuldige, ich bin einfach müde.«

»Geh dich verarzten, dann kannst mir darüber erzählen. Einverstanden ?«

»Ja.« Nass fühlten sich die Hände nicht viel besser an. Es war ein Gefühl, als pellte sich die Haut von den Fingern. Ich tupfte sie trocken und strich Neosporin-Salbe über die Kratzer. »Lokales Antibiotikum« stand auf der Packung. Bis ich

mit den ganzen Heftpflastern fertig war, sah ich aus wie eine rosabraune Abart der Mumie.

Mein Rücken war eine Ansammlung dunkler Blutergüsse. Meine Rippen zierte ein ekelhaftes Purpurrot. Ich konnte nicht viel dagegen tun, außer zu hoffen, dass das Aspirin wirkte. Allerdings gab es doch etwas, was ich tun konnte - mich bewegen. Dehnübungen würden die Muskeln lockern und mir schmerzfreies Bewegen ermöglichen, in gewissem Maße. Die Dehnübungen selbst wären allerdings eine Folter. Das hatte Zeit bis später. Ich musste zuerst etwas essen.

Ich stand kurz vor dem Verhungern. Bei dem Gedanken, vor zehn etwas zu essen, wird mir gewöhnlich schlecht. An diesem Morgen wollte ich essen, musste ich essen. Sehr seltsam. Vielleicht lag es am Stress.

Der Duft der Bagel und des schmelzenden Käses brachten meinen Magen zum Knurren. Beim Duft des frisch gebrühten Kaffees hätte ich am liebsten ins Sofa gebissen.

Ich verschlang zwei Bagel und drei Tassen Kaffee, während Ronnie mir gegenüber saß und an ihrer ersten Tasse nippte. Ich schaute auf und stellte fest, dass sie mich musterte. Ihre grauen Augen ließen nicht los. So hatte ich sie Verdächtige ausforschen sehen.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Nichts. Kannst du mal die Luft anhalten und mir von letzter Nacht erzählen?«

Ich nickte, und es tat nicht allzu weh. Aspirin, das Geschenk der Natur an den modernen Menschen. Ich erzählte es ihr, von Monicas Anruf bis zu meinem Zusammentreffen mit

Valentine. Ich erzählte ihr nicht, dass das alles im Zirkus der Verdammten stattgefunden hatte. Diese Information war zu gefährlich, um jetzt damit herauszurücken. Und ich ließ die blauen Lichter auf der Treppe aus, und Jean-Claudes Stimme in meinem Kopf. Etwas sagte mir, dass auch das eine gefährliche Information war. Ich habe gelernt, meinem Instinkt zu vertrauen, also ließ ich es weg.

Ronnie ist gut, sie sah mich an und sagte: »Ist das alles?«

»Ja.« Eine einfache Lüge, unkompliziert, nur ein Wort. Ich glaube nicht, dass Ronnie mir das abkaufte.

»Gut.« Sie trank einen Schluck Kaffee. »Was soll ich für dich tun?«

»Herumfragen. Du hast Zutritt zu den Hassgruppen. Zum Beispiel >Humans Against Vampires<, >The League of Human Voters<, das Übliche. Finde heraus, ob eine davon mit den Morden zu tun hat. Ich darf nicht in deren Nähe kommen.« Ich lächelte. »Schließlich sind Animatoren eine der Gruppen, die sie hassen.«

»Aber du tötest doch Vampire.«

»Ja, aber ich wecke auch Zombies auf. Zu bizarr für die harten Fanatiker.«

»Also gut. Ich überprüfe die HAV und dergleichen. Sonst noch was?«

Ich überlegte und schüttelte den Kopf, beinahe schmerzfrei. »Nicht, dass ich wüsste. Sei aber sehr vorsichtig. Ich will dich nicht in Gefahr bringen wie Catherine.«

»Das war nicht dein Fehler.«

»Stimmt.«

»Nichts von alledem ist dein Fehler.«

»Sag das Catherine und ihrem Verlobten, falls die Sache schiefgeht.«

»Anita, verdammt, diese Ungeheuer benutzen uns. Sie wollen dich entmutigen und ängstigen, damit sie dich beherrschen können. Wenn du zulässt, dass Schuldgefühle dich beeinflussen, dann werden sie dich umbringen.«

»Oh, Mann, Ronnie, genau, was ich hören wollte. Wenn das deine Art von Aufmunterung ist, dann werfe ich das Handtuch.«

»Du brauchst keine Aufmunterung. Du brauchst eine richtige Erschütterung.«

»Danke, die hatte ich schon letzte Nacht.«

»Anita, hör mir zu.« Sie sah mich eindringlich an, zwang mich zum Blickkontakt und versuchte zu ergründen, ob ich ihr wirklich zuhörte. »Du hast für Catherine alles getan, was du konntest. Ich will, dass du dich darauf konzentrierst, selbst am Leben zu bleiben. Du watest hüft hoch durch Feinde. Lass dich nicht ablenken.«

Sie hatte Recht. Tu, was du kannst, und sieh nach vorn. Catherine war draußen, fürs Erste. Das war das Beste, was ich tun konnte. »Hüft hoch durch Feinde, aber knöcheltief durch Freunde.«

Sie grinste. »Vielleicht gleicht sich das noch aus.«

Ich nahm die Tasse in meine bandagierten Hände. Die Wärme strahlte durch die Tasse. »Ich habe Angst.«

»Was beweist, dass du nicht so dumm bist, wie du aussiehst.«

»Mann, vielen Dank.«

»Gern geschehen.« Sie hob ihre Tasse zu einem Toast. »Auf Anita Blake, Animator, Vampirtöter und gute Freundin. Pass auf dich auf.«

Ich stieß mit ihr an. »Pass du auf dich auf. Meine Freundin zu sein ist im Moment vielleicht nicht die gesündeste Freizeitbeschäftigung.«

»Seit wann ist das etwas Neues?«

Da hatte sie leider Recht.

Nachdem Ronnie gegangen war, hatte ich zwei Möglichkeiten: Ich konnte mich wieder ins Bett legen, keine schlechte Idee; oder ich konnte anfangen, den Fall zu lösen, von dem jeder unbedingt wollte, dass ich daran arbeitete. Mit vier Stunden Schlaf müsste ich eigentlich eine Zeit lang auskommen. Ich könnte nicht annähernd so lange durchhalten, wenn Aubrey mir die Gurgel aufrisse. Ich musste mich wohl an die Arbeit machen.

In St. Louis im Sommer eine Waffe zu tragen ist hart. Ob Schulter- oder Hüftholster, es ist dasselbe Problem. Wenn man eine Jacke trägt, um die Waffe zu verbergen, zerfließt man in der Hitze. Wenn man die Waffe in der Handtasche trägt, wird man umgebracht, weil keine Frau schnell etwas in

ihrer Handtasche findet. Nicht unter zwölf Minuten. Das ist ein Gesetz.

17. Kapitel

Noch hatte niemand auf mich geschossen das machte mir Mut. Aber ich war gekidnappt und beinahe getötet worden. Ich hatte nicht vor, das noch einmal kampfflos geschehen zu lassen. Ich konnte hundert Pfund stemmen, das war nicht schlecht, überhaupt nicht schlecht. Aber wenn man selbst nur hundertsechs wiegt, ist man trotzdem im Nachteil. Bei jedem bösen Jungen meiner Größe würde ich auf mich setzen, sofern er ein Mensch war. Bei Vampiren, tja, solange ich keinen Lastwagen stemmen konnte, war ich weit unterlegen.

Also eine Pistole. Am Ende entschied ich mich für einen nicht ganz professionellen Look. Das T-Shirt war viel zu groß, hing mir bis auf die Oberschenkel. Es flatterte an mir herum. Was es allein rettete, war das Bild auf der Vorderseite: Pinguine, die Beach-Volleyball spielten, samt Kinder-Pinguinen, die an der Seite Sandburgen bauten. Ich mag Pinguine. Ich hatte das Hemd gekauft, um darin zu schlafen, und nie vorgehabt, es irgendwo zu tragen, wo andere Leute mich sehen konnten. Solange ich in keine Geschmackskontrolle kam, war ich sicher.

Ich schlang einen Gürtel durch ein Paar schwarze Shorts für mein Innenhosenholster. Es war ein Uncle Mike's Side-kick, und ich mochte ihn ziemlich, aber er passte nicht für die Browning. Ich besaß eine zweite Waffe, die sich bequem verbergen ließ: eine Firestar, eine kompakte kleine 9mm mit einem Sieben-Schuss-Magazin.

Weißer Sportsocken mit geschmackvollen blauen Streifen, die zu der blauen Lederverzierung auf meinen weißen Nikes passten, vervollständigten das Outfit. Ich sah aus und fühlte mich wie eine Sechzehnjährige, eine peinliche Sechzehnjährige, aber als ich mich zum Spiegel hinwandte, war von der Pistole im Gürtel nicht das Geringste zu sehen. Das Shirt fiel darüber, sie war unsichtbar.

Mein Oberkörper ist schmal, klein, wenn Sie so wollen, muskulös und nicht schlecht anzusehen. Leider sind meine Beine mindestens zehn Zentimeter zu kurz, um amerikanische Idealbeine sein zu können. Ich werde nie dünne Oberschenkel und nie etwas anderes als muskulöse Waden haben. Meine Aufmachung betonte meine Beine und verbarg alles andere, aber ich hatte meine Pistole bei mir und würde nicht in der Hitze zerfließen. Kompromisse einzugehen ist die Kunst des Unvollkommenen.

Das Kruzifix hing unter dem Shirt, aber ich band mir noch ein Amulett um das linke Handgelenk. Drei kleine Kreuze baumelten an der Silberkette. Meine Narben waren ebenfalls zu sehen, aber im Sommer versuche ich immer so zu tun, als gäbe es sie nicht. Ich kann mich mit dem Gedanken nicht anfreunden, bei vierzig Grad und hundert Prozent Luftfeuchtigkeit lange Ärmel zu tragen. Mir würden die Arme abfallen. Die Narben sind nicht das Erste, was auffällt, wenn ich mit nackten Armen gehe. Wirklich nicht.

Animators, Inc. hatte neue Büroräume. Wir waren erst drei Monate hier. Gegenüber befand sich eine Psychologenpraxis, sie nahmen nicht weniger als hundert die Stunde, ein plastischer Chirurg den Flur hinunter, ansonsten zwei Rechtsanwälte, eine Eheberatung und ein Immobilienmakler. Vor vier Jahren hatten Animators, Inc. noch in einem Verschlag über einer Garage gearbeitet. Das Geschäft lief gut.

Unser Glück verdankten wir zum größten Teil Bert Vaughn, unserem Boss. Er war ein Geschäftsmann, ein Schauspieler, ein Geldscheffler, ein Halunke am Rande des Betrugs. Nichts Illegales, eigentlich nicht, aber...

Die meisten Leute glauben, dass sie selbst die mit den weißen Hüten sind, die Guten. Ein paar Leute tragen schwarze Hüte und finden das gut. Grau war Berts Farbe. Manchmal denke ich, wenn man ihn stechen würde, er würde grün bluten, lauter frisch gedrucktes Geld.

Er hatte eine ungewöhnliche Begabung, einen peinlichen Fluch oder eine religiöse Erfahrung, nämlich Tote zu erwecken, in ein Gewinn bringendes Geschäft verwandelt. Wir Animatoren hatten das Talent, aber Bert wusste daraus Geld zu machen. Es war schwer, dagegen zu argumentieren. Aber ich wollte es versuchen.

Die Tapete des Empfangsraums ist blass, blassgrün mit einem kleinen orientalischen Muster in Grün- und Brauntönen. Der Teppichboden ist dick und hellgrün, zu hell um wie Gras auszusehen, aber er bemüht sich. Überall stehen Pflanzen.

Ein *Ficus benjium* wächst rechts neben der Tür, schlank wie eine Weide mit kleinen ledrig grünen Blättern. Er windet sich beinahe um den Stuhl, der vor seinem Topf steht. Ein zweiter Baum wächst in der gegenüberliegenden Ecke, groß und gerade mit den steifen spitzen Blättern einer Palme - *Dracaena marginata*. Das zumindest steht auf den Schildchen, die an den dünnen Stamm gebunden sind. Beide Bäume streifen die Decke. Dutzende kleinerer Pflanzen sind in jede verfügbare Ecke dieses hellgrünen Raumes geschoben und gedrängt.

Bert meint, das Pastellgrün sei beruhigend und die Pflanzen hätten etwas Gemütliches. Ich finde, es sieht aus wie die misslungene Verbindung einer Leichenhalle mit einem Blumengeschäft.

Mary, unsere Tagessekretärin, ist über fünfzig. Wie viel über fünfzig ist ihre Privatsache. Ihr Haar ist kurz und wird vom Wind nicht bewegt. Dafür sorgt eine Riesendose Haarspray. Mary hat es nicht mit natürlichem Aussehen. Sie hat zwei erwachsene Söhne und vier Enkel. Als ich zur Tür hereinkam, empfing sie mich mit ihrem professionellsten Lächeln. »Womit kann ich Ihnen... Oh, Anita, ich wusste nicht, dass Sie vor fünf hier sein sollten.«

»Soll ich auch nicht, aber ich muss mit Bert sprechen und ein paar Sachen aus meinem Büro holen.«

Sie sah stirnrunzelnd in ihren Terminkalender, unseren Terminkalender. »Nun, Jamison ist gerade mit einem Klienten in Ihrem Büro.« Es gehören nur drei Büros zu unserem kleinen Bereich. Eins gehört Bert, und mit den beiden anderen wechseln wir uns ab. Die meiste Arbeit wird draußen erledigt, genauer gesagt auf dem Friedhof, darum brauchen wir unsere Büros kaum je zur selben Zeit. Es funktioniert wie das Time-Sharing bei einer Ferienwohnung.

»Wie lange wird der Klient bleiben?«

Mary sah auf ihre Notizen. »Eine Mutter, deren Sohn überlegt, der Kirche des Ewigen Lebens beizutreten.«

»William soll es ihm einreden oder ausreden?«

»Anita!« Mary schalt mich, doch es war die Wahrheit. Die Kirche des Ewigen Lebens war die Vampirkirche. Die erste

Kirche der Geschichte, die einem ewiges Leben garantieren konnte und einlöste. Keine Warterei. Kein Mysterium. Aber die Ewigkeit auf dem Silbertablett. Die meisten Leute glauben nicht mehr an die Unsterblichkeit der Seele. Es ist nicht mehr populär, sich wegen Himmel und Hölle Sorgen zu machen, oder ob man ein wirklich guter Mensch ist. Also gewinnt diese Kirche überall Anhänger. Wer nicht glaubt, dass es seine Seele zerstört, was hat er zu verlieren? Das Tageslicht. Essen. Nicht viel also.

Es war das mit der Seele, was mich störte. Meine unsterbliche Seele ist nicht verkäuflich, nicht einmal zum Preis der Ewigkeit. Sehen Sie, ich wusste, dass Vampire sterben können. Ich hatte es bewiesen. Niemand schien neugierig darauf zu sein, was mit der Seele eines Vampirs geschieht, wenn er stirbt. Konnte man ein guter Vampir sein und in den Himmel kommen? Irgendwie schien mir das nicht möglich.

»Hat Bert auch einen Klienten?«

Sie blickte wieder in den Terminkalender. »Nein, er ist frei.« Sie schaute auf und lächelte, als freute sie sich, mir geholfen zu haben. Vielleicht freute sie sich tatsächlich.

Es stimmt, dass Bert das kleinste der drei Büros für sich genommen hatte. Die Wände haben ein zartes Pastellblau, der Teppich ist zwei Töne dunkler. Bert denkt, es beruhigt die Klienten. Ich denke, man fühlt sich wie in einem blauen Eiswürfel.

Bert passt nicht in dieses kleine blaue Büro. An Bert ist nichts klein. Einsfüfundneunzig, breite Schultern, die Figur eines Collegeathleten, der um die Mitte ein wenig schlaff geworden ist. Sein weißes Haar ist über den Ohren kurz geschoren. Die Seglerbräune zwingt die hellen Augen und

Haare in einen harten Kontrast. Seine Augen sind von einem nahezu farblosen Grau wie schmutzige Fensterscheiben, aber jetzt leuchteten sie. Bert strahlte mich praktisch an. Das war ein schlechtes Zeichen.

»Anita, welch schöne Überraschung. Setzen Sie sich.« Er wedelte mit einem Geschäftsumschlag. »Wir haben heute den Scheck bekommen.«

»Scheck?«, fragte ich.

»Für die Untersuchung der Vampirmorde.«

Das hatte ich vergessen. Ich hatte vergessen, dass mir irgendwann in der ganzen Sache Geld versprochen worden war. Es erschien mir lächerlich, ja obszön, dass mit Nikolas' Geld alles besser sein sollte. Nach Berts Gesichtsausdruck war es eine Menge Geld.

»Wie viel?«

»Zehntausend Dollar.« Er zog jedes Wort in die Länge.

»Das ist nicht genug.«

Er lachte. »Anita, so gierig auf die alten Tage? Ich dachte, dafür bin ich zuständig.«

»Es ist nicht genug für Catherines oder für mein Leben.«

Sein Grinsen machte ein wenig schlapp. Seine Augen blickten wachsam, als ob ich ihm gleich verraten würde, dass es keinen Osterhasen gibt. Ich konnte fast hören, wie er überlegte, ob er den Scheck zurückgeben müsste.

»Wovon reden Sie, Anita?«

Ich sagte es ihm, mit ein paar geringfügigen Korrekturen.
Kein Zirkus der Verdammten. Kein blaues Feuer. Kein erster
Vampirbiss.

Als ich zu der Stelle kam, wo Aubrey mich an die Wand geschleudert hatte, sagte er: »Sie machen Witze.«

»Wollen Sie die Blutergüsse sehen?«

Ich brachte die Geschichte zu Ende und beobachtete sein ernstes, eckiges Gesicht. Seine großen Hände mit den derben Fingern waren auf dem Schreibtisch gefaltet.

Der Scheck lag neben ihm auf einem säuberlichen Stapel brauner Umschläge. Seine Miene war aufmerksam, besorgt. Aber bei seinem Gesicht klappte es mit der Einfühlung nie. Ich konnte immer sehen, wie sich die Rädchen drehten. Wie er kalkulierte.

»Keine Sorge, Bert, Sie können den Scheck einlösen.«

»Also, Anita, das war nicht...«

»Sparen Sie es sich.«

»Anita, wirklich, ich würde Sie nie absichtlich gefährden.«

Ich lachte. »Blödsinn.«

»Anita!« Er sah bestürzt aus, geweitete Augen und Hand aufs Herz. Die Aufrichtigkeit in Person.

»Das wirkt bei mir nicht, also sparen Sie sich den Quatsch für die Klienten auf. Ich kenne Sie zu gut.«

Er lächelte. Sein einziges echtes Lächeln. Der echte Bert Vaughn möge bitte aufstehen. Seine Augen leuchteten, aber nicht vor Herzlichkeit, eher vor Vergnügen. An Berts Lächeln ist etwas Berechnendes, unanständig Wissendes. Als wüsste er über die finstersten Taten seines Gegenübers Bescheid und würde sie mit Freuden geheim halten - für eine Gegenleistung.

Ein Mann, der weiß, dass er kein netter Mensch ist und sich einen Dreck darum schert, hat etwas Beängstigendes. Er stellt sich gegen alles, was Amerika wertschätzt. Vor allem anderen werden wir dazu angehalten, nett zu sein, liebenswert, beliebt. Ein Mensch, der all das außer Acht lässt, ist ein Außenseiter und ein potenziell gefährliches menschliches Wesen.

»Womit kann Animators, Inc. dienen?«

»Ich habe schon Ronnie auf ein paar Dinge angesetzt. Ich glaube, je weniger beteiligt sind, desto weniger sind in Gefahr.«

»Sie waren schon immer ein Menschenfreund.«

»Im Gegensatz zu anderen, die ich nicht nennen möchte.«

»Ich hatte keine Ahnung, was die wollten.«

»Nein, aber Sie wissen, wie ich über Vampire denke.«

Er schenkte mir ein Lächeln, das mir sagte: »Ich kenne Ihr Geheimnis, ich kenne Ihre dunkelsten Träume.«

Das war Bert. Angehender Erpresser.

Ich lächelte zurück, freundlich. »Wenn Sie mir je wieder einen Vampir schicken, ohne es vorher mit mir abzusprechen, dann höre ich hier auf.«

»Und gehen wohin?«

»Ich werde meine Klienten mitnehmen, Bert. Wer ist es, der die Radiointerviews macht? Wer hat sich auf die Artikel konzentriert? Sie haben dafür gesorgt, dass ich es war, Bert. Sie dachten, dass ich von uns allen die Marktfähigste bin. Die am harmlosesten aussieht, am ansprechendsten. Wie ein Welpen im Tiersyl. Wenn die Leute bei Animators, Inc. anrufen, nach wem fragen sie?«

Sein Lächeln war verschwunden, seine Augen wie gefroren. »Ohne mich würden Sie es nicht schaffen.«

»Die Frage ist, würden Sie es ohne mich schaffen?«

»Das würde ich.«

»Und ich auch.«

Wir starrten einander eine ganze Weile an. Keiner wollte dem Blick ausweichen, als Erster blinzeln. Bert fing an zu lächeln und sah mir weiter in die Augen. Die Ausläufer eines Lächelns zogen an meinen Mundwinkeln. Wir lachten gleichzeitig, und das war's.

»Also gut, Anita, keine Vampire mehr.«

Ich stand auf. »Danke.«

»Würden Sie wirklich gehen?« Sein Gesicht war ganz lachende Aufrichtigkeit, eine geschmackvolle, angenehme Maske.

»Ich halte nichts von leeren Drohungen, Bert. Das wissen Sie.«

»Ja«, sagte er, »das weiß ich. Ich wusste ehrlich nicht, dass dieser Fall Sie in Gefahr bringen würde.«

»Hätte das denn etwas geändert?«

Er dachte einen Augenblick nach, dann lachte er. »Nein, aber ich hätte mehr verlangt.«

»Bleiben Sie beim Geldscheffeln, Bert. Das ist es, was Sie können.«

»Amen.«

Ich ließ ihn allein, damit er den Scheck streicheln konnte. Vielleicht darüber kichern. An dem Geld klebte Blut, ohne Scherz. Irgendwie glaubte ich nicht, dass das Bert etwas ausmachte. Mir machte es schon etwas aus.

18. Kapitel

Die Tür des anderen Büros öffnete sich. Eine große blonde Frau trat heraus. Sie war irgendwo zwischen vierzig und fünfzig. Maßgeschneiderte goldgelbe Hosen umgaben eine schlanke Taille. Eine ärmellose cremefarbene Bluse entblößte gebräunte Arme, eine goldene Rolex und einen Trauring mit Diamanten. Der Stein im Verlobungsring war mindestens ein Pfund schwer. Ich wettete, dass sie nicht eine Wimper gezuckt hatte, als Jamison ihr das Honorar nannte.

Der Junge, der nach ihr kam, war auch schlank und blond. Er sah aus wie fünfzehn, aber ich wusste, dass er wenigstens achtzehn sein musste. Rechtlich darf man der Kirche des Ewigen Lebens nicht beitreten, bevor man dieses Alter erreichte. Er durfte nicht trinken, aber er durfte sich entscheiden, zu sterben und ewig zu leben. Merkwürdig, dass mir das nicht vernünftig vorkam.

Jamison machte den Schluss, lächelnd und eifrig bemüht. Er redete leise mit dem Jungen, während er die beiden zur Tür begleitete.

Ich holte eine Geschäftskarte aus meiner Handtasche. Die streckte ich der Frau entgegen. Sie blickte die Karte an, dann mich. Sie musterte mich von oben bis unten. Ich schien sie nicht zu beeindrucken; vielleicht lag es am T-Shirt.

»Ja«, sagte sie.

Erziehung. Es braucht wahre Erziehung, um mit einem einzigen Wort bewirken zu können, dass sich ein Mensch wie der letzte Dreck fühlt. Mich beeinträchtigte das natürlich nicht. Nein, neben der großen goldenen Göttin fühlte ich mich kein bisschen klein und schäbig. Klar doch. »Die Nummer auf der Karte gehört einem Mann, der auf Vampirkulte spezialisiert ist. Er ist gut.«

»Ich möchte nicht, dass mein Sohn eine Gehirnwäsche bekommt.«

Ich brachte ein Lächeln zu Stande. Raymond Fields war mein Vampirkultexperte, und er machte keine Gehirnwäschen. Er machte einem die Wahrheit klar, egal wie unerfreulich. »Mr. Fields wird Ihnen die versteckten Nachteile des Vampirismus zeigen«, erwiderte ich.

»Ich glaube, Mr. Clarke hat uns alle Informationen gegeben, die wir brauchen.«

Ich hielt ihr meinen Arm vors Gesicht. »Diese Narben habe ich nicht beim Football bekommen. Bitte, nehmen Sie die Karte. Rufen Sie ihn an oder auch nicht. Das liegt bei Ihnen.«

Unter ihrem fachmännischen Make-up war sie ein bisschen blass geworden. Ihre Augen waren größer geworden und starrten auf meinen Arm. »So etwas tun Vampire?« Ihre Stimme war dünn und hauchig, beinahe menschlich.

»Ja«, sagte ich.

Jamison fasste sie am Ellbogen. »Mrs. Franks, wie ich sehe, sind Sie unserer Vampirjägerin begegnet.«

Sie sah ihn an, dann wieder mich. Ihre sorgfältige Miene begann zu knittern. Sie leckte über ihre Lippen und drehte sich wieder zu mir. »Also wirklich.« Sie erholte sich schnell sie klang wieder überlegen.

Ich zuckte die Achseln. Was sollte ich sagen? Ich drückte ihr die Karte in die manikürte Hand, und Jamison nahm sie ihr taktvoll ab und steckte sie ein. Sie ließ ihn. Was konnte ich tun? Nichts. Ich hatte es versucht. Punkt. Aus.

Aber ich musterte ihren Sohn. Sein Gesicht war unglaublich jung.

Ich erinnerte mich an die Zeit, als achtzehn erwachsen bedeutete. Ich meinte damals, alles zu wissen. Ich war einundzwanzig, als ich feststellte, dass ich einen Fliegendreck wusste. Inzwischen wusste ich immer noch nichts, aber ich

gab mir wirklich Mühe. Manchmal ist das das Beste, was man tun kann. Vielleicht das Beste, was überhaupt jemand tun kann. Junge, Junge, so zynisch am frühen Morgen.

Jamison geleitete die beiden zur Tür. Ich schnappte ein paar Sätze auf. »Sie versuchte, sie zu töten. Sie haben sich lediglich verteidigt.«

Jawohl, das bin ich, Killer aller Untoten. Geißel der Friedhöfe. Oh ja. Ich ließ Jamison bei seinen Halbwahrheiten und betrat das Büro. Ich brauchte die Akten. Das Leben geht weiter, jedenfalls für mich. Ich sah in einem fort das Gesicht des Jungen vor mir, die großen Augen. Sein Gesicht war goldbraun, babyzart. Sollte man sich nicht wenigstens einmal rasiert haben müssen, bevor man sich umbringen durfte?

Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich das Bild des Jungen abschütteln. Es funktionierte beinahe. Ich kniete mit den Mappen in den Händen da, als Jamison hereinkam. Er schloss die Tür hinter sich. Das hatte ich fast erwartet.

Seine Hautfarbe war wie dunkler Honig, seine Augen hellgrün; lange dichte Locken umrahmten sein Gesicht. Das Haar war fast kastanienbraun. Jamison war der einzige grüneäugige, rothaarige Schwarze, dem ich je begegnet bin. Er war schlank und schmal, nicht durch Sport, sondern aufgrund günstiger Veranlagung. Jamisons Vorstellung von Gymnastik war das Stemmen von Whiskygläsern auf einer guten Party.

»Tun Sie das nie wieder«, sagte er.

»Was?« Ich stand auf, die Mappen an meine Brust gedrückt.

Er schüttelte den Kopf, und fast lächelte er, aber es war ein zorniges Lächeln, bei dem kleine weiße Zähne aufblitzten.
»Seien Sie kein Klugscheißer.«

»Tut mir Leid«, sagte ich.

»Quatsch, es tut Ihnen gar nicht Leid.«

»Dass ich der Frau Fields Karte gegeben habe, nein. Das tut mir nicht Leid. Das würde ich wieder tun.«

»Es gefällt mir nicht, wenn ich vor meinen Klienten unterminiert werde.«

Ich zuckte die Achseln.

»Ich meine es ernst, Anita. Tun Sie das nie wieder.«

Ich wollte ihn fragen, was dann, ließ es aber sein. »Sie sind nicht befähigt, Leute darüber zu beraten, ob sie Untote werden sollen oder nicht.«

»Bert findet, doch.«

»Bert würde für einen Anschlag auf den Papst Geld nehmen, wenn er glaubte, damit durchzukommen.«

Jamison schmunzelte, dann sah er mich wütend an, dann konnte er nicht mehr anders und grinste. »Sie wissen mit Worten umzugehen.«

»Danke.«

»Widersprechen Sie mir nicht vor den Klienten, einverstanden?«

»Ich verspreche, mich nie einzumischen, wenn Sie über das Erwecken von Toten sprechen.«

»Das reicht mir nicht«, sagte er.

»Mehr kriegen Sie aber nicht. Sie sind nicht dafür qualifiziert, Leute zu beraten. Es ist falsch.«

»Und Sie sind bestimmt perfekt. Sie morden Leute für Geld. Sie sind nichts weiter als eine verdammte Meuchelmörderin.«

Ich atmete tief durch und ließ es ihm durchgehen. Ich wollte heute nicht mit ihm streiten. »Ich exekutiere Kriminelle mit dem vollen Segen des Gesetzes.«

»Ja, aber Sie genießen es. Sie geilten sich daran auf, wenn Sie den Pflock einschlagen. Sie können es keine Woche lang aushalten, ohne in jemandes Blut zu baden.«

Ich starrte ihn an. »Glauben Sie das wirklich?«, fragte ich.

Er wollte mich nicht ansehen, aber schließlich sagte er: »Ich weiß nicht.«

»Die armen kleinen Vampire, die armen missverstandenen Geschöpfe. Richtig? Der mir diese Narbe verpasst hat, hat dreiundzwanzig Leute abgeschlachtet, ehe mir das Gericht grünes Licht geben wollte.« Ich riss mein T-Shirt zur Seite, um meine Schlüsselbeinnarbe zu zeigen. »Dieser Vampir hatte zehn Leute umgebracht. Er war auf kleine Jungen spezialisiert, meinte, das Fleisch sei besonders zart. Er ist nicht tot, Jamison. Er konnte abhauen. Aber er hat mich letzte Nacht gefunden und mir gedroht.«

»Sie verstehen sie eben nicht.«

»Nein!« Ich stieß ihm einen Finger in die Brust. »Sie verstehen sie nicht.«

Er sah wütend auf mich herab, seine Nasenflügel bebten, sein Atem kam in warmen Stößen. Ich trat einen Schritt zurück. Ich hätte ihn nicht berühren sollen; das verstieß gegen die Regeln. Fassen Sie nie einen an, mit dem Sie streiten, außer Sie wollen Gewalt.

»Es tut mir Leid, Jamison.« Ich weiß nicht, ob er verstand, wofür ich mich entschuldigte. Er sagte nichts.

Als ich an ihm vorbeiging, fragte er: »Wofür sind die Akten?«

Ich zögerte, aber er kannte die Akten so gut wie ich. Er würde merken, welche fehlten. »Für die Vampirmorde.«

Wir drehten uns gleichzeitig wieder um und starrten einander an. »Sie haben das Geld genommen?«, fragte er.

Ich war verblüfft. »Sie haben davon gewusst?«

Er nickte. »Bert versuchte sie dazu zu bringen, mich an Ihrer Stelle zu engagieren. Das wollten sie nicht.«

»Und das nach der guten Reklame, die Sie für sie gemacht haben.«

»Ich habe Bert gesagt, dass Sie es nicht tun würden. Dass Sie nicht für Vampire arbeiten.«

Seine schrägen Augen studierten mein Gesicht, suchten es ab, versuchten ein bisschen Wahrheit herauszuquetschen. Ich ignorierte es mit nichts sagender Freundlichkeit. »Geld überzeugt, Jamison, sogar mich.«

»Sie legen auf Geld überhaupt keinen Wert.«

»Schrecklich kurzsichtig von mir, nicht wahr?«, erwiderte ich.

»Das fand ich immer. Sie haben es nicht für Geld getan.«
Eine Aussage. »Was war es dann?«

Ich wollte nicht, dass Jamison etwas damit zu tun bekam. Er glaubte, Vampire seien nur Leute mit Fangzähnen. Und die Leute mit den Fangzähnen achteten sorgfältig darauf, ihn in den netten, sauberen Randgebieten zu lassen. Er bekam nie schmutzige Hände, darum konnte er es sich leisten, so zu tun als ob oder es zu ignorieren oder auch sich selbst zu belügen. Ich hatte mich ein Mal zu viel schmutzig gemacht. Sich selbst zu belügen war eine gute Art zu sterben.

»Hören Sie, Jamison, wir denken verschieden über Vampire, aber wer Vampire auf solche Art umbringen kann, könnte auch aus Menschen Fleischpastete machen. Ich will den Wahnsinnigen fangen, bevor er, sie oder es genau das tut.«

Das war keine schlechte Lüge, für eine Lüge meine ich. Es war sogar plausibel. Er blinzelte mich an. Ob er es glauben würde oder nicht, hing davon ab, wie sehr er darauf angewiesen war, es zu glauben. Wie sehr er darauf angewiesen war, dass seine Welt sicher und sauber blieb. Er nickte, einmal, sehr langsam. »Sie glauben, etwas fangen zu können, was die Meistervampire nicht fangen können?«

»Das scheinen sie zu glauben.« Ich öffnete die Tür, und er folgte mir nach draußen. Vielleicht hätte er noch mehr gefragt, vielleicht auch nicht, aber eine Stimme unterbrach uns.

»Anita, können wir gehen?«

Wir drehten uns beide um, und ich muss noch verblüffter geguckt haben als Jamison. Ich war mit niemandem verabredet.

Da saß ein Mann in einem der Foyersessel, halb versteckt zwischen den Dschungelpflanzen. Ich erkannte ihn nicht gleich. Dickes kurz geschnittenes braunes Haar, aus einem sehr netten Gesicht gekämmt. Schwarze Sonnenbrille. Er drehte den Kopf, und weg war der Eindruck von kurzen Haaren. Ein dicker Pferdeschwanz ringelte sich über den hochgestellten Kragen seiner Jeansjacke. Ein blutroter Pullunderstrich seine Bräune. Er stand langsam auf und setzte lächelnd die Brille ab.

Es war Philip von den vielen Narben. Bekleidet hatte ich ihn nicht erkannt. Am Hals hatte er ein Pflaster, das aber nahezu vom Kragen verdeckt wurde.

»Wir müssen miteinander reden«, sagte er.

Ich schloss den Mund und versuchte ziemlich intelligent auszusehen. »Philip, ich habe ein Wiedersehen nicht so bald erwartet.«

Jamison blickte von einem zum anderen. Er runzelte die Stirn. Argwöhnisch. Mary hatte das Kinn auf die Hände gestützt und genoss die Vorstellung.

Das Schweigen war verdammt unangenehm. Philip hielt Jamison die Hand hin. Ich murmelte: »Jamison Clarke, das ist Philip... ein Freund.« In dem Moment, wo ich es aussprach, wollte ich es zurücknehmen. Als »Freund« stellen die Leute ihren Liebhaber vor. Schlägt ja auch jeden anderen Ausdruck um Längen.

Jamison grinste breit. »So, Sie sind also Anitas... Freund.« Er sprach das letzte Wort langsam, rollte es auf der Zunge herum.

Mary machte eine viel sagende Geste. Philip sah es und schickte ihr ein betörendes Lächeln, das den Unterleib zum Schmelzen bringt. Sie errötete.

»Also, wir müssen jetzt gehen. Komm, Philip.« Ich nahm ihn beim Arm und zog ihn zur Tür.

»War nett, Sie kennen zu lernen, Philip«, sagte Jamison.
»Ich werde Sie bei den anderen hier erwähnen. Ich bin sicher, sie würden sich freuen, Sie mal kennen zu lernen.«

Jamison amüsierte sich wirklich prächtig. »Wir haben zurzeit sehr viel zu tun, Jamison. Vielleicht ein andermal«, sagte ich.

»Aber natürlich«, antwortete er.

Jamison ging mit uns zur Tür und hielt sie auf. Er grinste uns an, während wir durch die Halle gingen, Arm in Arm. Mistkübel. Da musste ich dieses affektierte Ekel denken lassen, ich hätte einen Liebhaber. Meine Güte.

Und er würde es jedem erzählen. Philip schob den Arm um meine Taille, und ich kämpfte gegen den Drang an, ihn wegzustoßen. Wir taten nur so, schon gut. Ich merkte, wie er innehielt, als er mit der Hand meine Waffe streifte.

Wir begegneten einer der Immobilienmaklerinnen. Sie sagte Hallo zu mir, starrte aber Philip an. Er lächelte sie an. Als wir an ihr vorbei waren und auf den Fahrstuhl warteten,

schaute ich zurück. Tatsächlich, sie betrachtete seine Kehrseite.

Ich musste zugeben, dass es ein hübscher Hintern war. Sie merkte, dass ich sie ansah, und wandte sich hastig ab.

»Verteidigen Sie meine Ehre?«, fragte Philip.

Ich stellte mich abseits und drückte den Aufzugknopf. »Was machen Sie hier?«

»Jean-Claude ist letzte Nacht nicht zurückgekommen. Wissen Sie, warum?«

»Ich bin nicht mit ihm weggegangen, falls es das ist, was Sie denken.«

Die Türen öffneten sich. Philip lehnte sich dagegen und hielt sie mit einem Arm auf. Das Lächeln, das mir entgegenblitzte, steckte voller Möglichkeiten, ein bisschen was Böses und eine Menge Sex. Wollte ich wirklich in einem Fahrstuhl mit ihm allein sein? Wahrscheinlich nicht, aber ich war bewaffnet. Er nicht, soweit ich das beurteilen konnte.

Ich ging unter seinem Arm durch, ohne mich zu bücken. Die Türen schlossen sich leise. Wir waren allein. Er lehnte sich in eine Ecke, die Arme über der Brust verschränkt, und betrachtete mich durch dunkle Gläser.

»Machen Sie das immer?«, fragte ich.

Ein leichtes Lächeln. »Was?«

»Posieren.«

Er versteifte sich ein wenig, dann lehnte er sich wieder entspannt an. »Ein natürliches Talent.«

Ich nickte. »Aha.« Ich betrachtete die flimmernden Etagennummern.

»Geht es Jean-Claude gut?«

Ich sah ihn an und wusste nicht, was ich sagen sollte. Der Aufzug hielt. Wir stiegen aus. »Sie haben mir nicht geantwortet«, sagte er sanft.

Ich seufzte. Die Geschichte war zu lang. »Es ist fast Mittag. Ich werde es Ihnen beim Essen erzählen.«

Er grinste. »Versuchen Sie mich abzuschleppen, Mrs. Blake?«

Ich lächelte, ehe ich es verhindern konnte. »Das hätten Sie wohl gern.«

»Vielleicht«, erwiderte er.

»Ein kleiner Koketter, wie?«

»Die meisten Frauen mögen das.«

»Ich würde es noch mehr mögen, wenn ich nicht wüsste, dass Sie mit meiner neunzigjährigen Großmutter genauso flirten würden.«

Er hustete ein Lachen die Kehle hinunter. »Sie haben keine sehr hohe Meinung von mir.«

»Ich urteile andauernd über andere. Das ist einer meiner Fehler.«

Er lachte, ein netter Klang. »Vielleicht kann ich über Ihre übrigen Fehler etwas erfahren, nachdem Sie mir verraten haben, wo Jean-Claude ist.«

»Das glaube ich kaum.«

»Warum nicht?«

Ich blieb kurz vor den Glastüren stehen, die auf die Straße hinausführten. »Weil ich Sie letzte Nacht gesehen habe. Ich weiß, was Sie sind und wie Sie sich Ihren Kick holen.«

Er streckte die Hand aus und berührte leicht meine Schulter. »Ich hole mir meinen Kick auf die verschiedenste Weise.«

Ich blickte stirnrunzelnd auf die Hand, und sie zog sich zurück. »Sparen Sie sich das, Philip. Ich nehme Ihnen das nicht ab.«

»Nach dem Mittagessen werden Sie es vielleicht.«

Ich seufzte. Männern wie Philip war ich schon begegnet, hübschen Männern, die es gewohnt waren, dass die Frauen über sie in Verzückung gerieten. Er versuchte nicht, mich zu verführen, ich sollte nur zugeben, dass ich ihn attraktiv fand. Wenn ich das nicht tat, würde er mich ständig belästigen. »Ich geb's auf; Sie haben gewonnen.«

»Was habe ich gewonnen?«, fragte er.

»Sie sind wundervoll, Sie sind toll. Sie sind einer der bestaussehenden Männer, die ich je gesehen habe. Von den Sohlen Ihrer Stiefel über die ganze Länge Ihrer hautengen Jeans und den flachen Waschbrettbauch bis zu Ihrem gemeißelten Kinn sind Sie schön. Können wir jetzt mit dem Unsinn aufhören und essen gehen?«

Er zog die Sonnenbrille so weit herunter, dass er über den Rand sehen konnte. So schaute er mich mehrere Minuten lang an, dann schob er sie wieder hoch. »Sie bestimmen das Restaurant.« Er sagte es entschieden, ohne zu necken.

Ich fragte mich, ob ich ihn beleidigt hatte. Und ob mich das kümmerte.

Die Hitze vor der Tür war wie ein Schlag, eine feuchtheiße Wand, an der die Haut zerschmolz wie ein Plastikmantel. »Sie werden zerfließen, wenn Sie die Jacke anbehalten«, sagte ich.

»Die meisten Leute stören sich an den Narben.«

19. Kapitel

Ich gab die Umklammerung der Aktenmappen auf und streckte den linken Arm vor. Die Narbe glänzte in der Sonne, blanker als die andere Haut. »Ich werde es nicht weitererzählen, wenn Sie es ebenso halten.«

Er setzte die Sonnenbrille ab und sah mich unverwandt an. Seine Miene konnte ich nicht deuten. Ich wusste nur, dass hinter diesen großen braunen Augen etwas vorging. »Ist das Ihre einzige Bissnarbe?« Seine Stimme klang weich.

»Nein«, sagte ich.

Seine Hände verkrampften sich, sein Hals zuckte, als bekäme er Elektroschocks, ein Zittern lief seine Arme hinauf bis in die Schultern. Er ließ den Kopf kreisen, wie um es loszuwerden. Dann setzte er wieder die schwarze Brille auf, wur-

de wieder der Unbekannte. Die Jacke glitt herunter. Die Narben in den Armbeugen hoben sich hell gegen seine Bräune ab. Die am Schlüsselbein guckte unter den Rändern des Pullunders hervor. Er hatte einen hübschen Nacken, breit, aber nicht muskulös, eine Menge glatte, braune Haut. Ich zählte vier Bisse auf dieser makellosen Haut.

Und das war nur die rechte Seite. Die linke war unter Verbänden versteckt.

»Ich kann die Jacke auch wieder anziehen«, sagte er.

Ich hatte ihn angestarrt. »Nein, es ist nur...«

»Was?«

»Es geht mich nichts an.«

»Fragen Sie trotzdem.«

»Warum tun Sie das?«

Er lächelte, aber es war ein schiefes, ein gequältes Lächeln.
»Das ist eine sehr persönliche Frage.«

»Sie haben gesagt, ich soll trotzdem fragen.« Ich blickte über die Straße. »Gewöhnlich gehe ich zu Mabel's, aber wir könnten gesehen werden.«

»Bin ich Ihnen peinlich?« Er klang ein wenig harsch, wie ein Reibeisen. Seine Augen waren nicht zu erkennen, aber seine Kiefermuskeln arbeiteten.

»Nein«, sagte ich. »Sie sind in meinem Büro aufgetaucht und haben sich als mein >Freund< ausgegeben. Wenn wir

also irgendwohin gehen, wo man mich kennt, müssen wir die Scharade fortsetzen.«

»Es gibt Frauen, die dafür bezahlen würden, dass ich sie begleite.«

»Ich weiß, ich habe sie gestern im Club gesehen.«

»Stimmt, aber ich glaube trotzdem, dass Sie sich schämen, mit mir gesehen zu werden. Deswegen.« Er berührte seinen Hals, zaghaft, leicht wie ein Vogel.

Mir wurde klar, dass ich ihn verletzt hatte. Das kümmerte mich nicht, eigentlich. Aber ich kannte das Gefühl, anders zu sein. Ich wusste, wie es ist, wenn man Leute in Verlegenheit bringt, die es eigentlich besser wissen sollten. Ich wusste es besser. Es ging mir nicht um Philips Gefühle, sondern ums Prinzipielle. »Gehen wir.«

»Wohin?«

»Zu Mabel's.«

»Danke«, sagte er. Er belohnte mich mit einem seiner strahlenden Lächeln. Wenn ich weniger professionell gewesen wäre, es hätte mich in den Socken zerfließen lassen. Noch immer eine Spur Böses und eine Menge Sex, aber darunter lugte ein kleiner Junge hervor, ein unsicherer kleiner Junge. Das war es. Das war das Anziehende. Nichts ist so anziehend wie ein gut aussehender Mann, der sich seiner selbst nicht ganz sicher ist.

Das spricht nicht nur die Frau in uns an, sondern auch die Mutter. Eine gefährliche Kombination. Glücklicherweise

war ich immun. Eindeutig. Außerdem: Ich hatte Philips Vorstellung von Sex gesehen. Es war definitiv nicht meine.

Mabel's ist ein Selbstbedienungsrestaurant, aber das Essen ist wunderbar und hat vernünftige Preise. An Wochentagen ist es randvoll mit Anzügen und grauen Kostümen, dünnen kleinen Aktentaschen und braunen Briefumschlägen. An Samstagen ist es nahezu verlassen.

Beatrice lachte mich hinter dem dampfenden Essen hervor an. Sie war groß und mollig, hatte braunes Haar und ein müdes Gesicht. Ihre rosarote Uniform saß um die Schultern nicht gut, und mit dem Haarnetz wirkte ihr Gesicht zu lang. Aber sie lächelte immer, und wir unterhielten uns jedes Mal.

»Tag, Beatrice.« Und ohne auf ihre Frage zu warten: »Das ist Philip.«

»Tag, Philip«, sagte sie.

Er bedachte sie mit haargenau dem gleichen verwirrenden Lächeln, das er schon der Maklerin geschenkt hatte. Sie errötete, verdrehte die Augen und kicherte. Ich hatte nicht gewusst, dass Beatrice das konnte. Bemerkte sie die Narben nicht? Spielte es für sie keine Rolle?

Eigentlich war es zu heiß für Hackbraten, aber ich bestellte ihn trotzdem. Er war immer saftig, und die Ketchupsauce war ordentlich scharf. Ich nahm sogar ein Dessert, was ich fast nie tue. Ich stand kurz vor dem Verhungern. Wir schafften es, zu bezahlen und einen Tisch zu finden, ohne dass Philip mit jemandem flirtete. Eine große Leistung.

»Was ist mit Jean-Claude passiert?«, fragte er.

»Noch eine Minute.« Ich sprach ein stilles Gebet vor dem Essen. Als ich wieder aufblickte, musterte er mich. Wir aßen, und ich erzählte ihm eine bearbeitete Fassung. Hauptsächlich erzählte ich von Jean-Claude und Nikolaos und der Bestrafung.

Bis ich damit fertig war, hatte er aufgehört zu essen. Er schaute über meinen Kopf hinweg auf einen Punkt, wo es nichts zu sehen gab. »Philip?«

Er schüttelte den Kopf und sah mich an. »Sie könnte ihn getötet haben.«

»Ich hatte den Eindruck, sie wollte ihn einfach bestrafen. Wissen Sie, was das für eine Strafe sein kann?«

Er nickte und sagte leise: »Sie hält sie in ihren Särgen gefangen und benutzt Kreuze, damit sie nicht rauskönnen. Aubrey verschwand für drei Monate. Als ich ihn wiedersah, war er so wie jetzt. Verrückt.«

Ich schauderte. Würde Jean-Claude verrückt werden? Ich nahm meine Gabel und merkte, dass ich mich an einen Brombeerkuchen gemacht hatte. Ich verabscheue Brombeeren. Verdammt, da genehmige ich mir einen Kuchen und erwische den falschen. Was war los mit mir? Der Bissen steckte mir warm und dick im Mund. Ich nahm einen großen Schluck Cola und spülte ihn hinunter. Die Cola nützte nicht viel.

»Was werden Sie tun?«, fragte er.

Ich schob den halb gegessenen Kuchen von mir und schlug eine der Mappen auf. Das erste Opfer, ein Maurice ohne Nachnamen, hatte mit einer Frau namens Rebecca Miles zu-

sammengewohnt. Sie waren fünf Jahre lang ein Paar gewesen. Das klang besser als »zusammengewohnt«.

»Ich werde mit den Freunden und Liebhabern der toten Vampire reden.«

»Ich kenne vielleicht die Namen.«

Ich sah ihn an und überlegte. Ich wollte ihn an den Informationen nicht beteiligen, weil ich wusste, dass der gute alte Philip tagsüber Auge und Ohr der Untoten war. Andererseits, als ich Rebecca Miles in Gegenwart der Polizei vernommen hatte, war aus ihr rein gar nichts herauszukriegen. Ich hatte nicht die Zeit, um mühsam durch den Mist zu waten. Ich brauchte Informationen und zwar schnell. Nikolaos wollte Resultate. Und was Nikolaos wollte, das sollte man ihr wirklich lieber verschaffen.

»Rebecca Miles«, sagte ich.

»Ich kenne sie. Sie war Maurices - Eigentum.« Er zuckte entschuldigend mit den Achseln, aber er ließ es stehen. Und ich fragte mich, was er damit meinte. »Wohin gehen wir zuerst?«, fragte er.

»Nirgendwohin. Ich will keinen Laien bei mir haben, wenn ich arbeite.«

»Ich könnte eine Hilfe sein.«

»Nichts für ungut, Sie sehen stark aus und sind vielleicht sogar schnell, aber das reicht nicht. Wissen Sie, wie man kämpft? Tragen Sie eine Waffe?«

»Nein, aber ich kann mich verteidigen.«

Das bezweifelte ich. Die meisten Leute reagieren nicht gut auf Gewalt. Sie werden starr vor Schreck. Es sind nur ein paar Sekunden, die der Körper zögert, der Verstand nicht begreift. Diese paar Sekunden können tödlich sein. Das einzige Mittel, um dieses Zögern zu überwinden, ist Übung. Die Gewalt muss ein Teil des Denkens werden. Das macht vorsichtig, höllisch misstrauisch und verlängert die Lebenserwartung. Philip war mit Gewalt vertraut, aber nur als Opfer. Ich brauchte kein professionelles Opfer, das hinter mir herlief. Dennoch brauchte ich Informationen von Leuten, die nicht mit mir reden wollten. Mit Philip würden sie vielleicht reden.

Ich rechnete nicht damit, am helllichten Tage in eine Schießerei zu geraten. Noch rechnete ich wirklich damit, dass mich jemand überfiele, wenigstens nicht heute. Ich hatte mich auch früher schon geirrt, aber... Wenn Philip mir helfen könnte, sah ich nicht, was es schaden sollte. Solange er nicht zur falschen Zeit sein Lächeln anbrachte oder von Nonnen belästigt wurde, wären wir sicher.

»Wenn mich jemand bedroht, können Sie sich heraushalten und mich meine Arbeit tun lassen, oder würden Sie eingreifen und versuchen, mich zu retten?«

»Oh«, sagte er. Er starrte eine Weile in sein Glas. »Ich weiß nicht.«

Sonderpunkt für ihn. Die meisten hätten gelogen. »Dann wäre mir lieber, Sie kommen nicht mit.«

»Wie wollen Sie Rebecca davon überzeugen, dass Sie für den Meistervampir der Stadt arbeiten? Der Scharfrichter und für Vampire arbeiten?«

Das klang selbst für mich lächerlich. »Ich weiß nicht.«

Er lächelte. »Dann ist es abgemacht. Ich komme mit und glätte die Wogen.«

»Ich habe nicht Ja gesagt.«

»Sie haben aber auch nicht Nein gesagt.«

Da hatte er Recht. Ich nippte an meiner Cola und betrachtete etwa eine Minute lang sein selbstzufriedenes Gesicht. Er sagte nichts, erwiderte nur meinen Blick. Seine Miene war neutral, ohne jegliche Herausforderung. Hier gab es keinen Kampf der Egos wie mit Bert. »Lassen Sie uns gehen«, sagte ich.

Wir standen auf. Ich ließ ein Trinkgeld liegen. Wir machten uns auf die Suche nach Hinweisen.

20. Kapitel

Rebecca Miles wohnte im Süden der Stadt, wo streunende Hunde die Straßen bevölkerten. Die Straßen waren alle nach Staaten benannt: Texas, Mississippi, Indiana. Das Haus war blind, die meisten Fenster zugemauert. Das Gras war so hoch wie ein Elefant, aber nicht halb so schön. Einen Block weiter gab es teuer renovierte Schuppen voller Yuppies und Opportunisten. In Rebeccas Block wohnten keine Yuppies.

Ihr Apartment lag an einem langen, engen Flur. Es gab keine Klimaanlage in der Halle, und die Hitze fühlte sich an, als ginge man durch brusthohen Plüsch. Eine trübe Glühbirne brannte über dem abgetretenen Teppichboden. An manchen

Stellen waren die grünen Wände mit weißem Putz gefleckt, aber es war sauber. Der Geruch des parfümierten Lysols war durchdringend, fast Übelkeit erregend. Wahrscheinlich hätte man den Teppich essen können, nur hätte man im Mund eine Menge Fusseln gehabt. Keine noch so große Menge Lysol konnte Teppichfusseln komplett entfernen.

Wie im Auto besprochen, klopfte Philip an die Tür. Der Zweck war, dass er irgendwelche Befürchtungen, die sie vielleicht haben könnte, wenn der Scharfrichter ihre bescheidene Wohnung betrat, zerstreuen sollte. Es dauerte ganze fünfzehn Minuten Klopfen und Warten, bevor wir hinter der Tür eine Bewegung hörten.

Die Tür öffnete sich so weit, wie die Kette es zuließ. Ich konnte nicht sehen, wer an die Tür gekommen war. Eine reichlich verschlafene Frauenstimme sagte: »Philip, was machen Sie denn hier?«

»Kann ich ein paar Minuten hereinkommen?«, fragte er. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ich hätte mein Erspar-tes gewettet, dass er ihr sein berühmtes Lächeln zuwarf.

»Sicher; entschuldigen Sie, Sie haben mich geweckt.« Sie schloss die Tür, und die Kette klapperte, dann öffnete sie ihm weit. Ich konnte noch immer nicht an Philip vorbeisehen. Also nahm ich an, dass Rebecca mich ebenfalls nicht sehen konnte.

Philip betrat die Wohnung, und ich folgte ihm, ehe sich die Tür wieder schließen konnte. Im Apartment herrschte eine Affenhitze, man schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Die Dunkelheit hätte für Kühle sorgen müssen, stattdessen wirkte sie klaustrophobisch. Der Schweiß lief mir übers ganze Gesicht.

Rebecca Miles blieb stehen und hielt sich an der Tür fest. Sie war dünn und hatte kraftloses dunkles Haar, das ihr glatt auf die Schultern fiel. Hohe Wangenknochen klebten unter der dünnen Haut. Von dem weißen Morgenmantel wurde sie fast erdrückt. Zart und zerbrechlich konnte man sie nennen. Kleine dunkle Augen blinzelten mich an. Es war düster, weil dicke Vorhänge das Licht ausschlossen. Sie hatte mich nur einmal gesehen, kurz nach Maurices Tod.

»Hast du eine Freundin mitgebracht?«, fragte sie. Sie schloss die Tür, und es war nahezu dunkel.

»Ja«, sagte Philip. »Das ist Anita Blake...«

Ihre Frage kam dünn, halb erstickt. »Der Scharfrichter?«

»Ja, aber... «

Sie öffnete ihren kleinen Mund und kreischte. Sie warf sich auf mich, kratzte und schlug mich. Ich schützte mein Gesicht mit den Armen. Sie kämpfte wie ein Mädchen, schlug mit den Händen, kratzte und fuchtelte wild mit den Armen. Ich packte sie am Handgelenk und benutzte ihren Schwung, um sie an mir vorbeizuziehen, half ein bisschen nach, und sie ging wankend in die Knie. Ihren rechten Arm hielt ich in einem Spezialgriff mit Druck auf den Ellbogen. Das tut weh, und bei nur wenig mehr Kraft bricht der Arm. Die wenigsten Leute können gut kämpfen, wenn der Arm am Ellbogen gebrochen ist.

Ich wollte der Frau den Arm nicht brechen. Ich wollte ihr nicht einmal wehtun. Sie hatte mich zweimal am Arm erwischt, wo jetzt zwei blutige Kratzer prangten. Wahrscheinlich hatte ich noch Glück gehabt, dass sie unbewaffnet war.

Sie versuchte, sich zu bewegen, und ich drückte auf den Arm. Ich spürte, wie sie zitterte. Ihr Atem ging in tiefen Stößen. »Sie dürfen ihn nicht töten! Sie dürfen es nicht! Bitte, tun Sie es nicht.« Sie begann zu weinen, magere Schultern bebten in dem viel zu großen Morgenmantel. Ich stand da, hielt ihren Arm fest und fügte ihr Schmerzen zu.

Ich ließ sie los, langsam, und entfernte mich aus ihrer Reichweite. Ich hoffte, dass sie nicht wieder anfangen würde. Ich wollte sie nicht verletzen, und ich wollte nicht, dass sie mich verletzte. Die Kratzer fingen an zu schmerzen.

Rebecca Miles versuchte es nicht noch einmal. Sie kauerte sich an die Tür, schwächliche, hungrige Hände schlossen sich um ihre Knie. Sie schluchzte atemlos. »Sie... dürfen... ihn... nicht umbringen. Bitte!« Sie begann, hin und her zu schaukeln, und hielt sich dabei so fest umklammert, als könnte sie auseinander brechen.

Himmel, an manchen Tagen ist mir meine Arbeit zuwider. »Sprechen Sie mit ihr, Philip. Sagen Sie ihr, dass wir nicht gekommen sind, um irgendjemandem etwas anzutun.«

Philip kniete sich neben sie. Die Hände behielt er bei sich, während er mit ihr redete. Ich konnte nicht hören, was er sagte. Ihr bebendes Schluchzen schwebte hinter mir her durch einen Durchgang auf der rechten Seite. Er führte in das Schlafzimmer.

Ein Sarg stand neben dem Bett, aus dunklem Holz, vielleicht Kirsche, war poliert, dass er selbst im Halbdunkel glänzte. Sie hatte geglaubt, ich käme, um ihren Liebhaber zu töten. Himmel.

Das Bad war klein und voll gestopft. Ich schlug auf den Lichtschalter, und das harte gelbe Licht war nicht freundlich. Ihre Schminkutensilien waren rings um das gesprungene Becken verstreut wie Unfallopfer. Die Wanne war nahezu durchgerostet. Ich fand den erhofften sauberen Waschlappen und ließ kaltes Wasser darüber laufen. Das Wasser, das herauströpfelte, hatte die Farbe von dünnem Kaffee. Die Leitung zitterte und rappelte und heulte. Dann lief klares Wasser. Es tat meinen Händen gut, aber ich nässte mir weder Gesicht noch Hals. Es wäre schön kalt gewesen, aber das Badezimmer war schmutzig. Ich wollte das Wasser nicht benutzen, nicht wenn ich nicht unbedingt musste. Ich schaute auf, während ich den Waschlappen auswring. Der Spiegel war zersprungen, ein Spinnennetz in Glas. Er gab mir mein Gesicht in Stücken zurück.

Ich schaute nicht noch einmal hinein. Ich ging zurück an dem Sarg vorbei und zögerte. Es drängte mich, gegen das glatte Holz zu klopfen. Jemand zu Hause? Ich tat es nicht. Wer weiß, ob nicht einer zurückgeklopft hätte.

Philip hatte die Frau glücklich auf der Couch. Sie saß gegen ihn gesackt, als hätte sie keine Knochen im Leib, und atmete laut, aber das Weinen hatte fast aufgehört. Als sie mich sah, zuckte sie zusammen. Ich versuchte, nicht bedrohlich zu wirken, etwas, das ich gut kann, und reichte Philip den Waschlappen. »Wischen Sie ihr über das Gesicht und legen Sie ihn dann in ihren Nacken; es wird ihr gut tun.«

Er tat, worum ich gebeten hatte, und dann saß sie mit dem feuchten Lappen im Nacken da und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Es war eine Menge Weißes zu sehen. Sie zitterte.

Ich fand den Lichtschalter, und hartes Licht flutete den Raum. Ein Blick durch das Zimmer, und ich wollte das Licht wieder ausschalten, ließ es aber bleiben. Rebecca würde mich vielleicht wieder angreifen, wenn ich mich neben sie setzte, oder einen völligen Zusammenbruch bekommen. Wäre das nicht prima? Der einzige vorhandene Sessel war nach einer Seite umgeknickt, und die gelbe Füllung quoll heraus. Ich entschied mich zu stehen.

Philip sah mich an. Die Sonnenbrille war am Pullunderauschnitt eingehakt. Sein Blick war nur scheinbar offen, ich sollte nicht merken, was er dachte. Einen Arm hatte er beschützend um ihre Schultern gelegt. Ich kam mir vor wie ein Schläger.

»Ich habe ihr gesagt, warum wir hier sind und dass Sie Jack nichts tun wollen.«

»Der im Sarg?« Ich musste grinsen. Ich konnte nicht anders. Ein Jack-in-the-Box.

»Ja«, sagte Philip und fand anscheinend, dass Grinsen nicht angemessen war.

War es auch nicht, also hörte ich auf damit, aber es kostete mich einige Mühe.

Ich nickte. Wenn Rebecca gern mit Vampiren zusammenlebte, dann war das ihre Sache. Die Polizei ging das zweifellos nichts an.

»Erzählen Sie weiter, Rebecca. Sie versucht, uns zu helfen«, sagte Philip.

»Warum?«, fragte sie.

Eine berechtigte Frage. Ich hatte ihr Angst gemacht und sie zum Weinen gebracht. Ich beantwortete ihre Frage. »Der Meister der Stadt hat mir ein Angebot gemacht, das ich nicht ablehnen konnte.«

Sie starrte mich an, studierte mein Gesicht, als würde sie ihr Gedächtnis bemühen. »Ich glaube Ihnen nicht«, sagte sie dann.

Ich zuckte die Achseln. So ist das, wenn man die Wahrheit sagt. Man wird ein Lügner genannt. Die meisten Leute akzeptieren eher eine wahrscheinlich klingende Lüge als eine unwahrscheinlich klingende Wahrheit. Tatsächlich ist sie ihnen sogar lieber.

»Wie könnte irgendein Vampir dem Scharfrichter drohen?«, fragte sie.

Ich seufzte. »Ich bin nicht der schwarze Mann, Rebecca. Sind Sie je dem Meister dieser Stadt begegnet?«

»Nein.«

»Dann werden Sie mir vertrauen müssen. Ich mache mir vor Angst fast in die Hosen. Jeder, der bei Verstand ist, würde so reagieren.«

Sie sah noch immer nicht überzeugt aus, aber sie fing an zu reden. Mit kleiner, fester Stimme erzählte sie dieselbe Geschichte, die sie der Polizei erzählt hatte. Langweilig und nichts sagend wie ein nagelneuer Penny.

»Rebecca, ich versuche, die Person oder das Wesen zu fassen, das Ihren Freund getötet hat. Bitte helfen Sie mir.«

Philip nahm sie in den Arm. »Sagen Sie ihr, was Sie mir erzählt haben.«

Sie sah ihn an, dann mich. Sie saugte an ihrer Unterlippe und kratzte nachdenklich mit den Schneidezähnen darüber. Sie tat einen tiefen, zittrigen Seufzer. »Wir waren an jenem Abend auf einer Freakparty.«

Ich blinzelte, dann versuchte ich einigermaßen vernünftig zu klingen. »Ein Freak ist meines Wissens jemand, der auf Vampire steht. Ist eine Freakparty das, was ich glaube?«

Es war Philip, der nickte. »Ich gehe oft zu so was.« Er wollte mich nicht ansehen, während er das sagte. »Man kann da Vampire auf fast jede Art haben. Und sie können uns haben.« Er getraute sich einen raschen Blick in mein Gesicht, dann sah er zu Boden. Vielleicht gefiel ihm nicht, was er gesehen hatte.

Ich versuchte, neutral auszusehen, allerdings wenig erfolgreich. Eine Freakparty, lieber Gott. Aber es war ein Anfang. »Ist auf der Party etwas Besonderes passiert?«, fragte ich.

Sie sah mich verständnislos an. Ich versuchte es noch einmal. »Hat sich auf der Freakparty außer dem Üblichen etwas ereignet?« Im Zweifelsfall einfach die Wortwahl ändern.

Sie blickte in ihren Schoß und schüttelte den Kopf. Das lange, dunkle Haar fiel über ihr Gesicht wie ein dünner Vorhang.

»Wissen Sie von irgendwelchen Feinden, die Maurice gehabt hat?«

Rebecca schüttelte den Kopf, ohne aufzusehen. Ich erspähte ihre Augen durch die Haare wie einen Hasen, der verängstigt aus einem Busch lugt. Wusste sie mehr, oder hatte ich diese Quelle ausgeschöpft? Noch ein wenig Druck, und sie würde in sich zusammenbrechen, und vielleicht würde ein Anhaltspunkt dabei herauspringen, vielleicht aber auch nicht. Ihre Hände waren im Schoß verschlungen, die Knöchel weiß. Sie zitterten ganz leicht. Wie dringend wollte ich es wissen? Nicht so dringend. Lass es dabei bewenden. Anita Blake, die Menschenfreundin.

Philip steckte Rebecca ins Bett, während ich im Wohnzimmer wartete. Halb erwartete ich ein Kichern oder dergleichen zu hören, das mir sagte, dass er seinen Charme einsetzte. Nichts als leises Stimmengemurmel und das kühle Rascheln von Laken drang zu mir heraus. Als er aus dem Schlafzimmer kam, wirkte er ernst, fast düster. Er setzte die Sonnenbrille wieder auf und schlug auf den Lichtschalter. Der Raum verwandelte sich in dicke, heiße Dunkelheit. Ich hörte seine Bewegungen in der schwarzen Ofenhitze. Ein Schaben der Jeans, ein Scharren der Stiefel. Ich tastete nach dem Türknauf, fand ihn, riss die Tür auf.

Blasses Licht fiel herein. Philip stand da und starrte mich mit unsichtbaren Augen an. Sein Körper war entspannt, locker, aber irgendwie konnte ich seine Feindseligkeit spüren. Wir spielten nicht mehr Freunde. Ich war nicht sicher, ob er aus irgendeinem Grund auf mich wütend war, oder auf sich selbst oder auf das Schicksal. Wenn man mit seinem Leben an einem Punkt landet wie Rebecca, dann sollte jemand da sein, dem man die Schuld geben kann.

»Das hätte ich sein können«, sagte er.

Ich sah ihm ins Gesicht. »Sie waren es aber nicht.«

Er breitete die Arme aus. »Hätte aber sein können.«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Etwa, dank Gott hat's dich trotzdem nicht erwischt? Ich bezweifelte, dass Gott etwas mit Philips Leben zu tun hatte.

Philip vergewisserte sich, dass die Tür geschlossen war, dann sagte er: »Ich kenne noch mindestens zwei ermordete Vampire, die regelmäßig solche Partys besuchten.«

Mein Magen verkrampfte sich, ein kleines aufgeregtes Flattern. »Meinen Sie, die anderen... Opfer könnten Freak-Begeisterte gewesen sein?«

Er zuckte die Achseln. »Ich kann es herausfinden.« Sein Gesicht war noch verschlossen, verriet nichts. Als wäre ein Schalter umgelegt worden. Vielleicht waren es Rebeccas kleine, verhungerte Hände gewesen. Mir machte es wenig aus.

Konnte ich ihm trauen? Würde er mir die Wahrheit sagen? Würde es ihn in Gefahr bringen? Keine Antworten, nur noch mehr Fragen, aber wenigstens wurden die Fragen besser. Freakpartys. Eine richtige Spur, ein leibhafter Anhaltspunkt. Klasse.

Im Wagen schaltete ich die Klimaanlage auf volle Stärke. Der Schweiß auf meiner Stirn erstarrte, gelierte auf der Stelle. Ich drehte das Gebläse ein wenig herunter, bevor ich von dem Temperaturwechsel Kopfschmerzen bekommen konnte.

Philip saß so weit von mir entfernt, wie es ging. Sein Körper war dem Fenster so weit zugewandt, wie der Sicherheitsgurt es zuließ. Seine Augen hinter den dunklen Gläsern starrten nach draußen in die Ferne. Philip wollte nicht darüber reden,

was gerade passiert war. Woher wusste ich das? Anita, die Gedankenleserin. Nein, nur Anita, die nicht gänzlich Verblödete.

21. Kapitel

Er saß gänzlich in sich zusammengekauert. Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, ich hätte behauptet, dass er litt. Wenn ich es mir recht überlege, litt er vielleicht wirklich.

Ich hatte soeben ein sehr zerbrechliches menschliches Wesen drangsaliert. Das war kein schönes Gefühl gewesen, aber es war immer noch besser, als sie bewusstlos zu schlagen. Ich hatte sie körperlich nicht verletzt. Warum glaubte ich mir selbst nicht? Also, ich hatte vor, Philip jetzt gleich zu befragen, weil er mir einen Anhaltspunkt verschafft hatte. Die sprichwörtliche heiße Spur. Ich konnte nicht darauf verzichten.

»Philip?«

Seine Schultern spannten sich, aber er fuhr fort, aus dem Fenster zu starren.

»Philip, ich muss über die Freakpartys Bescheid wissen.«

»Lassen Sie mich am Club raus.«

»Am Guilty Pleasures?«, fragte ich. Enorm schlagfertig, so bin ich nun mal.

Er nickte, noch immer abgewandt.

»Müssen Sie nicht zu Ihrem Wagen?«

»Ich fahre nicht Auto«, sagte er. »Monica hat mich vor Ihrem Büro abgesetzt.«

»Wusste sie Bescheid?« Plötzlich stieg Wut in mir hoch.

Da drehte er sich um, sah mich an, ausdruckslos, die Augen verborgen. »Warum sind Sie so wütend auf sie? Sie hat Sie nur zum Club gebracht, mehr nicht.«

Ich zuckte die Achseln.

»Warum?« Er klang müde, menschlich, normal.

Ich wäre auf dieses quälende Geziere nicht eingegangen, aber er war echt. Echte Leute verdienten eine Antwort. »Sie ist ein Mensch und hat einen anderen an Nichtmenschen verraten«, erklärte ich.

»Und das ist ein schlimmeres Verbrechen, als wenn Jean-Claude Sie aussucht, damit Sie unsere Sache vertreten?«

»Jean-Claude ist ein Vampir. Von einem Vampir erwartet man Verrat.«

»Sie. Ich nicht.«

»Rebecca Miles sieht wie ein Mensch aus, der verraten worden ist.«

Er zuckte zusammen.

Großartig, Anita, einfach großartig. Lass uns heute mal jeden beleidigen, den wir treffen. Aber es war die Wahrheit.

Er hatte sich wieder zum Fenster gedreht, und ich musste die schmerzliche Stille ausfüllen. »Vampire sind keine Men-

schen. Ihre Loyalität gilt zuallererst ihrer eigenen Art. Ich verstehe das. Monica hat ihre eigene Art verraten. Sie hat außerdem eine Freundin verraten. Das ist unverzeihlich.«

Er blickte mich an. Ich wünschte, ich hätte seine Augen sehen können. »Wenn also jemand Ihr Freund ist, dann würden Sie alles für ihn tun?«

Ich dachte darüber nach, während wir über die Siebzigste nach Osten fuhren. Alles? Das war zu viel verlangt. Fast alles? Ja. »Fast alles«, antwortete ich.

»Loyalität und Freundschaft sind also sehr wichtig für Sie?«

»Ja.«

»Weil Sie glauben, dass Monica beides verraten hat, ist das ein schlimmeres Verbrechen als alles, was die Vampire getan haben?«

Ich richtete mich in meinem Sitz auf, es gefiel mir nicht, wie diese Unterhaltung verlief. Ich bin nicht scharf auf eine persönliche Analyse. Ich weiß, wer ich bin und was ich tue, und das ist meistens genug. Nicht immer, aber die meiste Zeit über. »Nicht schlimmer als alles; ich halte nicht viel von absoluten Begriffen. Aber wenn Sie eine Kurzfassung wollen, ja, aus diesem Grund bin ich wütend auf Monica.«

Er nickte, als wäre das die Antwort gewesen, die er hatte haben wollen. »Sie hat Angst vor Ihnen; wussten Sie das?«

Ich lächelte, und es war kein sehr nettes Lächeln. Ich spürte in den Mundwinkeln eine finstere Art von Befriedigung. »Ich hoffe, das kleine Luder schwitzt so richtig.«

»Tut sie«, sagte er. Er klang sehr ruhig.

Ich blickte ihn hastig an, dann wieder auf die Straße. Ich hatte das Gefühl, er billigte nicht, dass ich Monica Angst gemacht hatte. Natürlich war das sein Problem. Ich war mit dem Ergebnis ganz zufrieden.

Wir näherten uns der Hafen-Abzweigung. Er hatte meine Frage noch immer nicht beantwortet. Vielmehr hatte er das sehr sorgfältig vermieden. »Erzählen Sie mir von den Freak-partys, Philip.«

»Haben Sie Monica wirklich gedroht, ihr das Herz herauszuschneiden?«

»Ja. Werden Sie mir etwas über die Partys erzählen oder nicht?«

»Würden Sie das wirklich tun? Ihr das Herz rausschneiden, meine ich?«

»Sie beantworten meine Frage, dann beantworte ich Ihre.« Ich lenkte den Wagen in die engen Backsteinstraßen des Hafenviertels. Noch zwei Blocks, und wir wären vor dem Guilty Pleasures.

»Ich habe Ihnen gesagt, was das für Partys sind. In den letzten Monaten bin ich nicht mehr hingegangen.«

Ich sah ihn von der Seite an. Ich hätte gern gewusst, warum. Also fragte ich. »Warum?«

»Verdammt, Sie stellen gern persönliche Fragen, wie?«

»Ich meine es nicht so.«

Ich dachte, er würde mir nicht antworten, aber er tat es. »Ich bin es leid, herumgereicht zu werden. Ich will nicht so enden wie Rebecca, oder noch schlimmer.«

Ich wollte wissen, was noch schlimmer wäre. Aber ich ließ es bleiben. Ich versuche immer, nicht grausam zu sein, nur beharrlich. Es gibt Tage, da ist der Unterschied verdammt dünn. »Falls Sie herausfinden, dass die Vampire alle auf Freakpartys gegangen sind, rufen Sie mich an.«

»Und dann?«, fragte er.

»Dann muss ich auf eine Party gehen.« Ich parkte vor dem Guilty Pleasures. Das Neonschild fiel kaum auf, ein trüber Schatten seines nächtlichen Selbst. Das Lokal sah geschlossenen aus.

»Sie wollen nicht zu so einer Party, Anita.«

»Ich versuche, ein Verbrechen aufzuklären, Philip. Wenn mir das nicht gelingt, stirbt meine Freundin. Und ich mache mir keine Illusionen darüber, was der Meister mit mir anstellen wird, wenn ich versage. Ein schneller Tod wäre das Beste, worauf ich hoffen kann.«

Er schüttelte sich. »Klar.« Er löste den Sicherheitsgurt und rieb sich über die Arme, als wäre ihm kalt. »Sie haben meine Frage wegen Monica eigentlich nicht beantwortet«, stellte er fest.

»Sie haben mir eigentlich nichts über die Partys erzählt.«

Er betrachtete seine Oberschenkel. »Heute Abend findet eine statt. Wenn Sie hinmüssen, nehme ich Sie mit.« Er wandte sich mir zu, die Hände noch um die Ellbogen gelegt. »Die

Partys finden immer woanders statt. Wenn ich weiß, wo, wie erreiche ich Sie dann?«

»Hinterlassen Sie eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, in meiner Wohnung.« Ich holte eine Geschäftskarte aus meiner Handtasche und schrieb meine Privatnummer auf die Rückseite. Er nahm seine Jeansjacke vom Rücksitz und steckte die Karte ein, öffnete die Wagentür, und Hitze strömte in das kühle Wageninnere wie der Atem eines Drachen.

Er beugte sich noch einmal in den Wagen, einen Arm auf dem Dach, einen auf der Tür. »Jetzt beantworten Sie mir meine Frage. Würden Sie Monica wirklich das Herz rausschneiden, damit sie nicht als Vampir wiederkehren kann?«

Ich blickte in die Finsternis der Brillengläser und sagte: »Ja.«

»Erinnern Sie mich daran, dass ich Sie niemals richtig wütend mache.« Er seufzte tief. »Sie werden heute Abend etwas tragen müssen, das Ihre Narben zur Geltung bringt. Kaufen Sie sich was, wenn Sie nichts haben.« Er zögerte, dann fragte er: »Sind Sie als Freund so gut wie als Feind?«

Ich atmete tief ein und langsam wieder aus. Was sollte ich sagen? »Sie wollen mich nicht zum Feind, Philip. Ich gebe einen viel besseren Freund ab.«

»Ja, darauf wette ich.« Er schlug die Tür zu und ging die Stufen zum Club hinauf. Er klopfte, und kurz darauf wurde ihm geöffnet. Ich erhielt einen kurzen Blick auf eine bleiche Gestalt. Das konnte kein Vampir sein, oder? Die Tür schloss sich, bevor ich noch mehr sehen konnte. Vampire konnten nicht ans Tageslicht gehen. Das war ein Gesetz. Aber bis zur vergangenen Nacht hatte ich auch geglaubt, dass Vampire nicht fliegen können. So viel zu meinen Kenntnissen.

Wer immer das gewesen war, er hatte mit Philip gerechnet. Ich zog vom Bordstein weg. Warum hatten sie ihn mit seiner koketten Veranlagung geschickt? Damit er mich einwickelte? Oder war er der einzige Mensch, den sie auf die Schnelle kriegen konnten? Das einzige tageslichttaugliche Mitglied ihres kleinen Clubs. Abgesehen von Monica. Und auf die war ich gerade nicht gut zu sprechen. Das passte mir prächtig.

Ich glaubte nicht, dass Philip hinsichtlich der Partys log, aber was wusste ich schon über ihn. Er strippte im Guilty Pleasures, nicht gerade ein Empfehlungsschreiben. Er war ein Vampirjunkie, noch besser. Waren die Schmerzen Schauspielerei? Lockte er mich irgendwohin wie Monica?

Ich wusste es nicht. Aber ich musste es herausfinden. Es gab einen Ort, der die Antworten vielleicht bereithielt. Der einzige Ort im Bezirk, wo ich wirklich willkommen war. Dead Dave's, eine nette Kneipe, wo man ekelhafte Hamburger servierte. Der Besitzer war ein Ex-Cop, den man aus der Truppe rausgeworfen hatte, weil er tot war. Ziemlich pingelig. Dave war gern behilflich, aber er nahm seinen früheren Kameraden die Voreingenommenheit übel. Darum redete er mit mir. Und ich redete mit der Polizei. Es war ein nettes Arrangement, mit dem Dave bei seinem Zorn bleiben und ihnen trotzdem behilflich sein konnte.

Das machte mich bei der Polizei nahezu unersetzlich.

Da ich auf Honorarbasis arbeitete, freute sich Bert kringelig.

Da es Tag war, war Dead Dave in seinem Sarg verstaubt, aber Luther würde da sein. Luther war der Geschäftsführer und Barkellner für tagsüber. Er war einer der wenigen Leute im Bezirk, die nicht viel mit Vampiren zu tun hatten, außer dem

Umstand, dass er für einen arbeitete. Das Leben ist nie vollkommen.

Ich fand tatsächlich einen Parkplatz in der Nähe. Am Tag ist das Parken im Bezirk viel einfacher. Als das Hafenviertel noch von den Menschen betrieben wurde, gab es am Wochenende nie Parkplätze, weder am Tag noch in der Nacht. Das war einer der Vorteile der neuen Vampirgesetze. Das und der Tourismus.

St. Louis war für Vampirbeobachter wirklich eine heiße Sache. Höchstens in New York bekamen sie mehr zu sehen, aber wir hatten die geringere Verbrechensrate. Da gab es eine Gang in New York, die komplett zu Vampiren geworden war. Sie hatten sich schon in Los Angeles breit gemacht und versucht, sich auch hier niederzulassen. Die Polizei fand dann die ersten neuen Mitglieder in mundgerechte Stücke zerteilt.

Unsere Vampirgemeinde ist stolz darauf, völlig gemäßigt zu erscheinen. Eine Vampirgang wäre schlechte Publicity, also passen sie auf. Ich bewunderte ihre Tüchtigkeit, wünschte aber, sie hätten es anders gemacht. Ich hatte wochenlang Alpträume von blutenden Mauern und zerstückelten Armen, die über den Boden krochen. Die Köpfe haben wir nie gefunden.

22. Kapitel

Das Dead Dave's hat viel dunkles Glas und leuchtende Bierreklame. Bei Nacht sehen die Frontfenster aus wie moderne Kunst mit Markennamen. Bei Tageslicht ist alles gedämpft. Bars sind gewissermaßen wie Vampire sie kommen erst bei

Dunkelheit auf Touren. Am Tage haben sie etwas Müdes, Versonnenes an sich.

Die Klimaanlage lief auf Hochtouren, man fühlte sich wie im Gefrierfach. Nach der sengenden Hitze draußen fast ein Schock. Ich stand in der Tür und gewöhnte mich langsam an das Zwielicht. Warum sind alle Bars so verdammt dunkel, wie Höhlen, wie Verstecke? Es roch immer nach abgestandener Zigarettenasche, egal wann man hereinkam, so als wäre der Rauch von Jahren in die Polster eingezogen. Wie Geister, die sich durch Gerüche bemerkbar machen.

Zwei Kerle in Anzug und Krawatte saßen in der hintersten Nische. Sie aßen zu Mittag und hatten braune Umschläge auf dem Tisch ausgebreitet. Am Samstag arbeiten. Genau wie ich, na ja, nicht ganz genau wie ich. Ich war mir ziemlich sicher, dass ihnen niemand gedroht hatte, ihnen die Kehle zu zerreißen. Natürlich konnte ich mich irren, aber ich bezweifelte es. Jede Wette, die schlimmste Drohung, die sie in dieser Woche erhalten hatten, war die mangelnde Sicherheit ihres Arbeitsplatzes. Ach, die gute alte Zeit.

Auf einem Barhocker kauerte ein Mann und nuckelte an einem hohen Glas. Sein Gesicht war schlaff, seine Bewegungen sehr langsam und präzise, als fürchtete er, etwas zu verschütten. Um halb zwei nachmittags betrunken kein gutes Zeichen. Aber das ging mich nichts an. Man kann nicht jeden retten. Tatsächlich gibt es Tage, da denke ich, man kann niemanden retten. Jeder muss zuerst sich selbst retten, dann kann man vorrücken und anderen helfen. Inzwischen habe ich herausgefunden, dass diese Philosophie in einer Schießerei nicht besonders gut funktioniert, auch nicht beim Messerkampf. Davon abgesehen kann man sich aber daran halten.

Luther polierte Gläser mit einem sehr sauberen weißen Handtuch. Als ich mich auf einen Hocker schob, blickte er auf. Er nickte, eine Zigarette schlenkerte an seinen dicken Lippen. Luther ist dick, oder vielmehr fett, anders kann man es nicht bezeichnen, aber es handelt sich um hartes Fett, steinhartes, fast eine Art Muskeln. Seine Hände sind grobschlächtig und so groß wie mein Gesicht.

Gut, mein Gesicht ist eher klein. Er ist ein sehr dunkler Schwarzer, ist beinahe violett-schwarz wie Mahagoni. Das sahnige Schokoladenbraun seiner Augen spielt ein wenig ins Gelbliche vom vielen Zigarettenqualm. Ich glaube nicht, dass ich Luther je ohne Kippe zwischen den Lippen gesehen habe. Er ist ein übergewichtiger Kettenraucher, und die grauen Haaren weisen ihn als jenseits der fünfzig aus, aber er ist nie krank. Gute Gene, nehme ich an.

»Was soll's denn sein, Anita?« Die Stimme passte zum Erscheinungsbild, tief und heiser.

»Das Übliche.«

Er goss mir ein kleines Glas Orangensaft ein. Vitamine. Wir taten, als wäre es ein Screwdriver, damit meine Vorliebe für Nüchternheit dem Ruf der Bar nicht schadete. Wer will sich schon betrinken, wenn Abstinenzler in der Nähe sind? Und warum um alles in der Welt ging ich immer wieder in eine Bar, wenn ich keinen Alkohol trinken wollte?

Ich nippte an meinem falschen Screwdriver und sagte: »Ich brauche ein paar Tipps.«

»Hab ich mir gedacht. Welche willst du?«

»Über einen Mann namens Philip, tanzt im Guilty Pleasures.«

Eine dicke Augenbraue hob sich. »Vampir?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vampirjunkie.«

Er zog heftig an seiner Zigarette, sodass das Ende glühte wie eine Kohle. Die riesige Rauchwolke blies er höflich in die andere Richtung. »Was willst du wissen?«

»Kann man ihm trauen?«

Einen Herzschlag lang sah er mich an, dann grinste er.

»Trauen? Himmel, Anita, er ist ein Junkie. Egal, wonach er süchtig ist, Drogen, Alkohol, Sex, Vampire, das macht keinen Unterschied. Kein Junkie ist vertrauenswürdig, das weißt du.«

Ich nickte. Ich wusste es, aber was konnte ich tun? »Ich muss ihm vertrauen, Luther. Er ist alles, was ich habe.«

»Verdammt, Mädchen, du bewegst dich in den falschen Kreisen.«

Ich lächelte. Luther war der einzige Mensch, der mich Mädchen nennen durfte. Die Frauen waren Mädchen, die Männer Kumpel. »Ich muss wissen, ob du was richtig Schlechtes über ihn gehört hast«, sagte ich.

»Um was geht's?«, fragte er.

»Kann ich nicht sagen. Ich würde es erzählen, wenn ich könnte oder wenn ich glauben würde, dass es was nützt.«

Er musterte mich einen Moment lang, die Asche fiel auf die Theke. Gedankenverloren wischte er sie mit dem weißen Handtuch weg. »Also gut, Anita, du hast dir das Recht verdient, Nein zu sagen, diesmal, aber beim nächsten Mal hast du besser was zu erzählen.«

Ich lächelte. »Ehrenwort.«

Er schüttelte nur den Kopf und zog eine neue Zigarette aus dem Päckchen, das er immer hinter der Theke liegen hatte. Er tat einen letzten Zug an der fast abgebrannten, dann klemmte er sich die neue zwischen die Lippen. Er drückte das orange glühende Ende an das frische und saugte die Luft an. Papier und Tabak fingen die Glut, flammten orangerot auf, und er drückte den Stummel in dem randvollen Aschenbecher aus, den er überallhin mitnahm wie einen Teddybär.

»Ich weiß, dass sie unten im Club einen Tänzer haben, der ein Freak ist. Er treibt sich auf Partys rum und ist mächtig beliebt bei einer bestimmten Sorte Vampir.« Luther zuckte die Achseln, eine enorme Bewegung, wie ein Berg mit Schluckauf. »Hat keinen Dreck am Stecken, außer dass er'n Junkie ist und zu den Partys geht. Scheiße, Anita, das ist schlimm genug. Hört sich an wie einer, den man meiden sollte.«

»Das täte ich, wenn ich könnte.« Jetzt war es an mir, die Achseln zu zucken. »Aber sonst hast du nichts über ihn gehört?«

Er überlegte kurz, zog an der neuen Zigarette. »Nein, kein Wort. Er ist keine große Nummer im Bezirk. Aber das geborene Opfer. Das meiste Gerede hier dreht sich um die Wölfe, nicht um die Schafe.« Er runzelte die Stirn. »Augenblick mal. Mir fällt da was ein, nur so eine Idee.« Er dachte ein

paar Minuten lang sorgfältig nach, dann grinste er breit.
»Tja, es ist was über einen Wolf. Vampir, nennt sich Valentine und trägt eine Maske. Hat sich damit gebrüstet, dass er den guten Philip zum ersten Mal flachgelegt hat.«

»So«, sagte ich.

»Nicht erst, als er ein Junkie war, Mädchen, sondern überhaupt. Valentine behauptet, er hätte den Jungen angesprungen, als er noch klein war, hat's ihm besorgt. Meint, dem lieben Philip hätt's so gut gefallen, dass er darum ein Junkie geworden ist.«

»Großer Gott.« Ich dachte an meine Albträume und an die wirkliche Begegnung mit Valentine. Wie erlebte man das, wenn man klein war? Was hätte das aus mir gemacht?

»Du kennst Valentine?«, fragte Luther.

Ich nickte. »Ja. Hat er je erwähnt, wie alt Philip war, als der Überfall stattfand?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, aber es heißt, jeder über zwölf ist zu alt für Valentine, außer es geht um Rache. Auf Rache ist er wirklich scharf. Es heißt, wenn der Meister ihn nicht an der Kandare hätte, dann wäre er verdammt gefährlich.«

»Darauf kannst du Gift nehmen, dass er gefährlich ist.«

»Du kennst ihn.« Das war keine Frage.

Ich blickte auf. »Ich muss wissen, wo Valentine tagsüber bleibt.«

»Das sind zwei Infos umsonst. Das geht nicht.«

»Er trägt eine Maske, weil ich ihn vor zwei Jahren mit Weihwasser begossen habe. Bis letzte Nacht habe ich geglaubt, er wäre tot, und er hat dasselbe von mir geglaubt. Er wird mich umbringen, wenn er kann.«

»Du bist schrecklich schwer umzubringen, Anita.«

»Es gibt für alles ein erstes Mal, Luther, und mehr ist nicht nötig.«

»Das hab ich auch gehört.« Er fing an, völlig blanke Gläser zu polieren. »Ich weiß nicht. Wenn sich herumspricht, dass wir dir Schlafplätze verraten, könnte das schlecht für uns ausgehen. Sie könnten uns die Bude abbrennen, während wir drin sind.«

»Du hast Recht. Es steht mir nicht zu, dich zu fragen.« Aber ich saß auf dem Barhocker, sah ihn mit großen Augen an und wollte ihn durch reine Willensanstrengung zwingen, mir zu geben, was ich haben wollte. Riskiere dein Leben für mich, alter Junge, Mensch, ich würde für dich das Gleiche tun. Na sicher.

»Wenn du schwören würdest, die Info nicht zu benutzen, um ihn zu töten, könnte ich's dir sagen.«

»Es wäre eine Lüge.«

»Hast du eine Vollmacht, ihn zu töten?«, fragte er.

»Nicht direkt, aber ich könnte eine bekommen.«

»Würdest du so lange warten?«

»Es ist illegal, einen Vampir zu töten ohne gerichtlichen Befehl«, erwiderte ich.

Er sah mich an. »Das war nicht die Frage. Würdest du vorher handeln, um bei der Tötung sicherzugehen?«

»Möglich.«

Er schüttelte den Kopf. »Du wirst eines Tages noch vor Gericht landen, Mädchen. Mord ist eine ernste Anklage.«

Ich zuckte die Achseln. »Immer noch besser, als wenn einem die Kehle aufgerissen wird.«

Er sah mich groß an. »Also, nun.« Ihm schienen die Worte zu fehlen, also polierte er weiter das blitzende Glas in seinen großen Händen. »Ich werde Dave fragen müssen. Wenn er sagt, es geht, dann kannst du die Info kriegen.«

Ich trank meinen Orangensaft aus und bezahlte sofort, samt einem üppigen Trinkgeld, um die Sache klar zu machen. Dave würde nie zugeben, mir geholfen zu haben, wegen meiner Verbindung zur Polizei, darum musste das Geld den Besitzer wechseln, auch wenn es dem Wert der Information nicht annähernd entsprach. »Danke, Luther.«

»Es geht das Gerücht, dass du letzte Nacht den Meister getroffen hast. Stimmt das?«

»Hast du vorher oder nachher davon erfahren?«, fragte ich.

Er sah mitgenommen aus. »Anita, wir hätten's dir gesagt, wenn wir's gewusst hätten. Gratis.«

Ich nickte. »Tut mir Leid, Luther. Ich hab ein paar harte Nächte hinter mir.«

»Darauf wette ich. Das Gerücht stimmt also?«

Was sollte ich sagen? Es leugnen? Eine Menge Leute schienen schon Bescheid zu wissen. Wahrscheinlich kann man nicht mal den Toten ein Geheimnis anvertrauen. »Vielleicht.« Ich hätte ebenso gut Ja sagen können, weil ich nicht Nein gesagt hatte. Luther kannte das Spiel. Er nickte. »Was wollten sie von dir?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Aha... hmm. Gut, Anita, du musst verdammt vorsichtig sein. Du solltest dir vielleicht Hilfe suchen, falls du jemandem vertrauen kannst.«

Vertrauen? Daran lag es nicht. »Es gibt vielleicht nur zwei Auswege aus diesem Schlamassel, Luther. Ich würde mich für den Tod entscheiden. Ein rascher Tod wäre am besten, aber ich bezweifle, dass ich dieses Glück haben werde, wenn's schief läuft. Welchen Freund sollte ich da reinziehen?«

Sein rundes, schwarzes Gesicht starrte mich an. »Darauf weiß ich keine Antwort, Mädchen. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Ich auch.«

Das Telefon klingelte. Luther ging ran. Er sah zu mir und brachte den Apparat an der langen Schnur mit. »Für dich«, sagte er.

Ich drückte den Hörer an meine Wange. »Ja.«

»Hier ist Ronnie.« Ihre Stimme klang nach unterdrückter Aufregung, wie ein Kind kurz vor der Bescherung.

Mein Magen verkrampfte sich. »Hast du was?«

»Es gibt ein Gerücht über die HAV. Eine Todesschwadron, die die Vampire von der Erdoberfläche fegen soll.«

»Hast du Beweise, einen Zeugen?«

»Noch nicht.«

Ich seufzte, bevor ich mich davon abhalten konnte.

»Komm, Anita, das ist eine gute Neuigkeit.«

Ich schirmte die Hand über die Sprechmuschel und flüsterte:
»Ich kann Nikolaos kein Gerücht über die HAV zutragen. Die Vampire würden sie alle abschlachten. Eine Menge unschuldiger Leute würden umkommen, und wir sind nicht einmal sicher, dass die HAV wirklich hinter den Morden steckt.«

»Schon gut, schon gut«, sagte Ronnie. »Bis morgen habe ich Genaueres, versprochen. Ob mit Bestechung oder Drohungen, ich kriege die Information.«

»Danke, Ronnie.«

»Wozu hat man Freunde? Übrigens, Bert wird für Überstunden und Bestechungsgelder aufkommen müssen. Ich liebe seinen schmerzvollen Blick, wenn er sich von Geld trennen muss.«

Ich grinste ins Telefon. »Ich auch.«

»Was hast du heute Abend vor?«

»Ich gehe zu einer Party.«

»Was?«

Ich erklärte es so kurz wie möglich. Nach einer langen Pause sagte sie: »Das ist wirklich irre.«

Da gab ich ihr Recht. »Du bleibst an deiner Sache dran, ich an meiner. Vielleicht treffen wir irgendwann aufeinander.«

»Das wäre wirklich schön.« Sie klang leidenschaftlich, fast zornig.

»Was ist los?«

»Du gehst ohne Unterstützung daran, stimmt's?«, fragte sie.

»Du bist auch allein«, sagte ich.

»Aber ich bin nicht von Vampiren und Freaktypen umgeben.«

»Falls du ins HAV-Hauptquartier gehst, könnte man sich über Letzteres streiten.«

»Sei nicht vorlaut. Du weißt, was ich meine.«

»Ja, Ronnie, ich weiß, was du meinst. Du bist der einzige Freund, den ich habe, der auf sich selbst aufpassen kann.« Ich zuckte die Achseln, merkte, dass sie es nicht sehen konnte, und sagte: »Jeder andere wäre wie Catherine, ein Schaf unter Wölfen, und das weißt du.«

»Wie wär's mit einem anderen Animator?«

»Wer denn? Jamison findet Vampire fesch. Bert spuckt große Töne, aber er bringt seinen lilienweißen Hintern nicht in Gefahr. Charles ist kein schlechter Leichenwecker, aber er ist zimperlich, und er hat ein vierjähriges Kind. Manny jagt keine Vampire mehr. Er war vier Monate im Krankenhaus,

wo sie ihn nach der letzten Jagd wieder zusammengeflickt haben.«

»Wenn ich mich recht entsinne, warst du auch im Krankenhaus«, sagte sie.

»Ein gebrochener Arm und ein ruiniertes Schlüsselbein waren meine schlimmsten Verletzungen, Ronnie. Manny wäre fast gestorben. Außerdem hat er eine Frau und vier Kinder.«

Manny war der Animator, bei dem ich gelernt hatte. Er hatte mir beigebracht, wie man Tote aufweckt und Vampire umbringt. Zugegeben, ich war über ihn hinausgewachsen. Er war Traditionalist, ein Pfahl-und-Knoblauch-Mann. Er trug eine Pistole bei sich, aber nur als Reserve, nicht als hauptsächlichliches Werkzeug. Wenn die moderne Technik mir erlaubt, einen Vampir aus der Entfernung auszuschalten, anstatt mich auf seine Hüfte zu setzen und ihm einen Pfahl ins Herz zu treiben, he, warum nicht?

Vor zwei Jahren war Rosita, Mannys Frau, zu mir gekommen und hatte mich gebeten, ihren Mann nicht mehr in Gefahr zu bringen. Zweiundfünfzig war kein Alter mehr, um Vampire zu jagen, hatte sie gesagt. Was sollte aus ihr und den Kindern werden? Irgendwie hatte sie mir die Schuld gegeben, wie eine Mutter, deren Lieblingskind von den Nachbarrüpel vom rechten Weg abgebracht wurde. Sie ließ mich bei Gott schwören, dass ich Manny nie wieder bitten würde, mich bei einer Jagd zu begleiten. Wenn sie nicht geweint hätte, wäre ich hart geblieben, hätte mich geweigert. Bei einer Auseinandersetzung zu weinen war verdammt unfair.

Wenn jemand erst einmal weint, kann man nicht mehr mit ihm reden. Man will einfach nur noch, dass er wieder aufhört zu weinen, zu leiden, dir das Gefühl zu geben, du seist das

größte Schwein der Welt. Alles, nur um den Tränen ein Ende zu machen:

Ronnie war still am anderen Ende. »Also gut, aber pass auf dich auf.«

»So gut wie eine Jungfrau in der Hochzeitsnacht, versprochen.«

Sie lachte. »Du bist unverbesserlich.«

»Das sagt jeder«, meinte ich.

»Sei vorsichtig.«

»Du auch.«

»Mach ich.« Sie hängte ein. Der Hörer summte in meiner Hand.

»Gute Nachrichten?«, fragte Luther.

»Ja.« Die HAV hatte eine Todesschwadron. Vielleicht. Aber ein Vielleicht war mehr, als ich vorher gehabt hatte. Sehen Sie her, nichts im Ärmel, nichts in den Taschen und nicht die geringste Ahnung, was ich jetzt tun soll. Einfach durch die Gegend tappeln und versuchen, einen Mörder aufzuspüren, der zwei Meistervampire erledigt hat. Wenn ich auf der richtigen Spur war, würde ich bald Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Was hieß, dass jemand versuchen würde, mich umzubringen. Wäre das nicht ein Riesenspaß?

Ich würde Kleidung brauchen, die meine Vampirnarben zur Geltung brachte und mir gleichzeitig erlaubte, Waffen zu verbergen. Die Kombination würde nicht einfach zu finden sein.

Ich würde den Nachmittag mit Einkaufen verbringen müssen. Ich hasse Einkaufen. Ich betrachte das als eines der notwendigen Übel im Leben, wie Rosenkohl und hochhackige Schuhe. Klar, es war viel besser, als sich von Vampiren bedrohen zu lassen. Aber Moment mal man könnte auch zuerst einkaufen gehen und sich am Abend von Vampiren bedrohen lassen. Eine prima Art, den Samstag zu verbringen.

23. Kapitel

Ich überführte die vielen kleinen Tüten in eine große Tüte, um eine Hand für die Pistole frei zu haben. Sie wären erstaunt, was für ein gutes Ziel man abgibt, wenn man zwei Armladungen voll Einkaufstüten jongliert. Zuerst die Tüten fallen lassen - falls sich nicht einer der Henkel am Handgelenk verheddert hat -, dann nach der Pistole greifen, ziehen, zielen, feuern. Bis das alles getan ist, hat der Böse einen zweimal getroffen und macht sich einen Dixieland durch die Zähne summend davon.

Ich war den ganzen Nachmittag über ausgesprochen paranoid und mir jedes Einzelnen in meiner Nähe bewusst gewesen. Wurde ich verfolgt? Hatte mich dieser Mann zu lange angesehen? Trug die Frau einen Schal, weil sie Bissmale am Hals hatte?

Bis ich wieder zum Wagen ging, hatten sich Hals und Schultern schmerzhaft verknotet. Das Erschreckendste, was ich gesehen hatte, waren die Preisschilder an den Designerklamotten.

Die Welt war nach wie vor strahlend blau und hitzedurchglüht, als ich zum Wagen ging. In einem Einkaufszentrum

vergisst man leicht, wie die Zeit vergeht. Man befindet sich in einer klimatisierten, abgeschiedenen Welt, wo einen nichts wirklich berührt. Disneyland für Kaufsüchtige.

Ich schloss die Taschen im Kofferraum ein und betrachtete den dämmerigen Himmel. Ich wusste, wie sich Angst anfühlt, eine bleierne Kugel in den Tiefen der Eingeweide. Ein nettes, stilles Grauen.

Ich zuckte mit den Schultern, um sie zu lockern. Ließ den Kopf kreisen, bis er abhob. Schon besser, aber trotzdem noch verkrampft. Ich brauchte ein paar Aspirin. Ich hatte im Einkaufszentrum gegessen, etwas, das ich sonst nie tat. In dem Moment, wo ich die Imbissstände roch, hatte ich mich halb verhungert auf sie gestürzt.

Die Pizza hatte wie dünne Pappe geschmeckt, über die eine Tomatenpastenimitation verteilt war. Der Käse war wie Gummi und geschmacksneutral gewesen. Hmmm, lecker, Fastfood. Ehrlich gesagt, mag ich Würstchen mit Senf und Mrs. Field's Cookies.

Ich nahm ein Stück Pizza nur mit Käse, wie ich es mag, aber auch ein Stück mit allem. Ich verabscheue Pilze und grüne Paprika, und Wurst gehört auf den Frühstückstisch, nicht auf die Pizza. Ich konnte nicht sagen, was mich mehr erschütterte: dass ich sie überhaupt bestellt hatte oder dass ich sie halb aufgegessen hatte, ehe ich merkte, was ich da tat. Ich stopfte Essen in mich hinein, das mich normalerweise abschreckt. Warum? Noch ein Frage, auf die ich keine Antwort hatte. Und warum erschreckte mich diese eine?

Meine Nachbarin, Mrs. Pringle, ging mit ihrem Hund auf dem Rasen vor unserem Apartmenthaus auf und ab. Ich

parkte und holte die eine überladene Tüte aus dem Kofferraum.

Mrs. Pringle ist über sechzig, einsachtzig groß und vom Alter zu dünn geworden. Ihre verblassten blauen Augen wirken hinter der Brille mit dem Silberrand gescheit und neugierig. Ihr Hund Custard ist ein Spitz. Er sieht aus wie ein goldener Löwenzahnflaum mit Katzenpfoten.

Mrs. Pringle winkte mir, und ich saß in der Falle. Ich lächelte und ging zu ihr hinüber. Custard sprang an mir hoch, als hätte er Sprungfedern in den dünnen Beinen. Er sah aus wie ein Aufziehhund. Sein Gekläffe war beschleunigt und drängelnd, freudig eben.

Custard weiß, dass ich ihn nicht leiden kann, und in seinem verdrehten Hundeverstand ist er entschlossen, mich für sich zu gewinnen. Oder vielleicht weiß er einfach nur, dass mich das ärgert. Wie auch immer.

»Anita, Sie ungezogenes Mädchen, warum haben Sie mir nicht erzählt, dass Sie einen Kavalier haben?«, fragte Mrs. Pringle.

Ich runzelte die Stirn. »Einen Kavalier?«

»Einen Freund«, erklärte sie.

Ich wusste nicht, wovon in aller Welt sie sprach. »Was meinen Sie?«

»Zieren Sie sich ruhig, aber wenn eine junge Frau einem Mann ihren Apartmentschlüssel gibt, bedeutet das etwas.«

Die Bleikugel in meinen Eingeweiden rollte ein paar Zentimeter höher. »Haben Sie jemanden hineingehen sehen?« Ich

strengte mich sehr an, damit Gesicht und Stimme gleichgültig blieben.

»Ja, Ihren netten jungen Mann. Ein sehr hübscher.«

Ich hätte gern gefragt, wie er aussah, aber er war mein Freund mit dem Schlüssel meines Apartments, ich sollte es wissen. Ich durfte nicht fragen. Sehr hübsch - konnte es Philip gewesen sein? Aber warum? »Wann ist er vorbeigekommen?«

»Oh, gegen zwei am Nachmittag. Ich kam gerade heraus, um mit Custard Gassi zu gehen, als er hineinging.«

»Haben Sie ihn wieder weggehen sehen?«

Sie schaute mich ein bisschen zu eindringlich an. »Nein. Sollte er nicht in Ihrer Wohnung bleiben, Anita? Habe ich einen Einbrecher entkommen lassen?«

»Nein.« Ich brachte ein Lächeln zu Stande, fast wurde es ein Lachen. »Ich habe ihn nur heute nicht erwartet, das ist alles. Wenn Sie jemanden in mein Apartment gehen sehen, lassen Sie sie ruhig. Ich werde ein paar Tage lang Freunde zu Besuch haben.«

Ihre Augen waren schmal geworden ihre feinknochigen Hände hielten sich äußerst still. Sogar Custard saß auf dem Rasen, hechelte zu mir herauf. »Anita Blake«, sagte sie, und das gemahnte mich daran, dass sie eine Lehrerin im Ruhestand war, sie hatte diese Art Stimme. »Was haben Sie vor?«

»Nichts, wirklich nicht. Ich habe nur noch nie einem Mann meinen Wohnungsschlüssel gegeben und bin ein bisschen unsicher deswegen. Nervös.« Ich bot ihr mit großen Augen

meinen unschuldigsten Blick. Ich widerstand dem Drang zu blinzeln, aber alles andere funktionierte prima.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. Ich nahm nicht an, dass sie mir glaubte. »Wenn Sie wegen dieses jungen Mannes so nervös sind, dann ist er nicht der Richtige für Sie. Wenn er es wäre, wären Sie nicht nervös.«

Die Erleichterung war eine Wohltat. Sie glaubte es. »Wahrscheinlich haben Sie Recht. Danke für den Rat. Ich möchte ihn sogar annehmen.« Ich fühlte mich so gut, ich tätschelte sogar Custard seinen kleinen, flaumigen Kopf.

Im Fortgehen hörte ich Mrs. Pringle sagen: »Nun, Custard, mach dein Geschäft und lass uns wieder hinaufgehen.«

Möglicherweise hatte ich zum zweiten Mal am Tag einen Eindringling in der Wohnung. Ich ging den stillen Flur entlang und zog meine Pistole. Eine Tür öffnete sich. Ein Mann und zwei Kinder kamen heraus. Ich schob die Hand mit der Pistole in die Einkaufstasche und gab vor, etwas zu suchen. Dabei horchte ich, wie ihre Schritte auf der Treppe verhallten.

Ich konnte nicht einfach mit der Pistole ausharren. Jemand würde die Polizei rufen. Alle waren von der Arbeit nach Hause gekommen, aßen zu Abend, lasen die Zeitung, spielten mit den Kindern. Vorstadtamerika war munter und rege. Da konnte ich nicht mit gezogener Waffe durchlaufen.

Ich trug die Einkaufstüte in der linken Hand vor mir her, die Pistole in der rechten noch darin. Wenn es zum Schlimmsten käme, würde ich durch die Tüte schießen. Ich näherte mich um zwei Türen meinem Apartment und zog die Schlüssel aus der Handtasche. Ich lehnte die Tüte gegen die Wand und

nahm die Pistole in die linke Hand. Ich konnte mit links schießen, zwar nicht so gut, aber es musste genügen. Ich hielt die Pistole parallel zum Bein und hoffte, dass niemand den Flur entlangkäme und sie sehen würde. Ich kniete mich neben die Tür, die Schlüssel in der gewölbten Hand, still, kein Klimpern diesmal. Ich lerne schnell.

Ich hob die Pistole in Brusthöhe und steckte den Schlüssel ins Schloss. Das Schloss klickte. Ich zuckte zusammen und wartete auf Schüsse oder Lärm oder etwas. Nichts. Ich ließ die Schlüssel in meine Tasche gleiten und nahm die Pistole wieder in die Rechte. Nur mit dem Handgelenk und einem Teil des Arms drehte ich den Knauf und drückte die Tür auf, kräftig.

Die Tür schwang auf und knallte gegen die Wand, niemand da. Keine Schüsse auf die Türöffnung. Stille.

Ich kauerte am Türpfosten und suchte mit den Augen das Zimmer ab. Es war keiner zu sehen. Der Sessel stand noch der Tür gegenüber und war diesmal leer. Fast wäre ich erleichtert gewesen, Edward zu sehen.

Am Ende des Flurs stampften Schritte auf der Treppe.

Ich musste eine Entscheidung treffen. Ich griff mit der linken Hand hinter mich nach der Einkaufstüte, ohne den Raum aus den Augen zu lassen oder die Pistole zu verziehen. Ich kroch hinein, schob die Tüte vor mir her, drückte die Tür zu, alles in der Hocke.

Die Aquariumheizung klickte, dann summt sie, und ich schreckte zusammen. Der Schweiß lief mir den Rücken hinunter. Die tapfere Vampirtöterin. Wenn sie mich jetzt sehen könnten. Das Apartment machte einen leeren Eindruck. Au-

ßer mir war niemand da, aber für alle Fälle sah ich in die Schränke und unter das Bett. Spielte Dirty Harry, indem ich die Türen zuknallte und mich flach gegen Wände drückte. Ich kam mir vor wie ein Idiot, aber ich wäre ein größerer Idiot gewesen, wenn ich darauf vertraut hätte, allein zu sein, und mich geirrt hätte.

Auf dem Küchentisch lag eine Schrotflinte zusammen mit zwei Schachteln Munition. Ein Blatt weißes Schreibmaschinenpapier lag darunter. In säuberlichen schwarzen Buchstaben hieß es da: »Anita, du hast vierundzwanzig Stunden.«

Ich starrte auf die Nachricht, las sie noch einmal. Edward war da gewesen. Ich muss eine Minute lang nicht geatmet haben. Ich malte mir aus, wie meine Nachbarin mit Edward plauderte. Wenn Mrs. Pringle angesichts seiner Lüge geizt, womöglich Angst gezeigt hätte, hätte er sie dann getötet?

Ich wusste es nicht. Ich wusste es einfach nicht. Verdammt! Ich war wie eine Seuche. Jeder, der in meine Nähe kam, geriet in Gefahr, aber was konnte ich tun?

Im Zweifelsfall tief Luft holen und weitermachen. Eine Philosophie, mit der ich jahrelang gelebt hatte. Ich habe schon schlimmere gehört, im Ernst.

Die Nachricht bedeutete, ich hatte vierundzwanzig Stunden, bevor Edward Nikolaos' Schlafplatz von mir haben wollte. Wenn ich ihm die Stelle nicht verraten wollte, würde ich ihn umbringen müssen. Dazu würde ich vielleicht nicht im Stande sein.

Ich sagte Ronnie immer, wir seien Profis, aber im Vergleich zu Edward war ich ein Amateur. Und Ronnie ebenfalls. Ein

ziemlich schwerer Seufzer stieg in mir auf. Ich musste mich für die Party umziehen. Es war einfach nicht die Zeit, um sich wegen Edward Gedanken zu machen. Heute Abend hatte ich andere Probleme.

Mein Anrufbeantworter blinkte, und ich schaltete ihn ein. Zuerst Ronnies Stimme, die mir erzählte, was sie mir schon über die HAV gesagt hatte. Offenbar hatte sie zuerst hier angerufen, ehe sie mich in Daves Bar erreichte. Dann: »Anita, hier ist Philip. Ich weiß jetzt, wo die Party stattfindet. Holen Sie mich um halb sieben vor dem Guilty Pleasures ab. Bis dann.«

Das Gerät klickte, summte und war still. Mir blieben zwei Stunden, um mich zurechtzumachen und hinzufahren. Meine Durchschnittszeit beim Make-up sind fünfzehn Minuten. Die Haare brauchen weniger, weil ich nichts weiter tue, als die Bürste durchzuziehen. Und siehe da, ich bin präsentabel.

Ich trage nicht oft Make-up, aber wenn, dann habe ich immer das Gefühl, es ist zu dunkel, zu künstlich. Trotzdem bekomme ich immer Komplimente dafür, wie zum Beispiel: »Warum nehmen Sie nicht öfter Lidschatten? Es bringt Ihre Augen richtig zur Geltung«, oder mein liebstes: »Sie sehen so viel besser aus mit Make-up.« Sie laufen alle darauf hinaus, dass man ohne gerade noch für einen verwitweten Farmer infrage kommt.

Was ich überhaupt nicht benutze, sind diese braunen Cremes. Ich kann mir nicht vorstellen, mein Gesicht mit einer Kruste zu überziehen. Ich habe eine Flasche klaren Nagellack, aber der ist nicht für meine Finger, sondern für die Feinstrumpfhosen. Wenn ich eine einen Tag lang trage, ohne mir eine Laufmasche zu ziehen, dann habe ich einen sehr guten Tag gehabt.

Ich stellte mich vor den Spiegel im Schlafzimmer. Das Oberteil mit dem einen dünnen Träger glitt über meinen Kopf. Hinten war nichts; es ließ sich über meinem schmalen Rücken mit einer niedlichen kleinen Schleife schließen. Ich hätte auf die Schleife verzichten können, aber insgesamt war das schon mal nicht schlecht. Das Oberteil rutschte perfekt in den schwarzen Rock, wie ein Kleid, ohne Bruch. Die braunen Pflaster an meinen Händen passten nicht zum Kleid. Nun ja. Der Rock war weit geschnitten und wirbelte, wenn ich mich bewegte. Er hatte Taschen.

Durch diese Taschen kam ich an die Oberschenkelscheiden samt Silbermesser. Ich brauchte nur die Hände hineinzustecken und brächte die Waffe zum Vorschein. Sauber. Schweiß ist eine interessante Angelegenheit, wenn man eine Oberschenkelscheide trägt. Bisher hatte ich noch keine Idee, wie ich die Pistole an mir verstecken sollte. Es ist mir egal, wie oft Sie im Fernsehen eine Frau mit Pistolenholster am Oberschenkel gesehen haben, er ist verdammt lästig. Man geht wie eine Ente mit nasser Windel.

Strumpfhose und hochhackige schwarze Satinpumps vollendeten das Outfit. Ich hatte nur die Schuhe und die Waffen gehabt, alles andere war neu.

Zu den neuen Sachen gehörte eine niedliche schwarze Handtasche mit einer dünnen Schnur, die ich mir quer über die Schultern ziehen konnte, sodass ich die Hände frei hatte. Ich stopfte meine kleine Pistole, die Firestar, hinein. Ich weiß, ich weiß, bis ich sie aus der Tiefe der Tasche hervorbrachte, würden sich die Bösen schon an meinem Fleisch laben, aber es war immer noch besser als gar nichts.

Ich hängte mir mein Kreuz um, und das Silber sah gut aus auf dem schwarzen Oberteil. Unglücklicherweise bezweifel-

te ich, dass die Vampire mich mit einem geweihten Kreuz auf die Party lassen würden. Nun ja. Ich würde es im Wagen lassen, zusammen mit der Schrotflinte und Munition.

Edward hatte freundlicherweise einen Karton neben dem Tisch stehen lassen. Worin er wahrscheinlich die Flinte transportiert hatte. Was hatte er Mrs. Pringle erzählt? Dass es ein Geschenk für mich sei?

Edward hatte gesagt, vierundzwanzig Stunden, aber vierundzwanzig Stunden ab wann? Würde er bei Tagesanbruch bei mir sein, in aller Frühe, und die Information aus mir herausfoltern? Nein, Edward kam mir nicht vor wie ein Morgenmensch. Wenigstens bis zum Nachmittag war ich sicher. Vermutlich.

24. Kapitel

Ich glitt in die Parkverbotszone vor dem Guilty Pleasures. Philip stand an die Wand gelehnt, die Arme ließ er lässig herabhängen. Er trug schwarze Lederhosen. Der Gedanke an Leder bei dieser Hitze ließ in meinen Kniekehlen Hitzebläschen blühen. Sein Hemd war aus schwarzem Netz, was sowohl seine Narben als auch die braune Haut betonte. Ich weiß nicht, ob es das Leder oder das Netzhemd war, aber mir kam das Wort »heruntergekommen« in den Sinn. Er hatte die unsichtbare Grenze zum Stricher überschritten.

Ich versuchte ihn mir mit zwölf vorzustellen. Es ging nicht. Was immer man ihm angetan hatte, er war, was er war, und damit hatte ich es zu tun.

Ich war kein Psychiater, der sich leisten konnte, mit dem armen Unglücklichen Mitleid zu entwickeln. Mitleid ist ein Gefühl, dessentwegen man sterben kann. Das Einzige, was noch gefährlicher ist, ist blinder Hass und vielleicht Liebe.

Philip drückte sich von der Wand ab und lief auf den Wagen zu. Ich entriegelte seine Tür, und er glitt hinein. Er roch nach Leder, teurem Rasierwasser und ganz schwach nach Schweiß.

Ich fuhr vom Bordstein weg. »Nettes aggressives Outfit, Philip.«

Er drehte den Kopf und sah mich an, das Gesicht unbewegt, die Augen wieder hinter der Sonnenbrille verborgen.

Er hatte sich in den Sitz gelümmelt, ein Bein angezogen und gegen die Tür gedrückt, das andere weit abgespreizt und untergeschlagen. »Nehmen Sie die Siebzigste nach Westen.« Er klang rau, fast heiser.

Es gibt diesen Moment, wo man mit einem Mann allein ist und einem ganz plötzlich beides bewusst wird. Zu zweit allein, das birgt einige Möglichkeiten. Man spürt beinahe schmerzhaft die Gegenwart des anderen. Das kann zu Unbeholfenheit führen, oder zu Sex oder zu Angst, je nach Mann und Situation.

Also, wir hatten keinen Sex, darauf können Sie wetten. Ich sah ihn an, und er saß mir noch immer zugewandt, seine Lippen waren leicht geöffnet. Er hatte die Sonnenbrille abgenommen. Seine Augen waren sehr braun und sehr verschlossen. Was zum Teufel war los?

Wir waren auf dem Highway und fuhren schnell. Ich konzentrierte mich auf die anderen Autos um mich herum, aufs Fahren und versuchte, ihn zu ignorieren. Aber ich spürte seinen Blick auf meiner Haut lasten. Es fühlte sich beinahe warm an.

Er begann auf mich zuzurutschen. Plötzlich hörte ich das Schaben von Leder auf Polster überdeutlich. Ein erregendes, animalisches Geräusch. Sein Arm legte sich um meine Schultern, sein Oberkörper lehnte sich in meine Richtung.

»Was tun Sie da Ihrer Meinung nach, Philip?«

»Was stört Sie?« Er hauchte mir in den Nacken. »Ist Ihnen das nicht aggressiv genug?«

Ich lachte; ich konnte nicht anders. Er versteifte sich. »Ich wollte Sie nicht kränken, Philip. Ich hatte heute Abend nur nicht mit Netz und Leder gerechnet.«

Er blieb so nahe, drängend, warm, die Stimme fremd und rau. »Was mögen Sie denn?«

Ich wollte sein Gesicht sehen, aber er war zu nah. Plötzlich blickte ich aus zwei Zentimeter Abstand in seine Augen. Seine Nähe durchlief mich wie ein Elektroschock. Ich wandte mich der Straße zu. »Rutschen Sie auf Ihre Seite, Philip.«

»Was macht Sie«, flüsterte er in mein Ohr, »an?«

Es reichte mir. »Wie alt waren Sie, als Valentine Sie zum ersten Mal überfallen hat?«

Ein Ruck ging durch seinen ganzen Körper, und er flitzte in seine Ecke. »Zum Teufel mit Ihnen!« Es klang, als ob er es ernst meinte.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Philip. Sie brauchen meine Fragen nicht zu beantworten und ich nicht Ihre.«

»Wann haben Sie Valentine gesehen? Wird er heute Abend da sein? Sie haben mir versprochen, dass er nicht da sein würde.« Es kam erstickt und atemlos. Er hörte sich reichlich panisch an. Ich hatte noch nie so unmittelbare Furcht gehört.

Ich wollte seine Angst nicht sehen. Ich würde vielleicht anfangen, ihn zu bemitleiden, und das konnte ich mir nicht leisten. Anita Blake, unbarmherzig, selbstsicher, unbeeindruckt von weinenden Männern. Genau. »Ich habe mit Valentine nicht über Sie gesprochen, Philip, das schwöre ich.«

»Woher...« Er hielt inne, und ich sah ihn an. Er hatte die Brille wieder aufgesetzt. Er sah dahinter sehr verschlossen und still aus. Zerbrechlich. Sein Image war ruiniert.

Ich konnte es nicht aushalten. »Woher ich weiß, was er Ihnen angetan hat?«

Er nickte.

»Ich habe Geld dafür bezahlt, um etwas über Sie herauszufinden. Die Sache wurde angeschnitten. Ich musste wissen, ob ich Ihnen trauen kann.«

»Können Sie?«

»Ich weiß es noch nicht«, sagte ich.

Er holte ein paarmal tief Luft. Die ersten Male waren zittrig, aber dann wurde jeder Atemzug kräftiger, bis er die Beherrschung schließlich wiederhatte, fürs Erste. Ich dachte an Rebecca Miles und ihre kleinen, ausgehungerten Hände.

»Sie können mir trauen, Anita. Ich würde Sie nicht verraten. Bestimmt nicht.« Er klang verloren, ein kleiner Junge, der seiner Illusionen beraubt wurde.

Ich konnte nicht über dieses verlorene Kind hinwegtrampeln. Aber ich wusste und er wusste, dass er für die Vampire alles tun würde, was sie verlangten, alles, einschließlich mich zu verraten. Eine Brücke stieg über dem Highway auf, ein hohes Gitterwerk aus grauem Metall. Bäume säumten die Straße zu beiden Seiten. Der Sommerhimmel war wässrig blau, von der Hitze und der strahlenden Sommersonne ausgebleicht. Der Wagen fuhr mit einem Ruck auf die Brücke, und der Missouri streckte sich nach beiden Seiten aus. Über dem schwappenden Wasser wirkte die Luft klar und fern. Eine Taube flatterte auf die Brücke und ließ sich neben den anderen nieder, die über der Brücke ihr Gefieder spreizten und gurrten.

Ich hatte schon Möwen über dem Fluss gesehen, aber nie in der Nähe der Brücke, nur Tauben. Vielleicht mochten Möwen keine Autos.

»Wohin fahren wir, Philip?«

»Was?«

Beinahe wäre mir herausgerutscht: »Frage zu schwer für Sie?«, aber ich beherrschte mich. Ich wollte nicht auf ihm herumhacken. »Wir sind über den Fluss. Was ist unser Ziel?«

»Nehmen Sie die Zumbuhl-Ausfahrt und biegen Sie rechts ab.«

Ich tat, was er sagte. Zumbehl schwenkt nach rechts und bringt einen automatisch auf eine Abbiegespur. Ich saß an der Ampel und bog bei Rot ab, als frei war. Da gibt es eine kleine Ansammlung von Geschäften auf der linken Seite, dann einen Apartmentkomplex, dann Bäume, fast ein Gehölz, mit versteckten Häusern. Ein Pflegeheim ist das Nächste und dann ein ziemlich großer Friedhof. Ich fragte mich immer, was die Leute in dem Pflegeheim davon hielten, gleich neben dem Friedhof zu wohnen. Sollte das vielleicht eine schaurige Mahnung sein? Oder machte man das wegen der Bequemlichkeit, nur für den Fall?

Der Friedhof war viel eher da gewesen als das Pflegeheim. Einige Grabsteine stammten aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Ich dachte immer, der Erbauer muss ein heimlicher Sadist gewesen sein, dass er die Fenster auf die hügelige Grabsteinlandschaft hat gehen lassen. Das Alter ist im Hinblick auf das, was kommt, eine ausreichende Gedächtnishilfe. Visuelle Hilfen sind nicht gerade notwendig.

In Zumbehl kommt man noch an anderem vorüber - Videotheken, Kinderboutiquen, einem Laden, der Glasmalereien verkauft, einer Tankstelle und einem riesigen Apartmentkomplex, der »Sun Valley Lake« versprach. Es gab tatsächlich einen See, der groß genug zum Segeln war, wenn man sehr Acht gab.

Ein paar Blocks weiter, und wir waren am Stadtrand. Häuser mit winzigen Gärten, die mit Bäumen voll gestopft waren, säumten die Straße. Wir fuhren einen sanften Hügel hinab. Das Tempolimit war dreißig. Es war unmöglich, den Wagen bei dreißig zu halten, ohne ständig zu bremsen. Ob unten ein Polizist auf der Lauer lag?

Wenn er uns anhielt, mit Philip in seinem kleinen Netzhemd und so hübsch vernarbt, würde er dann misstrauisch werden? Wohin fahren Sie, Miss? Tut mir Leid, Officer, wir müssen zu dieser illegalen Party, und wir sind spät dran. Ich entschied mich für die Bremsen. Natürlich wartete da kein Polizist. Wenn ich aufs Gas getreten hätte, wäre garantiert einer da gewesen. Murphys Gesetze sind das Einzige, worauf man sich im Leben verlassen kann.

»Es ist das große Haus auf der rechten Seite. Fahren Sie einfach in die Einfahrt«, sagte Philip.

Das Haus war aus dunkelrotem Backstein, hatte zwei bis drei Stockwerke, jede Menge Fenster, mindestens zwei Veranden. Das viktorianische Amerika existiert noch immer. Der Hof war groß, mit einem eigenen kleinen Wald aus hohen, alten Bäumen. Das Gras stand zu hoch und gab dem Ort ein verlassenes Aussehen. Die Auffahrt war mit Kies aufgeschüttet und wand sich durch die Bäume zu einer modernen Garage, die man zum Haus passend entworfen hatte, was beinahe gelungen war.

Es standen nur zwei Autos da. Ich konnte nicht in die Garage sehen; vielleicht waren drinnen noch mehr.

»Verlassen Sie den Hauptraum mit niemandem außer mir. Wenn doch, kann ich Ihnen nicht helfen«, sagte er.

»Mir helfen, wie denn?«, fragte ich.

»Das gehört zu unserer Coverstory. Sie sind der Grund, warum ich in letzter Zeit so viele Verabredungen habe sausen lassen. Ich habe andeutungsweise ausgestreut, dass wir nicht nur zusammengehören, sondern dass ich Sie... « Er breitete die Hände aus, als suchte er nach dem passenden Wort.

»...auch vorbereitet habe, bis ich meinte, Sie wären bereit für eine Party.«

»Vorbereitet?« Ich schaltete den Motor aus, und Stille breitete sich zwischen uns aus. Er starrte mich an. Selbst durch die Sonnenbrille spürte ich seinen Blick. Mich kribbelte es zwischen den Schulterblättern.

»Sie haben einen echten Überfall überlebt, sind kein Freak und kein Junkie, sondern haben sich widerwillig zu der Party überreden lassen. Das ist die Geschichte.«

»Haben Sie das schon einmal wirklich getan?«, fragte ich.

»Sie meinen, ihnen jemanden zugeführt?«

»Ja.«

Er schnaubte barsch. »Sie halten nicht viel von mir, wie?«

Was sollte ich sagen, etwa Nein? »Wenn wir als Liebespaar durchgehen wollen, dann heißt das, wir müssen uns den ganzen Abend entsprechend benehmen.«

Er lächelte. Dieses Lächeln war anders, vorgreifend.

»Sie Mistkerl.«

Er zuckte die Achseln und ließ den Kopf kreisen, als wäre sein Nacken verspannt. »Ich werde Sie nicht zu Boden werfen und vergewaltigen, wenn es das ist, worüber Sie sich Sorgen machen.«

»Ich weiß, dass Sie das heute Abend nicht tun werden.« Ich war froh, dass er von meinen Waffen nichts wusste. Vielleicht könnte ich ihn noch überraschen.

Er sah mich stirnrunzelnd an. »Folgen Sie meinem Beispiel. Falls ich etwas mache, was Ihnen Unbehagen bereitet, dann werden wir darüber sprechen.« Er lächelte, verwirrend, die Zähne waren blendend weiß.

»Keine Diskussionen. Sie werden einfach damit aufhören.«

Er zuckte die Achseln. »Das könnte unsere Geschichte plätzen lassen, und dann sind wir tot.«

Im Wagen staute sich die Hitze. Eine Schweißperle tropfte von seinem Gesicht. Ich öffnete meine Tür und stieg aus. Die Hitze war wie eine zweite Haut. Oben in den Bäumen summten die Zikaden ihr hohes säuselndes Lied. Zikaden und Hitze, ach ja, der Sommer.

Philip ging um den Wagen herum, seine Stiefel knirschten auf dem Kies. »Sie sollten das Kreuz im Wagen lassen«, riet er.

Ich hatte damit gerechnet, aber es gefiel mir trotzdem nicht. Ich legte das Kruzifix ins Handschuhfach und musste dafür über die Sitzbank kriechen. Als ich die Tür schloss, griff ich mir unwillkürlich in den Nacken. Ich trug die Kette so oft, dass es sich seltsam anfühlte, wenn es mal nicht so war.

Philip hielt mir seine Hand hin, und nach einem Moment nahm ich sie. Sie war ganz heiß, die Handfläche ein wenig feucht.

Die Hintertür wurde von einer weißen Pergola eingerahmt. An einer Seite wuchs eine dichte Clematis. Blüten so groß wie meine Hand reckten sich purpurrot gegen die laubgefärbte Sonne. Eine Frau stand im Schatten der Tür, vor Nachbarn und vorbeifahrenden Autos verborgen. Sie trug nichts

als schwarze Strümpfe, die von einem Hüftgürtel gehalten wurden. Ein BH und ein passender Slip, beides in Purpurviolett, ließen ihren blassen Körper weitgehend nackt. An den Füßen trug sie Zwölfzentimeterstilettos, die ihre Beine zwangen, lang und schlank auszusehen.

»Ich bin overdressed«, flüsterte ich Philip zu.

»Vielleicht nicht mehr lange«, hauchte er in mein Haar.

»Verwetten Sie nicht Ihren Kopf.« Ich beobachtete sein Gesicht, während ich das sagte, und sah es langsam in Verwirrung übergehen. Sie hielt nicht lange vor.

Das Lächeln kam, ein weiches Zurückziehen der Lippen. So musste die Schlange Eva angelächelt haben. Ich habe hier einen hübschen, glänzenden Apfel für Sie. Oder lieber ein Praline, Kleines?

Was immer mir Philip verkaufen wollte, ich nahm es ihm nicht ab. Er fasste mich um die Taille, eine Hand spielte über die Narben auf meinem Arm, die Finger gruben sich nur leicht in das Narbengewebe. Er stieß einen kurzen Seufzer aus. Himmel, wo war ich hier reingeraten?

Die Frau lächelte mich an, aber ihre großen braunen Augen waren fixiert auf Philips Hand und was er damit machte. Ihre Zunge schoss heraus und befeuchtete die Lippen. Ihre Brust hob und senkte sich.

»Komm in meinen Salon, sagte die Spinne zur Fliege.«

»Was haben Sie gesagt?«, fragte Philip.

Ich schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich kannte er das Gedicht sowieso nicht. Ich konnte mich nicht erinnern, wie es

ausging. Mein Magen verkrampfte sich. Ich zuckte zusammen, als seine Hand über meinen nackten Rücken strich.

Die Frau lachte, schrill und vielleicht ein wenig betrunken. Ich flüsterte die Worte der Fliege, während ich die Treppe hinaufging.

»Oh, nein, nein, mich zu fragen ist vergeblich, denn wer immer deine Wendeltreppe hinaufsteigt, kann nie mehr herunterkommen.«

Nie mehr herunterkommen. Das hörte sich gar nicht gut an.

25. Kapitel

Die Frau drückte sich an die Wand, damit wir vorbeikonn-ten, und schloss hinter uns die Tür. Ich wartete darauf, dass sie abschloss, damit wir nicht fliehen könnten, aber sie tat es nicht. Ich schob Philips Hand von meinen Narben weg, und er umschlang stattdessen meine Taille und führte mich einen langen, schmalen Flur entlang. Ein Durchgang brachte uns in ein Zimmer.

Es war ein Wohnzimmer mit allem, was dazugehört -Sofa, Zweisitzer, zwei Sessel, Pflanzen vor einem Erkerfenster. Die Nachmittagsschatten krochen über den Teppichboden. Gemütlich. Ein Mann stand in der Mitte des Raums, ein Glas in der Hand. Er sah aus, als käme er soeben von Leather 'R' Us. Lederriemen überkreuz auf Brust und Armen, etwa die Hollywood-Version eines sexbesessenen Gladiators.

Ich schuldete Philip eine Entschuldigung. Er hatte sich für den Abend konservativ gekleidet. Die glückliche Hausfrau

kam in ihrer purpurvioletten Unterwäsche hinter uns her und legte eine Hand auf Philips Arm. Ihre Fingernägel waren dunkelviolett, fast schwarz lackiert. Sie kratzte über seinen Arm und hinterließ schwache rote Spuren.

Philip erschauerte, sein Arm schloss sich enger um meine Taille. War das seine Auffassung von Vergnügen? Ich hoffte nicht.

Eine große schwarze Frau erhob sich von der Couch.

Ihre reichlich vorhandenen Brüste drohten sich aus dem schwarzen Bügel-BH zu quetschen. Ein roter Rock mit mehr Löchern als Stoff war an dem BH befestigt und bewegte sich, wenn sie ging, sodass er noch mehr Ausblick auf schwarze Haut bot. Ich wettete, dass sie darunter nackt war.

Da waren rosarote Narben an Handgelenk und Hals. Ein Babyjunkie, noch neu, fast frisch. Sie stelzte um uns herum, als wären wir im Angebot, und sie wollte einen genauen Blick auf uns werfen. Ihre Hand streifte meinen Rücken, und ich löste mich von Philip, um mich ihr zuzuwenden.

»Diese Narbe auf deinem Rücken; woher stammt sie? Das war kein Vampirbiss.« Für eine Frau hatte sie eine tiefe Stimme, Tenor vielleicht.

»Ein menschlicher Diener hat mir ein scharfkantiges Stück Holz in den Rücken gerammt.« Ich sagte nicht, dass das scharfkantige Stück Holz einer meiner Pfähle gewesen war, die ich mitgebracht hatte, oder dass ich den Diener noch in derselben Nacht getötet hatte.

»Ich heiße Rochelle«, sagte sie.

»Anita.«

Die glückliche Hausfrau trat dicht an mich heran, streichelte über meinen Arm. Ich wich zurück, ihre Finger glitten über meine Haut. Die Nägel hinterließen feine rote Linien. Ich widerstand dem Drang, darüber zu reiben. Ich war eine unbarmherzige Vampirtöterin. Kratzer machten mir nichts aus. Aber der Ausdruck in ihren Augen. Sie schaute, als überlegte sie, wie ich schmeckte und wie lange ich ausreichen würde. Ich war noch nie von einer Frau so angesehen worden. Es gefiel mir nicht besonders.

»Ich bin Madge. Das ist Harvey, mein Mann«, sagte sie und zeigte auf Mr. Leather, der sich zu Rochelle gesellt hatte.
»Willkommen in unserem Haus. Philip hat uns so viel über dich erzählt, Anita.«

Harvey wollte hinter mir vorbeigehen, aber ich ging bis an die Couch zurück, damit ich ihn von vorn hatte. Sie versuchten mich zu umkreisen wie die Haie. Philip sah mich an, eindringlich. Richtig; ich war hier, um mich zu amüsieren, und nicht, um mich zu benehmen, als hätten sie alle eine ansteckende Krankheit.

Was war das geringere Übel? Eine Vierundsechzigtausend-Dollar-Frage, falls es die gab. Madge leckte sich über die Lippen, langsam, viel sagend. Ihre Augen verrieten, dass sie unartige Dinge über mich dachte, und über sich. Eher würde ich sterben.

Blieb noch Harvey. Seine kleinen stumpfen Hände spielten mit dem Leder- und Metallbeiwerk an seinem kleinen Kilt. Die Finger rieben in einem fort darüber. Scheiße.

Ich warf ihm mein professionellstes Lächeln zu, es war nicht betörend, aber besser als ein Stirnrunzeln. Seine Augen weiteten sich, und er trat auf mich zu, eine Hand langte nach meinem linken Arm. Ich holte tief Luft und hielt den Atem an, mein Lächeln gefror auf der Stelle.

Seine Finger folgten sacht meiner Armbeuge, kitzelten über die Haut, bis ich schauderte. Harvey nahm das Schaudern als Einladung und kam näher. Beinah berührten wir uns. Ich fasste ihn an die Brust, damit er nicht noch näher käme. Sein Brusthaar war derb und dicht und schwarz. Ich war noch nie ein Fan der behaarten Brust. Glatte sind mir zehnmal lieber. Sein Arm begann meinen Rücken zu umfassen. Ich war unsicher, was ich tun sollte. Wenn ich zurückwich, würde ich auf der Couch zu sitzen kommen, keine gute Idee. Wenn ich mich nach vorn bewegte, würde ich mit ihm zusammenstoßen, samt dem ganzen Leder und der Haut.

Er lächelte mich an. »Meine Neugierde auf dich bringt mich fast um.«

Er sagte »bringt mich um«, als wäre es ein schlüpfriges Wort oder ein Insiderwitz. Die anderen lachten, alle außer Philip. Er nahm meinen Arm und zog mich von Harvey weg. Ich lehnte mich an ihn, legte sogar die Arme um seine Taille. Ich hatte noch nie jemanden mit Netzhemd umarmt. Es war ein interessantes Gefühl.

»Bedenkt, was ich erzählt habe«, bat er die anderen.

»Sicher, sicher«, sagte Madge. »Sie gehört dir, ganz allein, kein Weiterreichen, kein Befummeln.« Sie stelzte zu ihm, schaukelte ihr enges Spitzenhöschen. Dank ihrer Absätze konnte sie ihm gerade in die Augen sehen. »Du kannst sie fürs Erste von uns fern halten, aber wenn die großen Jungs

kommen, wirst du sie schon teilen. Sie werden dich dazu bringen.«

Er starrte ihr in die Augen, bis sie wegsah. »Ich habe sie hierher gebracht, und ich werde sie auch wieder nach Hause bringen«, sagte er.

Madge hob eine Braue. »Willst du dich ihnen entgegenstellen? Philip, mein Junge, sie muss eine süße Möse sein, aber kein Bettwärmer ist es wert, die großen Jungs zu verärgern.«

Ich ließ Philip los, fasste mit der flachen Hand auf ihren Bauch und schob, gerade mal so viel, dass sie zurücktreten musste. Die Absätze waren schlecht für die Balance, und beinahe wäre sie gefallen.

»Wir wollen mal eines klarstellen«, sagte ich. »Ich bin kein süßes Irgendwas, noch bin ich ein Bettwärmer.«

»Anita...«, sagte Philip.

»Meine Güte, ist die hitzig. Wo sagst du, hast du sie aufgabelt, Philip?«

Wenn ich eines hasse, dann belächelt zu werden, wenn ich wütend bin. Ich ging dicht an sie heran, und sie lächelte von oben auf mich herunter. »Wussten Sie, dass Sie beim Lächeln tiefe Falten um die Mundwinkel haben«, sagte ich. »Sie sind über vierzig, nicht wahr?«

Sie atmete geräuschvoll ein und wandte sich ab. »Du kleines Miststück.«

»Nennen Sie mich nie wieder süße Möse, Madge, Schätzchen.«

Rochelle lachte lautlos, ihr bemerkenswerter Busen schaukelte wie dunkelbraunes Gelee. Harvey stand mit unbewegter Miene da. Wenn er nur andeutungsweise gelächelt hätte, dann wäre Madge auf ihn losgegangen. Seine Augen funkelten reichlich, aber es gab nicht die Spur eines Lächelns.

Auf dem Gang weiter hinten öffnete sich eine Tür und wurde wieder geschlossen. Eine Frau betrat das Zimmer. Sie war um die vierzig oder vielleicht eine zähe Fünfzigerin. Sehr blondes Haar umrahmte ein dralles Gesicht. Jede Wette, das Blond kam aus der Flasche. Die plumpen kleinen Hände glitzerten von Ringen und echten Steinen. Ein langes schwarzes Negligee streifte den Boden zusammen mit einem offenen Spitzenmantel. Das glatte Schwarz des Negligees schmeichelte ihrer Figur, aber nicht genug. Sie hatte Übergewicht, und das war nicht zu verbergen. Sie sah aus wie eine Elternsprecherin, eine Leiterin bei den Pfadfindern, wie eine, die Plätzchen backt, wie die Mutter von irgendwem.

Und so stand sie im Durchgang und blickte Philip an.

Sie stieß einen kleinen Piepser aus und kam auf ihn zugerannt. Ich konnte ausweichen, bevor ich in der Stampede zu Boden ging. Philip hatte gerade genug Zeit, um sich gefasst zu machen, dann warf sie ihr beträchtliches Gewicht in seine Arme. Für eine Minute etwa dachte ich, dass er rückwärts fallen würde, mit ihr obendrauf, aber sein Rücken straffte sich, seine Beine spannten sich an, und er brachte sie beide ins Gleichgewicht.

Starker Philip, kann eine übergewichtige Nymphomanin mit beiden Händen stemmen.

Harvey sagte: »Das ist Crystal.«

Crystal küsste Philips Brust, rundliche, gemütliche kleine Hände versuchten ihm das Hemd aus der Hose zu ziehen, damit sie seine nackte Haut zu fassen bekämen. Sie war wie ein quietschvergnügter Welpen in seinem Ungestüm.

Philip versuchte sie abzuhalten, aber ohne viel Erfolg. Er warf mir einen langen Blick zu. Und mir fiel ein, dass er gesagt hatte, er ginge nicht mehr zu diesen Partys. War es deshalb? Wegen Crystal und ihresgleichen? Madge von den scharfen Nägeln? Ich hatte ihn gezwungen, mich hierher zu bringen, aber indem er das tat, brachte er auch sich selbst hierher.

Wenn man es so betrachtete, war es mein Fehler, dass Philip hier war. Verdammt, ich war ihm etwas schuldig.

Ich klopfte der Frau die Wange, sanfte. Sie sah mich mit großen Augen an, und ich fragte mich, ob sie kurzsichtig war.

»Crystal«, sagte ich. Ich setzte mein unschuldigstes Lächeln auf. »Crystal, ich will ja nicht grob sein, aber du befummelst meinen Partner.«

Sie sperrte den Mund auf die blassen Augen rollten. »Partner«, piepste sie. »Niemand hat hier einen Partner.«

»Also, ich bin neu auf solchen Partys. Ich kenne die Gepflogenheiten noch nicht. Aber wo ich herkomme, befummelt keine Frau den Partner einer anderen. Warte wenigstens, bis ich nicht hinsehe, okay?«

Crystals Unterlippe begann zu zittern. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ich war sanft, sogar freundlich gewesen,

und trotzdem fing sie an zu weinen. Was machte sie unter diesen Leuten?

Madge kam und legte ihren Arm um Crystal und führte sie weg. Dabei machte sie tröstende Geräusche und tätschelte ihr die schwarzseidenen Arme.

»Sehr unfreundlich«, bemerkte Rochelle. Sie entfernte sich von mir und ging an die Hausbar. Harvey war ebenfalls gegangen. Er folgte Madge und Crystal, ohne sich noch einmal umzusehen.

Man hätte meinen können, ich hätte ein Hündchen getreten. Philip atmete lange und tief aus und setzte sich auf die Couch. Er faltete die Hände zwischen den Knien. Ich setzte mich dicht neben ihn und zog mir den Rock über die Knie.

»Ich glaube nicht, dass ich das kann«, flüsterte ich.

Ich berührte ihn am Arm. Er zitterte, es war ein konstantes Zittern, das mir gar nicht gefiel. Ich hatte nicht gewusst, was es ihn kostete, hierher zu kommen, aber ich fing an zu begreifen.

»Wir können gehen«, schlug ich vor.

Er wandte sehr langsam den Kopf und sah mich an. »Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, dass wir gehen können.«

»Sie würden jetzt gehen, ohne etwas herausgefunden zu haben, nur weil ich Schwierigkeiten damit habe?«, fragte er.

»Sagen wir einfach, als übertrieben selbstbewusster Schäker gefallen Sie mir besser. Wenn Sie sich noch weiter so be-

nehmen, ohne sich zu verstellen, werden Sie mich ganz verlegen machen. Wir können gehen, wenn Sie nicht klarkommen.«

Er holte tief Luft und ließ sie langsam raus, dann schüttelte er sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. »Ich komme klar. Wenn ich die Wahl habe, komme ich klar.«

Jetzt war ich es, die ihn verblüfft ansah. »Warum hatten Sie vorher keine Wahl?«

Er wich meinem Blick aus. »Ich dachte einfach, ich müsste Sie herbringen, wenn Sie es wollten.«

»Nein, verdammt, das haben Sie überhaupt nicht gemeint.«
Ich nahm sein Gesicht und zwang ihn, mich anzusehen.
»Jemand hat Ihnen den Befehl gegeben, mich gestern aufzusuchen, nicht wahr? Es ging nicht darum, zu erfahren, was mit Jean-Claude ist, stimmt's?«

Seine Augen waren groß, und ich konnte seinen Puls unter meinen Fingern fühlen. »Wovor haben Sie Angst, Philip? Wer gibt Ihnen Befehle?«

»Anita, bitte, ich kann nicht.«

Meine Hand fiel in den Schoß. »Was für Befehle haben Sie, Philip?«

Er schluckte, und ich sah, wie seine Kehle arbeitete. »Ich soll Sie hier beschützen, das ist alles.« Sein Puls hüpfte unter dem geschwellenen Bissmal an seinem Hals. Er leckte sich über die Lippen, nicht verführerisch, sondern nervös. Er log mich an. Die Frage war nur, wie sehr und worüber.

Ich hörte Madges Stimme den Gang herunterkommen, ganz fröhliche Verlockung. Was für eine gute Gastgeberin. Sie geleitete zwei Leute ins Zimmer. Eine Frau mit kurzem kastanienbraunen Haar und zu viel Augen-Make-up, als hätte sie sich mit grüner Kreide beschmiert. Der andere war Edward, lächelnd, von seiner reizendsten Seite, einen Arm um Madges nackte Taille gelegt. Sie gab ein klangvolles, kehliges Lachen von sich, als er ihr etwas ins Ohr flüsterte.

Ich erstarrte, nur eine Sekunde. Das kam so unerwartet, dass ich einfach erstarrte. Wenn er eine Waffe gezogen hätte, hätte er mich töten können, während ich mit offenem Mund da-
saß. Was zum Teufel tat er hier?

Madge führte ihn und die Frau an die Bar. Er schaute über ihre Schulter hinweg zu mir und warf mir ein leises Lächeln zu, bei dem seine blauen Augen maskenhaft leer wurden.

Ich wusste, meine vierundzwanzig Stunden waren noch nicht um. Ich wusste das. Edward hatte beschlossen, sich hier nach Nikolaos umzusehen. War er uns gefolgt? Hatte er Philips Nachricht auf meinem Gerät abgehört?

»Was ist los?«, fragte Philip.

»Was los ist?«, sagte ich. »Sie nehmen Befehle von jemandem entgegen, wahrscheinlich von einem Vampir...« Ich beendete die Feststellung im Stillen: Und der Tod ist soeben durch die Tür getanz, um Freak zu spielen, während er nach Nikolaos sucht. Es gab nur einen möglichen Grund, wenn Edward nach einem bestimmten Vampir suchte. Er wollte ihn töten, wenn sich die Gelegenheit ergäbe.

Der Meuchelmörder mochte endlich seinen Meister gefunden haben. Ich hatte immer gedacht, ich wollte dabei sein,

wenn Edward am Ende unterlag. Ich hatte diese Beute gesehen, persönlich und aus nächster Nähe. Wenn Edward und Nikolaos sich begegneten und sie auch nur ahnte, dass ich die Hand im Spiel hatte... Scheiße. Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Ich sollte Edward ausliefern. Er hatte mir gedroht, und er würde es wahr machen. Er würde mich foltern, um die Information zu bekommen. Was schuldete ich ihm? Aber ich konnte es nicht tun, würde es nicht tun. Ein Mensch liefert einen anderen Menschen nicht an die Monster aus. Trotz aller Gründe.

Monica hatte diese Regel missachtet, und ich verabscheute sie dafür. Ich glaube, ich war für Edward, was einem besten Freund am nächsten kommt. Ein Mensch, der weiß, wer und wie man ist, und einen trotzdem mag. Ich mochte ihn, trotz oder wegen dem, was er war. Obwohl ich wusste, dass er mich töten würde, wenn es so weit käme? Ja, auch dann. Es schien nicht gerade vernünftig zu sein, so gesehen. Aber ich konnte mir nicht über Edwards Moral den Kopf zerbrechen. Die einzige Person, der ich ins Gesicht zu sehen hatte, das war ich, im Spiegel. Das einzige moralische Dilemma, das ich lösen konnte, war mein eigenes.

Ich sah Edward Madge abknutschen. Er spielte seine Rolle viel besser als ich. Er war auch ein viel besserer Lügner.

Ich würde ihn nicht verraten, und Edward hatte gewusst, dass ich ihn nicht verraten würde. Auf seine Art kannte er mich auch. Er hatte sein Leben auf meine Integrität gesetzt, und das ärgerte mich. Ich hasse es, benutzt zu werden. Meine Rechtschaffenheit war mir zur Strafe geworden.

Aber vielleicht, ich wusste nur noch nicht, wie, könnte ich Edward genauso benutzen. Vielleicht könnte ich seinen Mangel an Ehre so benutzen wie er jetzt meine Ehre.

Das barg zweifellos gewisse Möglichkeiten.

26. Kapitel

Die braunhaarige Frau, die zu Edward gehörte, kam zur Couch herüber und rutschte auf Philips Schoß. Sie kicherte und schlang ihre Arme um seinen Hals. Ihre Hände wanderten nicht tiefer, und sie versuchte auch nicht, ihn auszuführen. Der Abend besserte sich. Edward folgte der Frau wie ein blonder Schatten. In seiner Hand trug er ein Glas, und um seine Lippen spielte ein angemessen harmloses Lächeln.

Wenn ich ihn nicht gekannt hätte, ich hätte ihn keinesfalls angeschaut und niemals behauptet, das sei ein gefährlicher Mann. Edward, das Chamäleon. Er balancierte im Rücken der Frau auf der Couchlehne, eine Hand rieb ihre Schulter.

»Anita, das ist Darlene«, sagte Philip.

Ich nickte. Sie kicherte und ließ ihre kleinen Füße baumeln.

»Das ist Teddy. Ist er nicht zum Anbeißen?«

Teddy? Anbeißen? Ich schaffte ein Lächeln, und Edward küsste sie auf den Hals. Sie schmiegte sich an seine Brust und schaffte es, zur selben Zeit in Philips Schoß zu posieren. Koordination.

»Lass mich kosten.« Darlene schob ihre Unterlippe unter die Zähne und zog sie langsam darunter hervor.

Philips Atem bebte. Er flüsterte: »Ja.«

Ich glaubte nicht, dass mir das gefallen würde.

Darlene nahm seinen Arm mit beiden Händen und führte ihn an ihren Mund. Sie ließ einer Narbe einen zarten Kuss zuteil werden, dann glitt sie mit den Beinen zwischen seinen hindurch, bis sie vor ihm kniete. Seinen Arm hatte sie nicht losgelassen. Der weite Rock ihres Kleides hatte sich um ihre Taille gerafft und seine Beine eingefangen. Sie trug rote Spitzenhöschen und einen passenden Strumpfgürtel. Farbliche Perfektion.

Philips Miene war träge geworden. Er sah ihr zu, wie sie seinen Arm zum Mund führte. Eine kleine rosa Zunge leckte seinen Arm, schnellte vor, benetzte ihn, verschwand. Sie sah ihn von unten herauf an, die Augen schwarz und trunken. Es muss ihr gefallen haben, was sie gesehen hatte, denn sie begann, seine Narben zu lecken, eine nach der anderen, verwöhnt, eine Katze an der Sahne. Ihre Augen wichen nicht von seinem Gesicht.

Philip schauderte; sein Rücken zuckte. Er schloss die Augen und lehnte den Kopf zurück. Ihre Händen gingen an seinen Bauch. Sie griff nach dem Netzhemd und zog. Es glitt aus der Hose, und ihre Hände streichelten seine nackte Brust.

Er zuckte zusammen, riss die Augen auf, packte ihre Arme. Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht.« Seine Stimme klang heiser und zu tief.

»Du willst, dass ich aufhöre?«, fragte Darlene. Sie hatte die Augen fast geschlossen, atmete schwer, die Lippen erwartungsvoll aufgeworfen.

Er hatte Mühe zu sprechen und gleichzeitig vernünftig zu klingen. »Wenn wir das tun... dann ist Anita allein. Wir wollen fair sein. Ist ihre erste Party.«

Darlene sah mich an, vielleicht zum ersten Mal. »Mit solchen Narben?«

»Die stammen von einem echten Angriff. Ich hab sie überredet zu kommen.« Er zog ihre Hände unter dem Hemd hervor. »Ich kann sie nicht allein lassen.« Seine Augen stellten sich wieder auf Entfernungen ein. »Sie kennt die Gepflogenheiten noch nicht.«

Darlene legte ihren Kopf auf seinen Oberschenkel. »Philip, bitte, ich habe dich vermisst.«

»Du weißt, was sie mit ihr machen würden.«

»Teddy wird sie beschützen. Er kennt sich aus.«

Ich fragte: »Sie waren bereits auf solchen Partys?« »Ja«, sagte Edward. Er hielt meinem Blick für mehrere Sekunden stand, während ich versuchte, ihn mir auf anderen Partys vorzustellen. Daher hatte er also sein Wissen über die Welt der Vampire, durch die Freaks.

»Nein«, widersprach Philip. Er stand auf, hielt Darlene an den Unterarmen und stellte sie auf die Füße. »Nein«, sagte er und klang sicher, zuversichtlich. Er ließ sie los und hielt mir seine Hand hin. Ich nahm sie. Was hätte ich sonst tun können?

Seine Hand war verschwitzt und warm. Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer, und ich mit meinen hohen Absätzen musste fast rennen, um mit meiner Hand mitzuhalten.

Er führte mich den Flur entlang zum Badezimmer und ging hinein. Er schloss die Tür ab und lehnte sich dagegen, Schweißperlen im Gesicht, die Augen geschlossen. Ich entzog ihm meine Hand, und er ließ es geschehen.

Ich sah mich nach Sitzgelegenheiten um und setzte mich schließlich auf den Wannenrand. Es war nicht bequem, schien aber das geringere von zwei Übeln zu sein. Philip atmete in großen Zügen ein und drehte sich dann zum Waschbecken. Er ließ das Wasser rauschen und spritzen, tauchte die Hände ein und warf es sich wieder und wieder ins Gesicht, bis er sich schließlich aufrichtete. Das Wasser tropfte herab. Tropfen saßen an Wimpern und Haaren. Er blinzelte sich im Spiegel über dem Becken an. Er sah erschrocken aus.

Wasser lief ihm am Hals hinunter auf die Brust. Ich stand auf und reichte ihm ein Handtuch von der Stange. Er reagierte nicht. Ich rieb ihm mit dem sauber duftenden Frottee über die Brust.

Endlich nahm er es und trocknete sich zu Ende ab. Sein Haar war schwarz und rings um das Gesicht nass. Es gab keine Möglichkeit, es zu trocknen. »Ich hab's geschafft«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich, »Sie haben es geschafft.«

»Fast hätte ich sie gelassen.«

»Aber Sie taten es nicht, Philip. Und bloß das allein zählt.«

Er nickte hastig. »Wahrscheinlich.« Er kam mir noch immer atemlos vor.

»Wir gehen besser wieder rein.«

Er nickte. Aber er blieb stehen, atmete weiter tief ein, als bekäme er nicht genug Sauerstoff.

»Geht es Ihnen gut, Philip?« Das war eine blöde Frage, aber mir fiel nichts anderes ein.

Er nickte. Mr. Konversation.

»Wollen Sie gehen?«, fragte ich.

Da sah er mich an. »Das ist das zweite Mal, dass Sie mir das anbieten. Warum?«

»Warum was?«

»Warum bieten Sie mir an, mich aus meiner Zusage zu entlassen?«

Ich zuckte die Achseln und rieb mir über die Arme. »Weil... weil Sie zu leiden scheinen. Weil Sie ein Junkie sind, der gewissermaßen versucht abzuspringen, und ich Ihnen das nicht vermasseln will.«

»Das ist sehr... anständig von Ihnen.« Er sagte anständig wie ein Fremdwort.

»Wollen Sie gehen?«

»Ja«, sagte er, »aber das können wir nicht.«

»Das haben Sie schon mal gesagt. Warum können wir nicht?«

»Ich kann nicht, Anita, ich kann nicht.«

»Doch, Sie können. Von wem erhalten Sie Befehle, Philip? Sagen Sie es mir. Was geht hier vor?« Ich stand fast auf Tuchfühlung, spuckte ihm jedes einzelne Wort vor die Brust und sah ihm dabei in die Augen. Es ist immer schwer, hart zu bleiben, wenn man den Kopf in den Nacken legen muss, um jemandem in die Augen sehen zu können. Aber ich bin schon mein ganzes Leben lang klein, und Übung macht den Meister.

Seine Hand glitt um meine Schultern. Ich stieß ihn weg, und seine Hände schlossen sich hinter meinem Rücken. »Philip, hören Sie auf.«

Ich stemmte mich mit flachen Händen gegen seine Brust, um zu verhindern, dass wir uns gegeneinander pressten. Sein Hemd war nass und kalt. Sein Herz hämmerte. Ich schluckte mühsam und sagte: »Ihr Hemd ist nass.«

Er ließ mich so plötzlich los, dass ich rückwärts taumelte. In einer fließenden Bewegung zog er sich das Hemd über den Kopf. Natürlich, er hatte eine Menge Übung beim Entkleiden. Es wäre so eine hübsche Brust gewesen ohne die Narben.

Er machte einen Schritt auf mich zu. »Bleiben Sie da stehen«, sagte ich. »Was soll der plötzliche Stimmungswechsel?«

»Sie gefallen mir; ist das nicht genug?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Er ließ das Hemd auf den Boden fallen. Ich sah zu, als wäre es etwas Wichtiges. Zwei Schritte, und er war bei mir. Badezimmer sind so klein. Ich tat das Einzige, was mir einfiel - ich stieg in die Wanne. Nicht sehr würdevoll mit hohen Absätzen, aber ich war nicht mehr an Philips Brust gedrückt. So ziemlich alles war eine Verbesserung.

»Wir werden beobachtet«, sagte er.

Ich drehte mich ganz langsam um, wie in einem schlechten Horrorfilm. Die Dämmerung drückte gegen die hauchdünnen Gardinen, und ein Gesicht lugte daraus hervor. Es war Harvey, Mr. Leather. Die Fenster lagen zu hoch, als dass er auf dem Boden stehen konnte. Stand er auf einer Kiste? Oder hatten sie vielleicht eine kleine Plattform vor jedem Fenster, damit sie die Show verfolgen konnten?

Ich ließ mir von Philip aus der Wanne helfen. »Konnte er uns hören?«, flüsterte ich.

Philip schüttelte den Kopf. Seine Arme glitten wieder um meinen Rücken. »Man hält uns für ein Liebespaar. Wollen Sie, dass Harvey anfängt, etwas anderes zu denken?«

»Das ist Erpressung.«

Er lächelte, verwirrend, zum Anfassen und Streicheln, erregend. Mein Magen zog sich zusammen. Er beugte sich herab, und ich hielt ihn nicht auf. Der Kuss erfüllte alle Versprechen, volle weiche Lippen, eine leichte Berührung der Haut, dann heißer Druck. Seine Hände legten sich fest auf meinen nackten Rücken, die Finger kneteten die Muskeln

entlang der Wirbelsäule, bis ich mich bereitwillig entspannte.

Er streifte mein Ohrläppchen mit heißem Atem. Sein Mund fand den Puls an meiner Kehle, seine Zunge suchte danach, als verschmelze sie mit der Haut. Zähne kratzten über meinen Hals. Sie bissen zu, fest, schmerzhaft.

Ich stieß ihn von mir. »Scheiße! Sie haben mich gebissen.«

Sein Blick war verschwommen. Ein roter Tropfen hing an seiner Unterlippe.

Ich fasste mir an den Hals und bekam blutige Finger. »Zum Teufel mit Ihnen!«

Er leckte sich mein Blut von den Lippen. »Ich glaube, Harvey hat uns die Vorstellung abgenommen. Jetzt sind Sie gezeichnet. Jeder kann sehen, was Sie sind und warum Sie hier sind. Er tat einen tiefen, bebenden Atemzug. Ich brauche Sie heute Abend nicht noch einmal zu berühren. Ich werde dafür sorgen, dass es auch sonst keiner tut. Ich schwöre.«

Mein Hals pochte; ein Biss, ein bescheuerter Biss!

»Wissen Sie, wie viele Bazillen der Mensch im Mund hat?«

Er lächelte mich an, noch immer verschwommen. »Nein.«

Ich schob ihn aus dem Weg und wusch mir die Stelle mit Wasser. Man sah, was es war, der Biss eines Menschen. Kein perfekter Zahnabdruck, aber fast. »Verdammter Kerl.«

»Wir müssen hineingehen, damit Sie nach Anhaltspunkten suchen können.« Er hatte sein Hemd vom Boden aufgehoben und stand da, ließ es lässig an der Seite herabhängen. Eine

braune Brust, Lederhosen, die Lippen voll, als hätte er an etwas gesaugt. An mir. »Sie sehen aus wie eine Werbung vom Gigolo-Verleih«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln. »Fertig?«

Ich betastete noch immer die Wunde. Ich wollte ihm böse sein und konnte es nicht. Ich hatte Angst. Angst vor Philip und vor dem, was er war oder nicht war. Ich hatte nicht damit gerechnet. Hatte er Recht? Würde ich für den Rest des Abends sicher sein? Oder hatte er nur wissen wollen, wie ich schmecke?

Er öffnete die Tür und wartete auf mich. Ich ging hinaus. Als wir zum Wohnzimmer zurückgingen, merkte ich, dass er mich von meiner Frage abgelenkt hatte. Für wen arbeitete er? Ich wusste es noch immer nicht.

Es war verdammt peinlich, dass jedes Mal, wenn er sein Hemd auszog, mein Verstand baden ging. Aber jetzt nicht mehr; das war mein erster und letzter Kuss von Philip von den vielen Narben. Von jetzt an würde ich die unbarmherzige Vampirtöterin sein, die sich nicht von prächtigen Muskeln und hübschen Augen ablenken ließ.

Ich betastete die Bisswunde. Es tat weh. Schluss mit Mrs. Nice Guy. Wenn Philip mir noch einmal zu nahe kam, würde ich ihm etwas antun. Aber wie ich ihn kannte, würde er das wahrscheinlich genießen.

Madge hielt uns im Flur auf. Sie wollte mir an den Hals greifen. Ich packte ihr Handgelenk.

»So empfindlich?«, sagte sie. »Hat's dir nicht gefallen? Erzähl mir nicht, du bist seit einem Monat mit Philip zusammen, und er hat dich noch nicht probiert.«

27. Kapitel

Sie zog den seidenen BH herunter und entblößte den oberen Hügel der Brust. Dort auf der blassen Haut prangte ein perfekter Satz Bisssspuren. »Das ist Philips Markenzeichen, wusstest du das nicht?«

»Nein«, antwortete ich. Ich schob mich an ihr vorbei und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Ein Mann, den ich nicht kannte, fiel vor meine Füße. Crystal war auf ihm und klemmte ihn auf dem Boden fest. Er sah jung und ein wenig ängstlich aus. Er blickte an Crystal vorbei mich an. Ich dachte, gleich würde er mich um Hilfe bitten, aber sie küsste ihn, glitschig und tief, als wollte sie ihn vom Mund her austrinken. Seine Hände begannen die Seidenfalten ihres Rocks hochzuschieben. Ihre Oberschenkel waren unglaublich weiß, wie gestrandete Wale.

Ich drehte mich abrupt weg und ging zur Tür. Meine Absätze machten einen wichtig klingenden Laut auf dem Parkett. Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, ich hätte behauptet, es klang wie Rennen. Ich rannte aber nicht. Ich ging einfach nur sehr schnell.

Philip holte mich an der Tür ein. Er drückte die Hände dagegen, damit ich sie nicht öffnen konnte. Ich atmete ruhig und fest ein. Ich würde nicht die Geduld verlieren, noch nicht.

»Es tut mir Leid, Anita, aber so ist es besser. Sie sind jetzt sicher, vor den Menschen.«

Ich sah zu ihm auf und schüttelte den Kopf. »Sie verstehen mich falsch. Ich brauche frische Luft, Philip. Ich gehe nicht nach Hause, falls Sie das befürchten.«

»Ich werde mit Ihnen nach draußen gehen.«

»Nein. Das würde den Zweck vereiteln. Denn Sie sind eines der Dinge, von denen ich mich entfernen will.«

Darauf trat er zur Seite. Seine Augen schlossen sich, schützten, versteckten sich. Warum hatte ihn das gekränkt? Ich wusste es nicht, und ich wollte es auch nicht wissen.

Ich öffnete die Tür, und Hitze umfing mich wie ein Pelz.

»Es ist dunkel«, sagte er. »Sie werden bald hier sein. Ich kann Ihnen nicht helfen, wenn ich nicht bei Ihnen bin.«

Ich trat dicht zu ihm und sagte beinahe im Flüsterton: »Wir wollen ehrlich sein, Philip. Für meinen Schutz kann ich selbst wesentlich besser sorgen als Sie. Der erste Vampir, der mit dem Finger winkt, wird Sie zum Mittagessen genießen.«

Seine Miene zerbröckelte, und ich wollte es mir nicht ansehen. »Verdammt, Philip, reißen Sie sich zusammen.«

Ich ging auf die vergitterte Veranda und widerstand dem Drang, die Tür zuzuknallen. Das wäre kindisch gewesen. Ich fühlte mich gerade ein wenig wie ein Kind, aber das sparte ich mir auf. Man weiß nie, wann etwas kindlicher Zorn vielleicht nützlich wird.

Die Nacht war voll von Zikaden und Grillen. Ein Wind riss an den Wipfeln der hohen Bäume, aber er berührte nie den Boden. Die Luft unten war schal und dumpf wie Gummi.

Nach dem klimatisierten Zimmer fühlte sich die Hitze gut an. Sie war etwas Echtes und irgendwie reinigend. Ich tastete nach der Bissspur an meinem Hals. Ich fühlte mich schmutzig, benutzt, missbraucht, wütend, angewidert.

Ich würde hier gar nichts herausfinden. Wenn jemand oder etwas Vampire abschlachtete, die diesen Freakzirkus veranstalteten, dann schien mir das keine schlechte Idee zu sein.

Ob ich mit dem Mörder sympathisierte, war natürlich nicht entscheidend. Nikolaos erwartete, dass ich den Fall löste, und deswegen sollte ich es verdammt nochmal tun.

Ich atmete tief die zähe Luft ein und spürte die ersten Reaktionen von... Macht. Sie strömte durch die Bäume wie Wind, aber ihre Berührung kühlte nicht.

Mein Nackenhaar versuchte mir den Rücken hinunterzukriechen. Wer immer dort war, sie waren randvoll von Macht. Und sie versuchten, einen Toten zu erwecken.

Trotz der Hitze hatte es eine Menge geregnet, und meine Absätze sanken sofort in den Rasen. Am Ende lief es auf einen gebückten Zehenspitzenengang hinaus, bei dem ich gleichzeitig versuchte, nicht zu stolpern und auf die aufgeweichte Erde zu fallen.

Der Boden war mit Eicheln überschwemmt. Ich ging wie auf Murmeln. Ich ließ mich gegen einen Baumstamm sinken und fasste an meine schmerzende Schulter, die Aubrey so hübsch blau gequetscht hatte.

Ein deutliches Meckern, hell und angstvoll, klang auf. Es war in der Nähe. War es eine Täuschung der stickigen Luft, oder meckerte da wirklich eine Ziege? Der Schrei endete in einem nassen gurgelnden Laut. Die Bäume öffneten sich, das Gelände war offen und vom Mondlicht versilbert.

Ich streifte einen Schuh ab und testete den Boden. Feucht, kalt, aber nicht zu schlimm. Ich streifte auch den anderen Schuh ab, nahm sie in die Hand und rannte.

Der hintere Garten war riesig, erstreckte sich bis in die silberne Dunkelheit und war kahl bis auf eine Wand zu hoch gewordener Hecken in einiger Entfernung. Ich rannte darauf zu. Dort musste das Grab liegen es gab keinen anderen Platz, wo es vor Blicken verborgen gewesen wäre.

Das eigentliche Ritual für die Totenerweckung ist kurz, wie Rituale meistens sind. Die Macht floss in die Nacht hinaus und in das Grab. Sie baute ein langsames, stetiges Aufsteigen, einen warmen »Zauber« auf. Er zog an meinem Magen und brachte mich zu der Hecke. Sie ragte schwarz im Mondlicht auf, hoffnungslos zugewachsen. Da gab es keine Möglichkeit, sich durchzuquetschen.

Ein Mann schrie auf. Dann eine Frau: »Wo ist er? Wo ist der Zombie, den du uns versprochen hast?«

»Er ist zu alt!« Die Stimme des Mannes war dünn vor Angst.

»Du hast gesagt, Hühner sind nicht genug, also brachten wir dir eine Ziege zum Töten. Aber kein Zombie. Ich dachte, du bist gut darin.«

Ich fand ein Tor in der Hecke auf der gegenüberliegenden Seite. Das Metall war rostig und in seinem Rahmen verzo-

gen. Es ächzte, als ich es aufdrückte, ein metallischer Schrei. Mehr als ein Dutzend Augenpaare richteten sich auf mich. Bleiche Gesichter, die schreckliche Stille der Untoten. Vampire. Sie standen zwischen den alten Grabsteinen des kleinen Familienfriedhofs und warteten. Niemand wartet so geduldig wie die Toten.

Mir am nächsten stand der schwarze Vampir aus Nikolaos' Höhle. Mein Puls beschleunigte sich, und ich suchte hastig die Gruppe ab. Sie war nicht da. Gott, ich danke dir.

Der Vampir lächelte und sagte: »Bist du gekommen, um zusehen... Animator?« Hätte er etwa fast »Scharfrichter« gesagt? War es ein Geheimnis?

Wie auch immer, er winkte die anderen zur Seite und ließ mich die Vorstellung ansehen. Zachary lag auf dem Boden. Sein Hemd war nass von Blut. Man kann keine Kehle aufschlitzen, ohne sich ein bisschen schmutzig zu machen. Theresa stand über ihm, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie war schwarz gekleidet. Die einzige Haut, die man sah, war ein Streifen am Bauch, der beinahe leuchtete. Theresa, Herrin der Finsternis.

Ihr Blick schnellte zu mir herüber, dann richtete sie ihn wieder auf den Mann. »Nun, Zachary, wo ist unser Zombie?«

Er schluckte hörbar. »Er ist zu alt. Es ist nicht genug von ihm übrig.«

»Nur hundert Jahre alt, Animator. Bist du so schwach?«

Er schaute zu Boden. Seine Finger gruben sich in die weiche Erde. Er schoss mir einen Blick zu. Ich wusste nicht, was er

mir mit diesem Blick mitteilen wollte. Dass er Angst hatte? Dass ich rennen sollte? Ihm helfen sollte? Was?

»Was nützt ein Animator, der keine Toten wecken kann?«, fragte Theresa. Sie ließ sich plötzlich neben ihm auf die Knie fallen und fasste ihn bei den Schultern. Zachary zuckte zusammen, versuchte aber nicht, ihr auszuweichen.

Die Welle einer angedeuteten Bewegung lief durch die übrigen Vampire. Ich konnte fühlen, wie sich der ganze Kreis hinter mir anspannte. Gleich würden sie ihn töten. Die Tatsache, dass er den Zombie nicht erwecken konnte, war nur ein Vorwand, gehörte zum Spiel.

Theresa riss ihm das Hemd vom Rücken. Es flatterte um seine Unterarme, steckte noch in der Taille. Ein kollektiver Seufzer ging durch die Gruppe.

Um seinen rechten Oberarm trug er ein gewebtes Band mit eingearbeiteten Perlen. Es war ein Gris-Gris, ein Voodoo-Talisman, aber er würde ihm jetzt nichts nützen. Egal was das Ding bewirken sollte, es würde nicht reichen.

»Vielleicht taugst du als Frischfleisch?«, flüsterte Theresa in ihr Publikum. Die Vampire begannen sich zu nähern, leise wie der Wind im Gras.

Ich konnte nicht einfach zusehen. Er war ein Kollege und ein menschliches Wesen. Ich konnte ihn nicht einfach umkommen lassen, nicht so, nicht vor meinen Augen.

»Wartet«, sagte ich.

Niemand schien mich zu hören. Die Vampire rückten näher und versperrten mir die Sicht auf Zachary. Wenn ihn einer

biss, würde die Raserei losgehen. Ich hatte das schon einmal erlebt. Ich würde die Albträume nie mehr loswerden, wenn ich es nochmal mit ansehen müsste.

Ich erhob die Stimme und hoffte, dass sie zuhörten. »Wartet! Gehört er nicht zu Nikolaos? Nennt er sie nicht seinen Meister?«

Sie zögerten, dann teilten sie sich vor Theresa, die mit großen Schritten zwischen ihnen hindurchkam, bis sie vor mir stand. »Das ist nicht Ihre Sache.« Sie starrte mich an, und ich hielt ihrem Blick stand. Eine Sorge weniger.

»Ich mache es zu meiner Sache«, erwiderte ich.

»Wollen Sie ihm in den Tod folgen?«

Die Vampire erweiterten ihren Kreis, um mich mit einzuschließen. Ich ließ sie. Es gab sowieso nicht viel, das ich dagegen tun könnte. Entweder holte ich uns beide lebend da raus oder ich würde ebenfalls sterben, vielleicht, wahrscheinlich. Mal sehen.

»Ich möchte mit ihm sprechen, von Kollege zu Kollege«, sagte ich.

»Warum?«, fragte sie.

Ich trat dicht an sie heran, fast auf Tuchfühlung. Ihre Wut war beinahe greifbar. Ich ließ sie vor den anderen schlecht dastehen, und ich wusste es, und sie wusste, dass ich es wusste. Ich flüsterte, obgleich mich einige verstehen würden: »Nikolaos hat befohlen, dass der Mann sterben soll, aber ich soll am Leben bleiben, Theresa. Was würde sie mit Ihnen machen, wenn ich hier versehentlich sterbe?« Ich hauchte ihr

die letzten Worte ins Gesicht. »Wollen Sie die Ewigkeit damit verbringen, in einem mit Kreuzen gesicherten Sarg zu liegen?«

Sie fauchte und zuckte vor mir zurück, als hätte ich sie verbrüht. »Hol dich der Teufel, Sterbliche, zur Hölle mit dir!« Schwarzes Haar knisterte rings um ihr Gesicht, sie krümmte die Finger zu Krallen. »Sprechen Sie mit ihm, was immer das nützt. Er muss diesen Zombie erwecken, diesen hier, oder er gehört uns. Das sagt Nikolaos.«

»Wenn er den Zombie erweckt hat, darf er gehen, unbehelligt?«, fragte ich.

»Ja, aber er kann es nicht; er ist nicht stark genug.«

»Worauf Nikolaos sich verlassen hat«, sagte ich.

Theresa lächelte, ein grimmiges Verziehen der Lippen, das ihre Fänge entblößte. »Jaaa.« Sie drehte mir den Rücken zu und schritt durch die Vampire. Sie machten ihr Platz wie aufgescheuchte Tauben. Und ich bot ihr Widerstand. Manchmal sind Tapferkeit und Dummheit austauschbar.

Ich kniete mich neben Zachary. »Sind Sie verletzt?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß Ihre Geste zu schätzen, aber sie sind entschlossen, mich heute Abend umzubringen.« Er schaute zu mir auf, blasse Augen suchten meinen Blick. »Sie können nichts tun, um sie aufzuhalten.« Er lächelte dünn. »Sogar Sie haben Ihre Grenzen.«

»Wir können den Zombie wecken, wenn Sie mir vertrauen.«

Er runzelte die Stirn. Ich konnte seine Miene nicht deuten - Verwirrung oder etwas anderes? »Warum?«

Was sollte ich sagen? Dass ich ihn nicht einfach sterben sehen wollte? Er hatte zugesehen, wie ein Mann gefoltert wurde, und keinen Finger gerührt. Ich entschied mich für den geringeren Grund. »Weil ich nicht will, dass sie Sie kriegen, wenn ich es verhindern kann.«

»Ich begreife Sie nicht, Anita, ich begreife Sie überhaupt nicht.«

»Dann sind wir schon zwei. Können Sie aufstehen?«

Er nickte. »Was haben Sie vor?«

»Wir werden unsere Kräfte verbinden.«

Er riss die Augen auf. »Scheiße, Sie können als Fokus wirken?«

»Ich habe es bisher zweimal gemacht.« Zweimal mit derselben Person. Mit dem, der mich zum Animator ausgebildet hatte. Noch nie mit einem Fremden.

Er senkte die Stimme zu einem knappen Flüstern. »Sind Sie sicher, dass Sie das tun wollen?«

»Sie retten?«

»Ihre Kräfte teilen«, widersprach er.

Theresa kam schwungvoll und stofffraschelnd heran. »Genug damit, Animator. Er kann es nicht, also bezahlt er den Preis. Entweder gehen Sie jetzt oder Sie schließen sich unserm... Festmahl an.«

»Gibt es Braten?«, fragte ich.

»Was reden Sie da?«

»Das ist aus Dr. Seuss, *Wie der Grinch Weihnachten stahl*. Sie kennen die Stelle: >Und sie ess-, ess-, ess-, essen! Dann wird «-Pudding und «-Braten wie besessen gegessen.<«

»Sie sind verrückt.«

»Das sagt man.«

»Wollen Sie sterben?«, fragte sie.

Ich stand auf, ganz langsam, und fühlte etwas in mir aufsteigen. Eine Sicherheit, eine vollkommene Gewissheit, dass sie keine Gefahr für mich war. Dumm, aber das Gefühl war da, zuverlässig und wirklich.

»Kann sein, dass mich jemand umbringt, bevor das hier alles vorbei ist, Theresa« - ich rückte gegen sie vor, und sie wich zurück -»aber Sie werden es mit Sicherheit nicht sein.«

Ich konnte fast ihren Puls auf der Zunge spüren. Hatte sie Angst vor mir? Wurde ich wahnsinnig? Ich hatte mich soeben einem zweihundert Jahre alten Vampir entgegengestellt, und er war zurückgewichen. Ich war verwirrt, fast benommen, als hätte sich die Realität verschoben und niemand hätte mich gewarnt.

Theresa drehte sich um, ballte die Fäuste. »Erwecken Sie den Toten, Animatoren, sonst, bei sämtlichem Blut, das jemals vergossen wurde, werde ich Sie beide töten.«

Ich glaube, sie meinte es ernst. Ich schüttelte mich wie ein nasser Hund. Ich hatte dreizehn Vampire zu besänftigen und eine hundert Jahre alte Leiche zu erwecken. Ich konnte nur

eine Million Probleme auf einmal lösen. Einemillionundeins überstiegen meine Kräfte.

»Stehen Sie auf, Zachary«, sagte ich. »Zeit, ans Werk zu gehen.«

Er stand auf. »Ich habe noch nie mit einem Fokus gearbeitet. Sie werden mir erklären müssen, was zu tun ist.«

»Kein Problem«, erwiderte ich.

28. Kapitel

Die Ziege lag auf der Seite. Das nackte Weiß ihres Rückgrats schimmerte im Mondlicht. Aus der klaffenden Wunde sickerte noch Blut in den Boden. Die Augen waren verdreht und glasig, die Zunge hing aus dem Maul.

Je älter ein Zombie ist, desto größer das benötigte Opfer. Ich wusste das, und darum vermied ich ältere Zombies, wenn ich konnte. Bei einem Hundertjährigen war der Körper nur noch Staub. Wenn man viel Glück hatte, gab's noch ein paar wenige Knochen. Um aus dem Grab zu steigen, bildeten sie sich vollständig neu. Wenn man die Macht hat, es zu tun.

Das Problem war, dass die meisten Animatoren keinen, der ein Jahrhundert oder länger tot war, erwecken konnten. Ich konnte es. Ich wollte es nur nicht. Bert und ich hatten lange Diskussionen über meine Vorzüge geführt. Je älter der Zombie, desto mehr können wir verlangen. Dies hier war mindestens ein Zwanzigtausend-Dollarjob. Ich bezweifelte, dass man mich heute Abend bezahlen würde, es sei denn, den

Morgen zu erleben war Bezahlung genug. Ja, das war es wahrscheinlich. Hier galt es den nächsten Tag zu sehen.

Zachary stellte sich neben mich. Er hatte die Reste seines Hemdes von sich gerissen und stand dünn und blass neben mir. Sein Gesicht war nur noch Schatten und weiße Haut, die hohen Wangen eingefallen.

»Was jetzt?«, fragte er.

Der Ziegenkadaver lag innerhalb des Blutkreises, den er vorher gezogen hatte; gut. »Holen Sie alles, was wir brauchen, in den Kreis.«

Er brachte ein langes Jagdmesser und ein Halbliterglas mit einer hellen, schwach leuchtenden Salbe. Ich selbst bevorzugte eine Machete, aber das Messer war groß und hatte eine Sägekante und eine glänzende Spitze. Es war sauber und scharf. Er pflegte seine Werkzeuge. Sonderpunkt für ihn.

»Wir können die Ziege nicht zweimal töten«, sagte er. »Was sollen wir nehmen?«

»Uns«, antwortete ich.

»Was reden Sie da?«

»Wir werden uns schneiden; frisches lebendiges Blut, so viel, wie wir gewillt sind, zu geben.«

»Der Blutverlust wird Sie zu sehr schwächen, um weiterzumachen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir haben schon einen Blutkreis, Zachary. Wir werden ihn nur noch einmal abschreiten, nicht neu ziehen.«

»Verstehe ich nicht.«

»Ich habe nicht die Zeit, um Ihnen das Metaphysische zu erklären. Jede Wunde ist ein kleiner Tod. Wir geben dem Kreis einen unbedeutenden Tod und reaktivieren ihn.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kapiere es noch immer nicht.«

Ich holte tief Luft und merkte dann, dass ich es nicht erklären konnte. Es war, als müsste man den Atemvorgang erklären. Man konnte ihn in einzelne Schritte gliedern, aber das sagte einem noch nicht, wie sich das Atmen anfühlte. »Ich werde Ihnen zeigen, was ich meine.« Wenn er diesen Teil des Rituals nicht fühlen, ihn nicht wortlos verstehen konnte, dann würde der Rest sowieso nicht funktionieren.

Ich hielt die Hand auf. Er zögerte, dann reichte er mir das Messer, mit dem Griff voran. Das Ding fühlte sich schwer an, aber andererseits war es nicht zum Werfen gedacht. Ich hielt die Luft an und drückte die Schneide auf meinen linken Arm, kurz unterhalb der kreuzförmigen Narbe. Ein rascher Abwärtshieb, und das Blut quoll heraus. Die Wunde brannte sofort heftig. Ich atmete aus und reichte Zachary das Messer.

Er blickte zwischen mir und dem Messer hin und her.

»Tun Sie's, rechter Arm, damit wir einander spiegeln«, sagte ich.

Er nickte und machte einen raschen Schnitt über den rechten Oberarm. Er holte zischend Luft, fast hätte er gekeucht.

»Knien Sie mit mir.« Ich kniete mich hin, und er folgte mir darin, spiegelgleich, wie ich es verlangt hatte. Ein Mann, der Anweisungen folgen konnte nicht schlecht.

Ich beugte den linken Arm und hob den Ellbogen auf Schulterhöhe. Er tat dasselbe. »Wir verschränken unsere Hände und pressen die Schnittwunden gegeneinander.«

Er zögerte.

»Was ist los?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, zwei rasche Bewegungen, und seine Hand umschloss meine. Sein Arm war länger als meiner, aber wir brachten es fertig.

Seine Haut fühlte sich unangenehm kalt an. Ich sah in sein Gesicht, konnte es aber nicht deuten. Ich hatte keine Ahnung, was er dachte. Ich tat einen tiefen, reinigenden Atemzug und begann. »Wir geben unser Blut der Erde. Leben für Tod, Tod für Leben. Erwecke die Toten, um unser Blut zu trinken. Wir wollen sie nähren, wie sie uns gehorchen.«

Da weiteten sich seine Augen er verstand. Eine Hürde weniger. Ich stand auf und zog ihn mit mir. Ich führte ihn den Blutkreis entlang. Ich konnte es fühlen wie einen elektrischen Strom entlang der Wirbelsäule. Ich starrte ihm in die Augen. Im Mondlicht waren sie fast silbern. Wir schritten den Kreis ab bis zu der Stelle, wo wir begonnen hatten, beim Opfer.

Wir setzten uns in das blutgetränkte Gras. Ich bestrich mir die Hände mit dem Blut, das aus der Wunde der Ziege sickerte. Um an Zacharys Gesicht zu kommen, musste ich mich hinknien. Ich schmierte ihm Blut auf Stirn und Wangen. Glatte Haut, dann das Schaben über Bartstoppeln. Ich hinterließ einen dunklen Handabdruck auf seinem Herzen.

Das gewebte Band an seinem Oberarm war wie ein Ring aus Dunkelheit. Ich schmierte Blut an die Perlen, stieß mit den Fingerspitzen an weiche Federn, die zwischen die Fäden gewirkt waren. Das Gris-Gris brauchte Blut, das spürte ich, aber kein Ziegenblut. Ich schob den Gedanken beiseite.

Über Zacharys persönlichen Zauber nachzudenken war später noch Zeit. Er schmierte mir Blut ins Gesicht. Mit den Fingerspitzen nur, als fürchtete er sich vor der Berührung. Seine Hand zitterte, als er meine Wange nachzog. Nass und kalt klebte das Blut an meiner Brust. Herzblut.

Zachary schraubte das Glas mit der selbst gemachten Salbe auf. Sie bestand aus bleichem Weiß mit grünlich leuchtenden Schlieren. Die leuchtenden Schlieren waren Grabschimmel.

Ich strich ihm die Paste über das verschmierte Blut. Die Haut saugte sie auf. Er verteilte die Creme auf meinem Gesicht. Es fühlte sich wächsern und dick an. Ich konnte die Bestandteile riechen, das Rosmarin fürs Gedächtnis, den Zimt und die Nelken für die Konservierung, Salbei für die Klugheit und ein scharfes Kraut, vielleicht Thymian, zum Binden. Es war zu viel Zimt darin. Die Nacht roch plötzlich nach Apfelkuchen.

Wir gingen hin und schmierten Paste und Blut auf den Grabstein. Der Name stand nur noch in flachen Furchen da. Ich fuhr sie mit den Fingerspitzen nach. Estelle Hewitt. Geboren 18 irgendwas, gestorben 1866. Darunter hatte noch mehr gestanden, aber es war verwittert, nicht mehr zu lesen. Wer war sie gewesen? Ich hatte noch nie einen Zombie geweckt, über den ich nichts wusste. So etwas war nicht immer eine gute Idee, aber andererseits war die ganze Sache keine gute Idee.

Zachary stellte sich ans Fußende des Grabes. Ich blieb bei dem Stein. Es fühlte sich an, als sei eine unsichtbare Schnur zwischen ihm und mir gespannt. Wir fingen gemeinsam an zu deklamieren, Erklärungen waren nicht nötig. »Höre uns, Estelle Hewitt. Wir rufen dich aus dem Grab. Mit Blut, Zauber und Stahl rufen wir dich. Erhebe dich, Estelle, komm zu uns, komm zu uns.«

Unsere Blicke trafen sich, und ich spürte einen Ruck der unsichtbaren Leine, die uns zusammenhielt. Er war stark. Warum hatte er es nicht allein tun können?

»Estelle, Estelle, komm zu uns. Wach auf, Estelle, erhebe dich und komm zu uns.« Wir riefen den Namen mit stetig sich hebender Stimme.

Die Erde zitterte. Die Ziege rutschte zur Seite, als der Boden aufbrach und eine Hand in die Luft griff. Eine zweite Hand griff ins Leere, und die Erde spuckte die tote Frau aus.

Erst dann, in diesem Moment, merkte ich, was nicht stimmte, warum er nicht fähig gewesen war, sie allein zu wecken. Ich wusste jetzt, wo ich ihn schon einmal gesehen hatte. Ich war auf seiner Beerdigung gewesen. Es gab so wenige Animatoren, dass man hinging, wenn einer starb, ohne wenn und aber. Kollegiale Höflichkeit. Ich hatte dieses eckige Gesicht gesehen, getönt und mit Rouge versehen. Beim Zurechtmachen hatten sie lausige Arbeit geleistet, ich erinnerte mich, das damals gedacht zu haben.

Der Zombie hatte sich beinahe aus dem Grab geschoben. Er saß nach Luft schnappend da, die Beine noch in der Erde.

Zachary und ich sahen einander über das Grab hinweg an. Mir fiel nichts Besseres ein, als ihn idiotisch anzustarren. Er

war tot, aber kein Zombie und auch sonst nichts, wovon ich schon einmal gehört hatte. Ich hätte mein Leben darauf gesetzt, dass er ein lebendiger Mensch war, und womöglich hatte ich genau das getan.

Das Band an seinem Arm. Der Zauber war mit Ziegenblut nicht befriedigt worden. Was tat er, um »lebendig« zu bleiben?

Ich hatte schon Gerüchte über Gris-Gris gehört, die den Tod überlisten konnten. Gerüchte, Legenden, Ammenmärchen. Vielleicht aber auch nichts Dergleichen.

Estelle Hewitt mochte einmal hübsch gewesen sein, aber hundert Jahre im Grab nehmen einen Menschen sehr mit. Ihre Haut hatte ein hässliches Grauweiß, war wächsern und wirkte künstlich. Die Hände steckten in weißen Handschuhen, die von der Erde fleckig waren. Das Kleid war weiß und mit Spitzen besetzt. Ich tippte auf Hochzeitsstaat. Lieber Gott.

Schwarzes Haar klebte ihr in einem Knoten am Kopf, ein paar Strähnen hatten sich über das fast skelettierte Gesicht gelegt. Alle Knochen waren zu sehen, so als wäre Lehm über ein Gerüst modelliert. Ihre Augen blickten wild und finster, zeigten zu viel Weiß. Wenigstens waren sie nicht verschrumpelt wie Rosinen. Das fand ich abscheulich.

Estelle saß auf ihrem Grab und versuchte, sich zu sammeln. Es würde eine Weile dauern. Selbst die frisch verstorbenen brauchten ein paar Minuten, um sich zu orientieren. Einhundert Jahre sind eine verdammt lange Zeit, wenn man tot gewesen ist.

Ich ging um das Grab herum, sorgfältig darauf bedacht, innerhalb des Kreises zu bleiben. Zachary beobachtete mich, ohne ein Wort zu sagen. Er war nicht fähig gewesen, die Leiche zu erwecken, weil er selbst eine war. Die frisch Verstorbenen konnte er handhaben, aber nicht, die schon länger tot waren. Ein Toter, der einen Toten aus dem Grab ruft daran war wirklich einiges faul.

Ich sah ihn von unten herauf an, verfolgte dabei, wie er das Messer nahm. Ich kannte sein Geheimnis. Kannte Nikolaos es auch? Oder sonst jemand? Ja, wer immer das Gris-Gris gemacht hatte, kannte es. Aber wer noch? Ich quetschte meine Schnittwunde am Arm zusammen. Mit blutigen Fingern wollte ich an das Gris-Gris fassen.

Zachary packte mein Handgelenk. Er hatte die Augen aufgerissen, sein Atem war beschleunigt. »Nicht Sie.«

»Wer dann?«

»Leute, die niemand vermisst.«

Der Zombie, den wir erweckt hatten, raschelte mit den Petticoats und Reifen. Er begann, auf uns zuzukriechen.

»Ich hätte zulassen sollen, dass sie Sie umbringen«, sagte ich.

Er lächelte. »Kann man einen Toten umbringen?«

Ich entriss ihm meine Hand. »Das tue ich alle Tage.«

Der Zombie griff nach meinen Beinen. Es fühlte sich an, als ob Stöcke an mir schabten.

»Füttern Sie ihn allein, Sie Scheißkerl«, sagte ich.

Er hielt ihr sein Handgelenk hin. Der Zombie griff danach, unbeholfen und gierig. Er beroch es und ließ es fallen. »Ich glaube nicht, dass ich ihn füttern kann, Anita.«

Natürlich nicht frisches, lebendiges Blut war nötig, um das Ritual abzuschließen. Zachary war tot. Er war nicht mehr dazu geeignet. Aber ich.

»Gehen Sie zum Teufel, Zachary.«

Er blickte mich nur an.

Der Zombie machte tief im Hals einen wimmernden Laut. Lieber Gott. Ich bot Estelle meinen blutenden linken Arm. Ihre Stöckchenhände drückten sich in meine Haut. Ihr Mund schloss sich über der Wunde, sie saugte. Ich bekämpfte den Drang, zurückzuzucken. Ich hatte den Handel geschlossen, hatte das Ritual gewählt. Mir blieb nichts anderes übrig. Ich schaute Zachary an, während das Wesen sich an meinem Blut nährte. Unser Zombie war ein Joint Venture. Verdammter Mist.

»Wie viele Leute haben Sie umgebracht, um sich am Leben zu erhalten?«, fragte ich.

»Das wollen Sie gar nicht wissen.«

»Wie viele?«

»Genug«, antwortete er.

Ich richtete mich angespannt auf, hob den Arm und zog den Zombie fast auf die Beine. Sie schrie wie ein neugeborenes Kätzchen. Dann ließ sie meinen Arm so plötzlich los, dass sie rückwärts fiel. Blut tropfte von ihrem knöchigen Kinn.

Ihre Zähne waren damit überzogen. Ich konnte es mir nicht ansehen, nichts davon.

Zachary sagte: »Der Kreis ist offen. Der Zombie gehört euch.«

Einen Augenblick lang glaubte ich, er spräche zu mir; dann fielen mir die Vampire wieder ein. Sie hatten sich in der Dunkelheit zusammengedrängt, so still und unbewegt, dass ich sie ganz vergessen hatte. Ich war die einzige lebende Person an diesem verdammten Ort. Ich musste hier weg.

Ich nahm meine Schuhe und verließ den Kreis. Die Vampire machten mir Platz. Nur Theresa verstellte mir den Weg. »Warum haben Sie sie Ihr Blut saugen lassen? Zombies machen so etwas nicht.«

Ich schüttelte den Kopf. Warum dachte ich nur, es könnte schneller gehen, wenn ich es ihr erklärte, als mit ihr zu streiten? »Das Ritual war schon schief gelaufen. Wir konnten nicht mit einem neuen Opfer von vorn anfangen. Darum habe ich mich selbst als Opfer angeboten.«

Sie starrte mich an. »Sich selbst?«

»Es war das Beste, was ich tun konnte, Theresa. Und jetzt gehen Sie mir aus dem Weg.« Ich war müde und angewidert. Ich musste hier weg, sofort. Vielleicht war es mir anzuhören. Vielleicht war sie zu gierig auf den Zombie, um sich mit mir abzugeben. Ich weiß es nicht, aber sie trat zur Seite. Schon war sie fort, als hätte der Wind sie weggefedt. Sollten sie doch ihre Tricks inszenieren. Ich machte mich auf den Heimweg.

Hinter mir gab es einen kleinen Schrei. Einen kurzen, erstickten Laut, als wäre die Stimme nicht ans Sprechen gewöhnt. Ich ging weiter. Der Zombie schrie, die menschliche Erinnerung war noch so weit vorhanden, dass sie Angst hatte. Ich hörte ein klangvolles Lachen, ein schwaches Echo von Jean-Claudes Lachen. Wo bist du, Jean-Claude?

Ich drehte mich um. Die Vampire zogen ihren Ring enger. Der Zombie taumelte von einer Seite zur anderen, versuchte, wegzurennen. Aber es gab keinen Zufluchtsort.

Ich wankte durch die verbogene Pforte. Endlich kam der Wind aus den Bäumen herab. Wieder erklang ein Schrei hinter der Hecke. Ich rannte los und blickte nicht zurück.

29. Kapitel

In dem feuchten Gras rutschte ich aus. In Strumpfhosen kann man schlecht rennen. Ich saß da, atmete tief, versuchte, nicht zu denken. Ich hatte einen Zombie erweckt, um einen Menschen zu retten, der kein Mensch mehr war. Nun wurde der Zombie, den ich erweckt hatte, von Vampiren gequält. Scheiße. Die Nacht war nicht einmal halb um. »Was kommt als Nächstes?«, flüsterte ich.

Eine Stimme antwortete mir, heiter wie Musik. »Ich grüße Sie, Animator. Sie scheinen einen ausgefüllten Abend zu haben.«

Im Dunkeln unter den Bäumen stand Nikolaos. Willie McCoy war bei ihr, ein bisschen seitlich hinter ihr, wie ein Leibwächter oder ein Diener. Diener bestimmt.

»Sie scheinen erregt zu sein. Was ist denn los?« Ihre Stimme trällerte melodisch. Das gefährliche kleine Mädchen war wieder da.

»Zachary hat den Zombie erweckt. Sie können das nicht mehr als Vorwand benutzen, um ihn umzubringen.« Ich lachte, und es klang abgehackt und hart, selbst für mich. Er war längst tot. Ich glaubte nicht, dass sie das wusste. Gedankenlesen konnte sie nicht, nur die Wahrheit aus einem herauspressen. Ich wettete, dass Nikolaos nie auf die Idee gekommen war zu fragen: Bist du lebendig, Zachary, oder eine wandelnde Leiche? Ich lachte und konnte nicht aufhören.

»Anita, geht es Ihnen gut?« Willie klang wie immer.

Ich nickte und versuchte, zu Atem zu kommen. »Es geht mir gut.«

»Ich sehe nicht, was daran so komisch ist, Animator.« Die Kinderstimme entglitt ihr wie eine schlüpfrige Maske. »Sie haben Zachary geholfen.« Sie ließ es wie eine Anklage klingen.

»Ja.«

Ich hörte eine Bewegung auf dem Rasen. Willies Füße, nichts weiter. Ich schaute auf und sah Nikolaos auf mich zukommen, lautlos wie eine Katze. Sie lächelte, ein süßes, harmloses, wunderhübsches Kind. Nein. Das Gesicht war ein wenig zu lang. Die kindliche Braut war nicht mehr vollkommen. Je näher sie kam, desto mehr Makel entdeckte ich. Sah ich sie, wie sie wirklich aussah? Ja?

»Sie starren mich an, Animator.« Sie lachte schrill und zügellos, Glocken im Sturm. »Als hätten Sie einen Geist gese-

hen.« Sie kniete sich hin und strich dabei ihre Hose glatt, als wäre sie ein Rock. »Haben Sie einen Geist gesehen, Animator? Haben Sie etwas gesehen, das Ihnen Angst macht? Oder etwas anderes?« Ihr Gesicht war nur eine Armlänge von mir entfernt.

Ich hielt den Atem an, grub die Finger in den Boden. Die Angst legte sich über mich wie eine kalte, neue Haut. Dieses Gesicht war so freundlich, so heiter, so ermutigend. Ihr fehlten wirklich nur noch die Grübchen. Meine Stimme klang heiser, und ich musste mich räuspern. »Ich habe den Zombie erweckt. Ich will nicht, dass ihm etwas geschieht.«

»Aber es ist nur ein Zombie, Animator. Er hat kein wirkliches Empfinden.«

Ich schaute nur in dieses dünne, freundliche Gesicht, hatte Angst, wegzusehen, und Angst, hinzusehen. Der Drang wegzurennen schnürte mir die Brust zu. »Das ist ein Mensch gewesen. Ich will nicht, dass er gequält wird.«

»Sie tun ihm nicht viel. Meine kleinen Vampire werden enttäuscht sein. Die Toten können sich nicht von den Toten ernähren... «

»Ghule können das. Sie ernähren sich von Toten.«

»Aber was ist ein Ghul, Animator? Ist er wirklich tot?«

»Ja.«

»Bin ich tot?«, fragte sie.

»Ja.«

»Sind Sie sicher?« Sie hatte eine kurze Narbe an der Oberlippe. Sie musste sie vor ihrem Tod bekommen haben.

»Ich bin sicher«, sagte ich.

Darauf lachte sie, ein Klang, der ein Lächeln auf jedes Gesicht und ein Lied in jedes Herz zaubert. Mir drehte sich der Magen um. Ich würde mir nie wieder einen Shirley-Temple-Film ansehen können.

»Ich glaube nicht, dass Sie sich dessen sicher sind.« Sie stand auf, in einer geschmeidigen Bewegung. Tausend Jahre Übung machen perfekt.

»Ich will, dass der Zombie zurückgebettet wird, jetzt, heute Nacht«, forderte ich.

»Sie befinden sich nicht in der Lage, etwas zu wollen.« Sie klang kalt, sehr erwachsen. Kinder wissen nicht, wie man einem mit der Stimme die Haut abzieht.

»Ich habe ihn erweckt. Ich will nicht, dass er gequält wird.«

»Wie schade.«

»Bitte.« Was sollte ich sonst sagen?

Sie schaute auf mich herunter. »Warum ist das so wichtig für Sie?«

Ich glaubte nicht, dass ich es ihr begreiflich machen könnte.

»So ist es nun mal.«

»Wie wichtig?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Was sind Sie bereit für Ihren Zombie zu erdulden?«

Die Angst setzte sich als kalter Klumpen in meinem Magen fest. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Doch, das wissen Sie«, sagte sie.

Da stand ich auf, nicht dass das viel nützen würde. Allerdings war ich größer als sie. Sie war klein, eine zarte Fee von einem Kind. Genau. »Was wollen Sie?«

»Tun Sie das nicht, Anita.« Willie stand abseits, als fürchtete er sich, zu nahe zu kommen. Tot hatte er mehr Schneid als lebendig.

»Still, Willie.« Sie sprach im Plauderton, nicht laut, nicht bedrohlich. Aber Willie verstummte sofort, wie ein gut erzogener Hund.

Vielleicht fing sie meinen Blick auf. Wie auch immer, sie sagte: »Ich habe Willie für sein Versagen bestraft, weil er Sie nicht gleich engagieren konnte.«

»Bestraft?«

»Philip hat Ihnen doch sicher von unseren Methoden erzählt?«

Ich nickte. »Ein mit Kreuzen umgebener Sarg.«

Sie lächelte, strahlend und fröhlich. Die Schatten machten ein anzügliches Grinsen daraus. »Willie hatte große Angst, dass ich ihn monatelang oder gar jahrelang dort drin lassen könnte.«

»Vampire können nicht verhungern. Ich verstehe das Prinzip«, sagte ich und fügte im Stillen hinzu: Du Miststück. Mich kann man nur so lange ängstigen, bis ich wütend werde. Zornig fühlt man sich gleich besser.

»Sie riechen nach frischem Blut. Lassen Sie mich kosten, und ich bringe Ihren Zombie in Sicherheit.«

»Heißt kosten beißen?«, fragte ich.

Sie lachte, süß, betörend. Miststück. »Ja, Mensch, es bedeutet beißen.« Plötzlich war sie neben mir. Ich sprang ohne zu denken zurück. Sie lachte wieder. »Es scheint, Philip ist mir zuvorgekommen.«

Einen Augenblick wusste ich nicht, was sie meinte; dann fasste meine Hand an die Bisswunde am Hals. Ich war plötzlich verlegen, als hätte sie mich nackt überrascht.

Ihr Lachen schwebte im Sommerwind. Langsam ging es mir wirklich auf die Nerven.

»Ich will das nicht«, sagte ich.

»Dann lassen Sie mich in Ihre Gedanken eindringen. Das ist auch eine Art Nahrung.«

Ich schüttelte den Kopf, äußerst schnell und lange. Ich wollte eher sterben, als dass ich sie noch einmal in meinen Kopf ließe. Wenn ich die Wahl hätte.

Ein Schrei erklang in nicht allzu großer Entfernung. Estelle gewann soeben ihre Stimme wieder. Ich wimmerte, als hätte man mir ins Gesicht geschlagen.

»Lassen Sie mich Ihr Blut kosten, Animator. Ohne Zähne.«
Dabei entblößte sie kurz ihre Fänge. »Sie stehen still und wehren mich nicht ab. Ich werde an der frischen Wunde am Hals lecken. Ich werde nicht an Ihnen saugen.«

»Sie blutet nicht mehr. Sie ist verschorft.«

Sie lächelte, ach so süß. »Ich werde sie freilecken.«

Ich schluckte schwer. Ich wusste nicht, ob ich das tun könnte. Der nächste Schrei klang schrill und verzweifelt.

Gott.

»Anita...«, begann Willie.

»Still, oder du riskierst, dass ich wütend werde.« Ihre Stimme war leise und bedrohlich.

Willie schien in sich zusammenzuschrumpfen. Sein Gesicht war ein weißes Dreieck unter schwarzem Haar.

»Schon gut, Willie. Bringen Sie sich nicht meinetwegen in Schwierigkeiten«, sagte ich.

Er stand nur ein paar Schritte entfernt; es hätten auch Meilen sein können. Um mir beizustehen, hatte er nur sein verlorenes Gesicht. Armer Willie. Arme Anita.

»Wozu soll das nützen, wenn Sie sich nicht von mir nähren?«, fragte ich.

»Zu gar nichts.« Sie streckte ihre kleine, bleiche Hand nach mir aus. »Natürlich hat auch Furcht eine gewisse Substanz.«
Kalte Finger legten sich um mein Handgelenk. Ich zuckte,

aber ich zog den Arm nicht weg. Ich war im Begriff, sie gewähren zu lassen, oder?

»Nennen Sie es Schattennahrung, Mensch. Blut und Angst sind immer kostbar, ganz gleich wie man sie erlangt.« Sie trat zu mir, hauchte mich an, und ich wich ihr aus. Nur am Handgelenk hielt sie mich fest.

»Warten Sie. Ich will, dass der Zombie jetzt befreit wird, zuerst.«

Sie sah mich nur an, dann nickte sie langsam. »Also gut.« Sie schaute an mir vorbei, die blassen Augen sahen

Dinge, die nicht da waren oder die ich nicht sehen konnte. Ich fühlte eine Spannung durch ihre Hand gehen, fast wie elektrischen Strom. »Theresa wird sie wegjagen und den Animator anweisen, den Zombie zur Ruhe zu legen.«

»Das haben Sie soeben erledigt?«

»Theresa untersteht meinem Befehl wussten Sie das nicht?«

»Ich habe es mir gedacht.« Ich hatte noch nie erlebt, dass ein Vampir Telepathie betrieb. Allerdings hatte ich bis vor kurzem auch nicht gewusst, dass sie fliegen konnten. Oh, ich lernte lauter neue Dinge.

»Woher soll ich wissen, dass Sie mir nicht einfach etwas erzählen?«, fragte ich.

»Sie werden mir vertrauen müssen.«

Also, das war beinahe lustig. Wenn sie einen Sinn für Humor hatte, könnten wir vielleicht etwas auf die Beine stellen. Lieber nicht.

Sie zog meine Hand näher zu sich heran und mich ebenfalls. Ihre Hand war wie fleischiger Stahl. Ich konnte sie nicht aufbrechen, höchstens mit einer Lötlampe. Und die waren mir komplett ausgegangen.

Sie passte bis zum Scheitel unter mein Kinn. Sie musste sich auf die Zehen stellen, um an meinen Hals zu kommen. Das hätte ihre Bedrohlichkeit ruinieren müssen. Tat es aber nicht. Weiche Lippen berührten meinen Hals.

Ich zuckte zusammen. Sie lachte auf meine Haut, das Gesicht gegen mich gedrückt. Ich zitterte und konnte es nicht verhindern.

»Ich verspreche, sanft zu sein.« Sie lachte wieder, und ich widerstand dem Drang, sie wegzustoßen. Ich hätte fast alles gegeben, um sie zu schlagen, nur einmal kräftig. Aber ich wollte in dieser Nacht nicht sterben. Außerdem hatte ich einen Handel geschlossen.

»Armer Schatz, Sie zittern.« Sie stützte sich mit einer Hand auf meine Schulter. Ihre Lippen streiften die Kuhle am Hals. »Frieren Sie?«

»Lassen Sie den Scheiß. Tun Sie's einfach!«

Sie versteifte sich. »Wollen Sie nicht, dass ich Sie anfasse?«

»Natürlich nicht«, sagte ich. War sie verrückt? Eine rhetorische Frage.

Plötzlich fragte sie äußerst ruhig: »Wo ist die Narbe in meinem Gesicht?«

Ich antwortete, ohne zu überlegen: »Am Mund.«

»Und woher?«, zischte sie. »Wissen Sie das auch?«

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Oh je. Ich hatte sie merken lassen, dass ihre Täuschung nicht funktionierte, und das sollte sie doch aber.

Ihre Finger gruben sich in meine Schulter. Ich gab einen kleinen Laut von mir, aber ich schrie nicht auf. »Was haben Sie getan, Animator?«

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Irgendwie bezweifelte ich, dass sie mir glauben würde.

»Lass sie los!« Philip kam im Eilschritt durch die Bäume.
»Du hast mir versprochen, ihr heute nichts zu tun.«

Nikolaos drehte sich nicht einmal um. »Willie.« Nur sein Name, aber wie alle guten Diener wusste er, was sie wollte.

Mit ausgestrecktem Arm stellte er sich Philip in den Weg. Er wollte ihn mit Gewalt aufhalten. Philip wich dem Arm aus und fegte daran vorbei.

Willie war nie ein großer Kämpfer gewesen. Kraft allein reicht nicht, wenn man Schiss anstelle von Körperbeherrschung hat.

Nikolaos fasste mich am Kinn und drehte mein Gesicht zu ihr hin. »Zwingen Sie mich nicht, Ihre Aufmerksamkeit festzuhalten, Animator. Meine Methoden würden Ihnen nicht gefallen.«

Ich schluckte hörbar. Wahrscheinlich hatte sie Recht. »Sie haben meine ganze Aufmerksamkeit, ehrlich.« Die Angst drosselte meine Stimme, und der Satz kam in einem heiseren Flüstern. Um den Kloß aus meinem Hals zu entfernen, hätte

ich ihr schon ins Gesicht husten müssen. Wäre nicht gut gewesen.

Ich hörte Füße im Gras rascheln. Ich kämpfte gegen das Verlangen hinzusehen.

Nikolaos fuhr herum, um sich den Schritten entgegenzustellen. Ich sah ihre Bewegung, wenn auch verschwommen durch die Geschwindigkeit. Sie stand einfach plötzlich von mir abgewandt. Philip stand vor ihr. Willie schloss zu ihm auf und nahm seinen Arm, schien aber nicht zu wissen, was er damit tun sollte.

Würde ihm einfallen, dass er Philip einfach den Arm zermalmen könnte? Ich bezweifelte es.

Aber Nikolaos fiel es ein. »Lass ihn los. Wenn er unbedingt kommen will, dann lass ihn.« Ihre Stimme verhiß eine Menge Schmerzen.

Willie trat zurück. Philip blieb stehen und schaute an ihr vorbei zu mir. »Geht es Ihnen gut, Anita?«

»Gehen Sie wieder ins Haus, Philip. Ich weiß Ihre Sorge zu schätzen, aber ich habe eine Abmachung getroffen. Sie wird mich nicht beißen.«

Er schüttelte den Kopf. »Du hast versprochen, dass ihr nichts geschieht. Du hast es versprochen«, sagte er zu Nikolaos und vermied es sorgfältig, sie anzusehen.

»Und darum wird ihr nichts geschehen. Ich halte mein Wort, Philip, meistens.«

»Es geht mir gut, Philip. Sie sollen nicht meinetwegen Schaden erleiden«, bat ich.

Die Verwirrung war ihm anzusehen. Er schien nicht zu wissen, was er noch tun sollte. Sein Mut war versiegt. Aber er zog sich nicht zurück. Ein Sonderpunkt für ihn.

Ich hätte mich zurückgezogen, vielleicht. Wahrscheinlich. Oh, Mann, Philip war tapfer, und ich wollte ihn nicht deswegen sterben sehen.

»Gehen Sie nur hinein, Philip, bitte!«

»Nein«, sagte Nikolaos. »Wenn sich der kleine Mann tapfer fühlt, soll er's versuchen.«

Philips Hände schlossen sich um etwas Imaginäres.

Nikolaos war plötzlich bei ihm. Ich hatte ihre Bewegung nicht gesehen. Und Philip sah sie noch immer nicht. Er blickte da hin, wo sie gerade noch gestanden hatte. Sie trat ihm die Beine weg, sodass er fiel. Er sah sie verblüfft an, als wäre sie aus dem Nichts erschienen.

»Tun Sie ihm nichts!«, rief ich.

Eine bleiche kleine Hand schoss nach vorn, berührte ihn kaum, und sein ganzer Körper wurde zurückgeworfen. Er rollte sich zur Seite, sein Gesicht war blutig.

»Nikolaos, bitte!«, sagte ich. Tatsächlich hatte ich zwei Schritte auf sie zugemacht. Unwillkürlich. Ich konnte jederzeit nach meiner Waffe greifen. Damit würde ich sie nicht umbringen, aber vielleicht Philip die Zeit verschaffen, um wegzurennen. Falls er wegrennen würde.

Vom Haus drangen Schreie herüber. Ein Mann schrie: »Ihr Perversen!«

»Was ist da los?«, fragte ich.

Nikolaos antwortete: »Die Kirche des Ewigen Lebens hat ihre Gesandtschaft geschickt.« Es klang nach milder Belustigung. »Ich muss unser nettes Beisammensein jetzt leider verlassen.« Sie drehte sich heftig zu mir herum und ließ den benommenen Philip liegen. »Wie konnten Sie meine Narbe sehen?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«

»Kleine Lügnerin. Wir werden das später erledigen.« Damit war sie fort, floss wie ein blasser Schatten unter die Bäume. Wenigstens war sie nicht geflogen. Ich glaube nicht, dass mein Verstand das an dem Abend noch verkraftet hätte.

Ich kniete mich neben Philip. Er blutete von ihrem Schlag. »Können Sie mich verstehen?«

»Ja.« Er setzte sich langsam auf. »Wir müssen hier weg. Die Kirchgänger sind immer bewaffnet.«

Ich half ihm aufzustehen. »Fallen sie oft in die Freakpartys ein?«

»Wann immer sie können«, antwortete er.

Er schien sicher auf den Füßen zu stehen. Gut, denn weit hätte ich ihn nicht tragen können.

Willie ließ sich vernehmen: »Ich weiß, ich habe kein Recht dazu, aber ich werde Ihnen zum Wagen helfen.« Er wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab. »Lassen Sie mich fahren?«

Ich konnte nicht anders, ich musste lachen. »Können Sie nicht einfach verschwinden wie die anderen?«

Er zuckte die Achseln. »Weiß noch nicht, wie.«

»Oh, Willie.« Ich seufzte. »Machen wir, dass wir wegkommen.«

Er grinste mich an. Dass ich ihm in die Augen sehen konnte, ließ ihn fast menschlich erscheinen. Philip hatte nichts dagegen, dass der Vampir sich uns anschloss. Wie hatte ich etwas anderes erwarten können?

Aus dem Haus kamen Schreie. »Jemand wird die Bullen rufen«, sagte Willie.

Er hatte Recht. Ich würde das Ganze kaum erklären können. Ich fasste Philips Hand, um mich abzustützen, und zog mir die hohen Schuhe wieder an. »Wenn ich gewusst hätte, dass wir heute Abend vor aufgebracht Fanatikern wegrennen müssen, hätte ich flachere Absätze getragen«, sagte ich.

Ich hielt mich an Philips Arm fest, während wir uns durch das Minenfeld von Eichen bewegten. Das war nicht der richtige Zeitpunkt, um sich den Knöchel zu verstauchen.

Wir waren fast auf dem Kiesweg, als drei Gestalten aus dem Haus stürzten. Einer hielt ein Schlagholz in der Hand. Die anderen waren Vampire. Sie brauchten keine Waffe. Ich öffnete meine Handtasche und nahm die Pistole heraus, hielt sie an der Seite in den Rockfalten versteckt. Ich gab Philip die Wagenschlüssel. »Lassen Sie den Motor an. Ich gebe uns Deckung.«

»Ich kann nicht fahren«, erwiderte er.

Das hatte ich vergessen. »Mist!«

»Ich werde fahren.« Willie nahm die Schlüssel, und ich ließ ihn.

Einer der Vampire kam mit ausgebreiteten Armen auf uns zugerauscht und fauchte. Möglich, dass er uns Angst machen wollte; möglich, dass er uns etwas tun wollte. Mir reichte es für eine Nacht. Ich entsicherte die Waffe, lud einmal durch und feuerte vor seinen Füßen in den Boden.

Er stutzte, stolperte fast. »Kugeln können mir nichts anhaben, Mensch.«

Unter den Bäumen gab es Bewegung. Ich wusste nicht, ob Freund oder Feind oder ob das überhaupt eine Rolle spielte. Der Vampir kam weiter auf uns zu. Das war eine Wohngegend. Die Kugeln konnten weit fliegen und dann sonst wen treffen. Das durfte ich nicht riskieren.

Ich hob den Arm, zielte und schoss. Die Kugel traf ihn in den Magen. Er zuckte und klappte verblüfft über der Wunde zusammen.

»Versilberte Kugeln, Reißzahn.«

Willie ging zum Wagen. Philip zögerte, ob er mir helfen oder laufen sollte.

»Gehen Sie, Philip, jetzt.«

Der zweite Vampir versuchte, uns zu umkreisen. »Stehen bleiben«, befahl ich. Der Vampir erstarrte. »Wer eine drohende Bewegung macht, kriegt von mir eine Kugel ins Gehirn.«

»Das bringt uns nicht um«, sagte der zweite Vampir.

»Nein, aber es tut euch auch nicht besonders gut.«

Der Mann mit dem Schlagholz bewegte sich einen Zentimeter vor. »Lassen Sie das«, befahl ich.

Der Motor sprang an. Ich wagte nicht, mich umzudrehen. Ich ging rückwärts und hoffte, ich würde in den verdammten Schuhen nicht stolpern. Wenn ich hinfiel, würden sie sich auf mich stürzen. Wenn sie sich auf mich stürzten, würde jemand sterben.

»Kommen Sie, Anita, steigen Sie ein.« Es war Philip, er lehnte sich aus der Beifahrertür.

»Rutschen Sie rüber.« Er tat es, und ich glitt auf den Sitz. Der Mann rannte auf uns zu. »Losfahren!«

Willie ließ den Kies aufspritzen, und ich schlug die Tür zu. Ich wollte wirklich niemanden umbringen. Der Mann schützte sein Gesicht vor den Steinchen, als wir die Auffahrt hinunterbrausten.

Der Wagen holperte heftig, fast stießen wir gegen einen Baum.

»Langsam; wir sind in Sicherheit«, sagte ich.

Willie nahm das Gas zurück. Er grinste mich an. »Wir haben es geschafft.«

»Genau.« Ich lächelte zurück, aber ich war mir gar nicht so sicher.

Blut tropfte Philip hübsch stetig aus dem Gesicht. Er sprach meine Gedanken aus. »In Sicherheit, ja, aber wie lange?« Er klang so müde, wie ich mich fühlte.

Ich tätschelte seinen Arm. »Alles wird gut, Philip.«

Er sah mich an. Sein Gesicht sah inzwischen älter aus, müde. »Sie glauben nicht mehr daran als ich.«

Was sollte ich sagen? Er hatte Recht.

30. Kapitel

Ich sicherte die Pistole und rang mit dem Sicherheitsgurt, um mich anzuschlappen. Philip ließ sich in den Sitz sinken, die langen Beine weit gespreizt, die Füße rechts und links ausgestreckt. Er hielt die Augen geschlossen.

»Wohin?«, fragte Willie.

Gute Frage. Ich wollte nach Hause und schlafen, aber... »Philips Gesicht muss zusammengeklappt werden.«

»Sie wollen ihn in ein Krankenhaus bringen?«

»Mir geht's gut«, sagte Philip. Seine Stimme klang leise und fremd.

»Ihnen geht es nicht gut«, widersprach ich.

Er öffnete die Augen und sah mich an. Das Blut war ihm am Hals heruntergelaufen, ein glänzender Strom, der im Licht der Straßenlampen glitzerte. »Sie sind vergangene Nacht viel schlimmer verletzt worden«, sagte er.

Ich sah weg, aus dem Fenster. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. »Ich bin wieder okay.«

»Das werde ich auch sein.«

Ich sah wieder hin, er blickte mich noch immer unverwandt an. Gern hätte ich seine Miene enträtselt, aber ich konnte es nicht. »Was denken Sie, Philip?«

Er drehte den Kopf weg und starrte geradeaus. Sein Gesicht war ganz Silhouette und Dunkelheit. »Dass ich dem Meister getrotzt habe. Ich hab's getan. Ich hab's tatsächlich getan!« In seinem Ton lag eine grimmige Leidenschaft. Grimmiger Stolz.

»Sie waren sehr mutig«, sagte ich.

»Ja, das war ich, oder?«

Ich lächelte und nickte. »Ja.«

»Ich will euch zwei ja nur ungern unterbrechen, aber ich muss wissen, wo ich die Karre hinfahren soll«, sagte Willie.

»Lassen Sie mich am Guilty Pleasures raus«, sagte Philip.

»Sie sollten zum Arzt gehen.«

»Im Club werden sie sich um mich kümmern.«

»Ganz sicher?«

Er nickte und zuckte zusammen, dann drehte er sich zu mir. »Sie wollten wissen, wer mir die Befehle gibt. Es war Nikolaos. Sie hatten Recht. Am ersten Tag. Sie wollte, dass ich

Sie verführe.« Er lächelte. Mit dem Blut sah es daneben aus.
»Ich war dem Auftrag wohl nicht gewachsen.«

»Philip... «

»Nein, ist schon gut. Sie haben mich richtig gesehen. Ich bin
Ekel erregend. Kein Wunder, dass Sie mich nicht wollten.«

Ich warf einen Blick auf Willie. Er konzentrierte sich aufs
Fahren, als hinge sein Leben davon ab. Verdammt, tot hatte
er wirklich mehr Schneid.

Ich atmete tief ein und versuchte mich durchzuringen. »Phi-
lip... Der Kuss, bevor Sie... mich gebissen haben.« Gott, wie
sagt man so was? »Er war schön.«

Er sah mich kurz an, dann wieder weg. »Wirklich?«

»Ja.«

Eine peinliche Stille breitete sich im Wagen aus. Es gab kei-
nen Laut außer dem Rauschen der Räder auf dem Asphalt.
Und das nächtliche Lichtergefunkel und einsam machende
Dunkelheit.

»Nikolaos in dieser Lage entgegenzutreten ist das Mutigste,
was ich je einen habe tun sehen. Und das Dümme«, sagte
ich.

Er lachte, unvermittelt und überrascht.

»Tun Sie das nie wieder. Ich will nicht an Ihrem Tod schuld
sein.«

»Es war meine Entscheidung«, sagte er.

»Keine weiteren Heldentaten, einverstanden?«

Er sah mich von der Seite an. »Hätte es Ihnen Leid getan, wenn ich gestorben wäre?«

»Ja.«

»Na, das ist doch schon mal was.«

Was wollte er mir sagen? Mir seine unsterbliche Liebe gestehen oder so was Albernese? Wie wär's mit unsterblicher Lust? Beides wäre gelogen. Was wollte er von mir? Fast hätte ich ihn gefragt, aber ich tat es nicht.

So mutig war ich dann doch nicht.

31. Kapitel

Es war fast drei Uhr, als ich die Treppe zu meinem Apartment hinaufstieg. Sämtliche Blutergüsse schmerzten um die Wette. Die hohen Schuhe hatten meine Knie, meine Füße und meinen Rücken in ein knirschendes, brennendes Etwas verwandelt. Ich wollte eine lange, heiße Dusche und mein Bett. Mit etwas Glück könnte ich vielleicht acht Stunden ununterbrochen schlafen. Aber ich wollte nicht drauf wetten.

Ich nahm die Schlüssel in die eine Hand und die Pistole in die andere. Die Pistole hielt ich an der Seite, nur für den Fall, dass ein Nachbar unerwartet seine Tür öffnen sollte. Nichts zu befürchten, Leute, nur euer freundlicher Animator aus der Nachbarschaft. Klar doch.

Zum ersten Mal seit langem war meine Tür einfach so, wie ich sie verlassen hatte: verschlossen. Danke, Gott. Ich war nicht in Stimmung, so früh am Morgen Räuber und Gendarm zu spielen.

Noch in der Tür trat ich mir die Schuhe von den Füßen, dann wankte ich ins Schlafzimmer. Der Anrufbeantworter blinkte. Ich legte die Pistole aufs Bett, drückte den Abspielknopf und fing an, mich auszuziehen.

»Hallo, Anita, hier Ronnie. Ich habe für morgen ein Treffen eingerichtet mit dem Typen vom HAV. In meinem Büro, elf Uhr. Wenn's dir nicht passt, sprich mir aufs Band, und ich melde mich wieder. Pass auf dich auf.«

Klick, sirrr, und Edwards Stimme kam aus dem Gerät. »Die Zeit läuft, Anita.« Klick.

Zum Teufel. »Du magst deine kleinen Spielchen, nicht, du Hurensohn?« Langsam wurde ich grantig, und ich wusste noch nicht, was ich wegen Edward unternehmen sollte. Oder wegen Nikolaos oder Zachary oder Valentine oder Aubrey. Ich wusste, dass ich eine Dusche wollte. Das war ein Anfang. Vielleicht käme mir eine blendende Idee, während ich mir das Ziegenblut von der Haut schrubbte.

Ich schloss die Badezimmertür ab und legte die Pistole auf den Toilettendeckel. Nach und nach wurde ich paranoid. Oder vielleicht war realistisch der bessere Ausdruck.

Ich drehte das Wasser auf, bis es dampfte, dann stieg ich hinein. Ich war der Lösung des Falles nicht näher als vor vierundzwanzig Stunden.

Selbst wenn ich den Fall löste, hätte ich immer noch Probleme. Aubrey und Valentine hatten vor, mich umzubringen, sobald Nikolaos ihre schützende Hand von mir abzog. Prima. Ich war nicht einmal sicher, ob nicht Nikolaos' Gedanken in dieselbe Richtung gingen. Und Zachary, er tötete Leute, um sein Voodoo-Amulett zu füttern. Ich hatte von Amuletten gehört, die Menschenopfer verlangten. Und die viel weniger hergaben als Unsterblichkeit. Reichtum, Macht, Sex - die uralten Wünsche. Sie wollten sehr spezielles Blut - von Kindern oder Jungfrauen oder halbwüchsigen Jungen oder kleinen alten Damen mit lila Haaren und einem Holzbein. Na gut, nicht so speziell, aber es gab immer eine Regel dabei. Und eine Reihe von Vermissten, die etwas gemeinsam hatten. Wenn Zachary die Leichen einfach liegen ließe, hätten die Zeitungen die Sache längst aufgegriffen. Vielleicht.

Er musste daran gehindert werden. Wenn ich mich nicht eingemischt hätte, wäre er jetzt gehindert. Keine gute Tat bleibt ungestraft.

Ich stützte mich mit den Handflächen gegen die Kacheln und ließ mir das Wasser in fast kochend heißen Bächen den Rücken runterlaufen. Also gut, ich würde Valentine umbringen müssen, bevor er mich umbrächte. Ich hatte eine richterliche Vollmacht für ihn. Sie war nie widerrufen worden. Natürlich musste ich ihn erst einmal finden.

Aubrey war gefährlich, aber wenigstens war er so lange aus dem Weg, bis Nikolaos ihn aus seinem Sarg herausließ.

Ich könnte Zachary einfach der Polizei übergeben. Dolph würde mir zuhören, aber ich hatte nicht den Fetzen eines Beweisstücks. Mann, von diesem Zauber hatte ich noch nicht einmal etwas gehört. Wenn ich nicht begriff, was Zachary für einer war, wie sollte ich es dann der Polizei erklären?

Nikolaos. Würde sie mich am Leben lassen, wenn ich den Fall löste? Oder nicht? Ich wusste es nicht.

Edward würde mich am nächsten Abend in die Mangel nehmen. Entweder gab ich ihm dann Nikolaos oder er würde mir ans Leder gehen. Wie ich Edward kannte, an einer empfindlichen Stelle. Vielleicht sollte ich ihm den Vampir einfach ausliefern. Ihm einfach sagen, was er wissen wollte. Und dann würde er es vermessen, und sie würde mich in die Finger kriegen. Was ich vor allen anderen Dingen vermeiden wollte, war, dass Nikolaos mich in die Finger kriegte.

Ich trocknete mich ab, fuhr mir mit einer Bürste durchs Haar und merkte, dass ich etwas essen musste. Ich versuchte, mir zu sagen, dass ich zu müde zum Essen sei. Mein Magen glaubte mir nicht.

Es war vier, als ich ins Bett fiel. Mein Kreuz hatte ich um den Hals. Die Pistole steckte im Holster hinter dem Kopfende des Bettes. Und aus reiner Panik schob ich ein Messer zwischen Matratze und Sprungrahmen. Ich würde niemals rechtzeitig da rankommen, aber... Man weiß ja nie.

Ich träumte wieder von Jean-Claude. Er saß an einem Tisch und aß Brombeeren.

»Vampire essen nichts Festes«, sagte ich.

»Genau.« Er lächelte und schob mir die Schüssel hin.

»Ich mag keine Brombeeren«, sagte ich.

»Ich mochte sie immer am liebsten. Ich habe jahrhundertlang keine mehr gegessen.«

Er machte ein wehmütiges Gesicht.

Ich nahm die Schüssel. Sie war kalt. Die Brombeeren schwammen in Blut. Die Schüssel fiel mir aus den Händen, langsam, goss Blut auf den Tisch, mehr als je darin gewesen war. Blut tropfte von der Tischkante auf den Boden.

Jean-Claude sah mich über den blutenden Tisch hinweg an. Seine Worte umwehten mich wie ein warmer Wind. »Nikolaos wird uns beide töten. Wir müssen als Erste zuschlagen, ma petite.«

»Was soll diese Wir-Scheiße?«

Er ließ das Blut in seine Hände fließen und reichte sie mir wie eine Schale. Es tropfte durch seine Finger. »Trink. Es wird dich stark machen.«

Ich wachte auf und starrte in die Dunkelheit. »Fahr zur Hölle, Jean-Claude«, flüsterte ich. »Was hast du mit mir gemacht?«

Das dunkle, leere Zimmer gab keine Antwort. Man muss die kleinen Dinge zu würdigen wissen. Die Uhr zeigte Sechs-Null-Drei. Ich drehte mich um und schmiegte mich in die Decken. Das Surren der Klimaanlage konnte die morgendlichen Geräusche meiner Nachbarn nicht überdecken. Ich schaltete das Radio ein. Mozarts Klavierkonzert in S-Dur füllte den verdunkelten Raum. Eigentlich war es zu lebhaft, um dabei schlafen zu können, aber ich wollte Geräusche. Von mir ausgesuchte.

Ich weiß nicht, ob es an Mozart lag oder ob ich einfach zu müde war; wie auch immer, ich schlief wieder ein. Wenn ich etwas träumte, dann erinnerte ich mich zumindest später nicht mehr daran.

32. Kapitel

Der Wecker schrillte mich aus dem Schlaf. Er klang wie ein Autoalarm, entsetzlich laut. Ich schlug mit voller Wucht auf die Knöpfe. Gnädigerweise stellte er sich ab. Ich blinzelte verständnislos. Neun Uhr. Verflucht. Ich hatte vergessen, den Alarm auszuschalten. Jetzt hatte ich Zeit, mich anzuziehen und zur Kirche zu gehen. Ich wollte nicht aufstehen. Ich wollte nicht zur Kirche gehen. Gott würde mir bestimmt dieses eine Mal vergeben.

Andererseits brauchte ich gerade jetzt alle Hilfe, die ich kriegen konnte. Vielleicht hätte ich sogar eine Offenbarung, und alles würde ins Lot kommen. Lachen Sie nicht; das ist mir schon passiert. Göttliche Hilfe ist nichts, worauf ich mich verlasse, aber hin und wieder kann ich in der Kirche besser denken.

Wenn die Welt voller Vampire und böser Jungs ist und ein geweihtes Kreuz alles ist, was zwischen mir und dem Tod steht, dann rückt das die Kirche in ein anderes Licht. Gewissermaßen.

Ich kroch aus dem Bett, stöhnend. Das Telefon klingelte. Ich setzte mich auf die Bettkante, wartete, dass der Anrufbeantworter anginge. Er tat es. »Anita, hier ist Sergeant Storr. Wir haben einen neuen Vampirmord.«

Ich nahm den Hörer ab. »Hallo, Dolph.«

»Gut. Bin froh, dass ich Sie noch vor der Kirche erwische.«

»Wieder ein toter Vampir?«

»Mhm.«

»Genau wie die anderen?«, fragte ich.

»Scheint so. Sie müssen kommen und einen Blick darauf werfen.«

Ich nickte, dann merkte ich, dass er mich nicht sehen konnte, und sagte: »Klar, wann?«

»Jetzt.«

Ich seufzte. So viel zur Kirche. Sie konnten die Leiche nicht bis Mittag aufheben, oder noch länger, nur wegen meiner Wenigkeit. »Sagen Sie mir, wo. Warten Sie, ich brauche einen Stift, der schreibt.« Ich hatte einen Notizblock am Bett liegen, aber der Kuli war ohne mein Wissen versiegt. »Gut, legen Sie los.«

Die Stelle war nur einen Block vom Zirkus der Verdammten entfernt. »Das ist an der Grenze zum Bezirk. Keiner von den anderen Morden ist so weit vom Hafen entfernt passiert.«

»Stimmt.«

»Was ist sonst noch anders?«

»Das werden Sie sehen, wenn Sie hier sind.«

Mr. Information. »Gut, ich bin in einer halben Stunde da.«

»Bis dann.« Er legte auf.

»Na dann, guten Morgen, Dolph«, sagte ich in den Hörer. Vielleicht war er ja auch kein Morgenmensch.

Meine Hände heilten langsam. Ich hatte über Nacht die Pflaster abgemacht, weil sie voller Ziegenblut gewesen wa-

ren. Die Kratzer waren hübsch verschorft, also gab ich mich nicht erst mit neuen Pflastern ab.

Ein dicker Verband bedeckte die Schnittwunde am Arm. Den linken durfte ich nicht noch einmal verletzen. Es war kein Platz mehr da. Die Bisswunde am Hals wurde langsam blau. Sie sah aus wie der allerschlimmste Knutschfleck. Wenn Zerbrowski mich damit sah, würde mir das ewig anhängen. Ich klebte ein Pflaster drüber. Jetzt sah es aus, als versteckte ich einen Vampirbiss. Mist. Ich ließ es. Sollten sich die Leute wundern. Ging sie sowieso nichts an.

Ich zog ein rotes Polohemd an, stopfte es in die Jeans. Meine Nikes und einen Schultergurt für die Pistole, und ich war fertig. Der Schulterriemen hat eine kleine Tasche für extra Patronen. Ich steckte ein paar Magazine ein. Sechszwanzig Kugeln. Seht euch vor, Jungs. Tatsächlich sind die meisten Schießereien vorbei, ehe acht Schüsse gefallen sind. Aber irgendwann gab es immer ein erstes Mal.

Ich nahm eine hellgelbe Windjacke über den Arm. Falls die Pistole die Leute nervös machte, würde ich sie überziehen. Ich würde mit der Polizei arbeiten. Die trugen ihre Waffen offen herum. Warum konnte ich das nicht? Außerdem war ich die Mätzchen leid. Sollten die Scheißkerle doch ruhig wissen, dass ich bewaffnet und vorbereitet war.

Es sind immer zu viele Leute am Tatort. Nicht die Gaffer, wie Sie vermuten. Schließlich hat es immer etwas Faszinierendes, wenn ein anderer gestorben ist. Sondern es wimmelt von Polizisten, hauptsächlich Detectives und ein paar Uniformen. So viele für einen kleinen Mord.

Da stand sogar ein neuer Van mit einer großen Satellitenantenne, die hinten herausragte und aussah wie eine riesige

Strahlenpistole aus den Sciencefictionfilmen der 40er. Ich hätte wetten können, dass bald noch mehr Fernseh-Vans auftauchen würden. Ich weiß nicht, wie die Polizei das Ganze so lange hat geheim halten können.

Vampirmorde, Mann, Sensationsmake erster Güte. Man musste nicht einmal etwas dazuerfinden, um die Sache grotesker zu machen.

Ich behielt die Menge zwischen mir und dem Kameramann. Ein Reporter mit kurzen blonden Haaren und einem modischen Anzug schob Dolph ein Mikrofon ins Gesicht. Solange ich bei den schauerlichen Überresten blieb, war ich sicher. Sie mochten mich vielleicht auf den Film kriegen, aber sie würden es nicht im Fernsehen zeigen können. Der gute Geschmack und so, Sie wissen schon.

Ich besaß eine kleine Plastikkarte mit Foto, die mir Zugang zum polizeilich abgeriegelten Gebiet gewährte.

Ich fühlte mich immer wie Magnum, wenn ich mir die Karte an den Kragen heftete.

Am gelben Band wurde ich von einer wachsamen Uniform angehalten. Mehrere Sekunden lang starrte er meinen Ausweis an, als versuchte er zu entscheiden, ob ich koscher war oder nicht. Würde er mich durchlassen oder einen Detective heranwinken?

Ich stand da und versuchte, harmlos auszusehen. Das kann ich echt gut. Ich kann geradezu niedlich aussehen. Die Uniform hob das Band hoch und ließ mich durch. Ich widerstand der Versuchung, braver Junge zu sagen. Stattdessen sagte ich nur danke.

Die Leiche lag neben einem Laternenpfahl. Die Beine waren gespreizt. Ein Arm lag verdreht unter dem Körper, vermutlich gebrochen. Die Rückenmitte fehlte, als hätte jemand eine Hand ins Fleisch geschoben und die Mitte herausgeschöpft. Das Herz dürfte fehlen, wie bei den anderen.

Detective Clive Perry stand bei der Leiche. Er war ein großer, schlanker Schwarzer und das jüngste Mitglied beim Spukkommando. Er machte immer einen so gewinnenden und angenehmen Eindruck. Ich konnte mir nie vorstellen, dass er mal etwas Grobes tat, jemanden ärgerte, aber zum Spukkommando kam man nicht ohne Grund.

Er sah von seinem Notizbuch auf. »Hallo, Mrs. Blake.«

»Hallo, Detective Perry.«

Er lächelte. »Sergeant Storr hat gesagt, dass Sie herkommen.«

»Sind alle anderen mit der Leiche fertig?«

Er nickte. »Sie gehört Ihnen.«

Eine dunkelbraune Pfütze Blut hatte sich unter dem Körper ausgebreitet. Ich kniete mich daneben. Das Blut hatte eine klebrige, zähe Konsistenz bekommen. Die Leichenstarre war vorbei, wenn sie stattgefunden hatte. »Tote« Vampire verhielten sich nicht immer wie menschliche Leichen. Das machte es schwerer, die Todeszeit zu bestimmen. Aber das war Sache des Pathologen, nicht meine.

Die strahlende Sommersonne setzte der Leiche zu. Von der Figur und dem schwarzen Hosenanzug her, tippte ich auf eine Frau. Es war schwer zu sagen, so auf dem Bauch, die

Brust eingedrückt und ohne Kopf. Die Wirbelsäule leuchtete weiß. Das Blut war aus dem Hals geflossen wie aus einer abgebrochenen Rotweinflasche. Die Haut war zerrissen und gezerrt. Es sah aus, als hätte jemand den blöden Kopf abgerissen.

Ich schluckte mühsam. Ich hatte mich seit Monaten auf kein Mordopfer mehr erbrochen. Ich stand auf und brachte ein wenig Abstand zwischen mich und die Leiche.

Konnte das ein Mensch getan haben? Nein vielleicht.

Mann. Wenn das ein Mensch gewesen war, dann hatte er sich alle Mühe gegeben, einen anderen Eindruck zu erwecken. Egal wie eine Stelle äußerlich aussieht, der Pathologe findet Messerspuren am Körper immer. Die Frage war, ob die Messerspuren vor oder nach dem Tod dahin gekommen waren. War das ein Mensch gewesen, der es nach einem Monster aussehen lassen wollte, oder ein Monster, das es nach einem Menschen aussehen lassen wollte?

»Wo ist der Kopf?«, fragte ich.

»Sicher, dass Ihnen ganz wohl ist?«

Ich sah zu ihm auf. War ich blass geworden? »Keine Sorge.« Eine große, abgebrühte Vampirtöterin übergab sich nicht beim Anblick von abgetrennten Köpfen. Keine Chance.

Perry zog die Augenbrauen hoch, war aber zu höflich, um auf dem Punkt herumzureiten. Er führte mich ein paar Schritte den Bürgersteig entlang. Man hatte eine Plastikdecke über den Kopf gezogen. Eine kleinere Pfütze Blut sickerte unter dem Plastik hervor.

Perry bückte sich und nahm einen Zipfel in die Hand. »Bereit?«

Ich nickte, weil ich meiner Stimme nicht traute. Er hob die Decke an wie einen Theatervorhang.

Langes schwarzes Haar wallte um ein bleiches Gesicht. Das Haar war blutverklebt. Das Gesicht war schön gewesen, jetzt nicht mehr. Die Züge waren erschlafft und wirkten puppenhaft unecht. Meine Augen sahen es, aber mein Verstand brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen. »Scheiße!«

»Was ist?«

Ich stand auf, schnell, ging zwei Schritte auf die Straße. Perry folgte mir. »Geht es Ihnen gut?«

Ich schaute zu der Plastikdecke und dem grausigen kleinen Klumpen. Ging es mir gut? Gute Frage. Ich konnte die Leiche identifizieren.

Es war Theresa.

33. Kapitel

Ein paar Minuten vor elf kam ich in Ronnies Büro an. Ich zögerte mit der Hand am Türknauf. Ich konnte das Bild von Therasas Kopf auf dem Bürgersteig nicht abschütteln. Sie war grausam gewesen und hatte vermutlich Hunderte von Menschen umgebracht. Warum tat es mir Leid um sie? Aus Dummheit, nehme ich an. Ich holte tief Luft und schob die Tür auf.

Ronnies Büro ist voller Fenster. Das Licht flutete von zwei Seiten herein, von Süden und von Westen. Was bedeutet, dass der Raum am Nachmittag einem Backofen gleicht. Keine Klimaanlage der Welt kann so viel Sonnenschein bezwingen.

Von diesen sonnigen Fenstern aus kann man den Hafenbezirk sehen. Wenn man das gern möchte.

Ronnie winkte mich von der Tür in die blendende Helligkeit.

Eine zart aussehende Frau saß in einem Sessel gegenüber dem Schreibtisch. Eine Asiatin mit glänzendem schwarzen Haar, das sorgfältig aus dem Gesicht gekämmt war. Eine purpurviolette Jacke, die zu ihrem tadellos sitzenden Rock passte, lag säuberlich über der Armlehne. Eine strahlend lavendelfarbene Bluse lenkte die Aufmerksamkeit auf die schrägen Augen und die lavendel schattierten Lippen und Brauen. Mit dieser Farbe sah sie kühl aus, selbst in der sengenden Sonne.

Es erwischte mich unvorbereitet, sie nach all den Jahren so plötzlich hier zu treffen. Schließlich machte ich den Mund wieder zu und ging mit ausgestreckter Hand auf sie zu. »Be-
verly, es ist lange her.«

Sie erhob sich elegant und legte eine kühle Hand in meine.
»Drei Jahre.« Exakt, und das sah ihr ähnlich.

»Ihr beide kennt euch?«, fragte Ronnie.

Ich drehte mich zu ihr um. »Bev hat dir nicht gesagt, dass sie mich kennt?«

Ronnie schüttelte den Kopf.

Ich sah diese neue Frau groß an. »Warum hast du es nicht erwähnt?«

»Ich habe es nicht für nötig gehalten.« Bev musste das Kinn heben, um mir in die Augen zu sehen. Nicht viele Leute müssen das. Es ist so selten, dass ich es immer als sonderbar empfinde, so als müsste ich mich aus Entgegenkommen bücken.

»Werde ich von jemandem erfahren, woher ihr euch kennt?«, fragte Ronnie.

Ronnie ging an uns vorbei und setzte sich hinter den Schreibtisch. Sie kippte den Stuhl an seinem Drehgelenk leicht nach hinten, faltete die Hände über dem Bauch und wartete. Ihre unschuldigen grauen Augen blickten mich an, sanft wie Kätzchen.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich es ihr erzähle, Bev?«

Bev hatte sich wieder hingesetzt, geschmeidig und damenhaft. Sie besaß echte Würde und hatte mich mit ihrer im besten Wortsinn damenhaften Art immer beeindruckt. »Wenn du es für nötig hältst, habe ich nichts dagegen«, antwortete sie.

Nicht unbedingt ein begeistertes »Nur zu«, aber es genügte. Ich ließ mich in den anderen Sessel plumpsen, während mir meine Jeans und Turnschuhe deutlich bewusst wurden. Neben Bev sah ich wie ein schlecht angezogenes Kind aus. Einen Moment lang fühlte ich mich auch so, dann war es vorbei. Bedenken Sie, ohne unser Einverständnis kann niemand ein minderwertiges Gefühl in uns bewirken. Eleanor Roosevelt hat das gesagt. Das ist ein Zitat, nach dem ich zu leben versuche. Meistens gelingt es mir.

»Bevs Familie wurde Opfer eines Vampirrudels. Nur Beverly hat überlebt. Ich gehörte zu den Leuten, die die Vampire vernichtet haben.« Kurz und knapp, mit einer Menge Auslassungen. Hauptsächlich, was die schmerzhaften Teile der Geschichte betraf.

Bev sprach auf ihre typische leise, präzise Art. »Was Anita ausgelassen hat, ist, dass sie ihr Leben riskiert hat, um meins zu retten.« Sie betrachtete ihre Hände in ihrem Schoß.

Ich dachte daran, wie ich Beverly Chin damals zum ersten Mal gesehen hatte. Ein zappelndes Bein auf dem Fußboden, die entblößten Reißzähne des Vampirs, der sich aufbäumte, um zuzubeißen. Ein Blick auf ein bleiches, schreiendes Gesicht und schwarze Haare. Aus ihr schrie die nackte Angst. Ich warf ein Messer und traf den Vampir in die Schulter. Kein tödlicher Treffer; dazu war keine Zeit gewesen. Das Ungeheuer sprang auf die Füße, wandte sich mir brüllend zu. Ich stand alleine vor ihm mit dem letzten Messer, das ich noch hatte, die Pistole war längst leer geschossen.

Und ich dachte daran, wie Beverly Chin dem Vampir mit einem silbernen Leuchter den Kopf eingeschlagen hatte, während er sich über mich beugte und sein warmer Atem über meinen Hals strich. Ihre Schreie, während sie den Kopf in Stücke schlug, bis sich Blut und Hirnmasse auf dem Boden verteilten, hallten später noch wochenlang durch meine Träume.

All das zog wortlos zwischen uns vorbei. Wir hatten einander das Leben gerettet; das ist ein Band, das einem anhaftet. Freundschaft mag vergehen, aber hier bleibt immer eine Verpflichtung, dieses Wissen, geschmiedet aus Schrecken, Blut und gemeinsam erlittener Gewalt, das nie vergeht. Nach

drei langen Jahren war es noch da, fühlbar und nervenzerrend.

Ronnie ist eine gescheite Dame. Sie kapierte die verlegene Stille. »Möchte jemand etwas zu trinken?«

»Nichts Alkoholisches«, sagten Bev und ich gleichzeitig. Wir lachten uns an und die Anspannung verschwand. Wir würden nie dicke Freunde sein, aber vielleicht könnten wir aufhören, einander wie Geister zu betrachten.

Ronnie brachte uns zwei Diätcola. Ich zog ein Gesicht, nahm sie aber trotzdem. Ich wusste, dass sie nichts anderes in ihrem kleinen Bürokühlschrank hatte. Wir hatten schon ausgiebig über Diätgetränke diskutiert, aber sie schwor, dass sie den Geschmack mochte. Diesen Geschmack mögen, bah!

Bev nahm ihres liebenswürdig entgegen vielleicht trank sie das auch zu Hause. Ich habe lieber Dickmacher, die ein bisschen nach was schmecken.

»Ronnie erwähnte am Telefon, dass vielleicht eine Todeschwadron mit dem HAV zusammenarbeitet. Ist das wahr?«, fragte ich.

Bev blickte auf die Dose in ihrer Hand, und hielt eine Hand darunter, damit sie den Rock nicht befleckte. »Ich weiß nicht sicher, ob es wahr ist, aber ich glaube es.«

»Erzählst du mir, was du gehört hast?«, bat ich.

»Es wurde eine Zeit lang darüber geredet, eine Gruppe zu bilden, um die Vampire zu jagen. Um sie zu töten, wie sie unsere... Familien getötet haben. Der Präsident hat das natürlich untersagt. Wir arbeiten innerhalb des gesellschaftlichen

Systems. Wir betreiben doch keine Selbstjustiz.« Es klang beinahe wie eine Frage, als müsste sie sich selbst mehr überzeugen als uns. Es erschütterte sie, was da vielleicht passiert war. Ihre ordentliche kleine Welt brach ein zweites Mal zusammen.

»Aber in letzter Zeit gab es viel Gerede. Über Leute in unserer Organisation, die sich damit brüsten, Vampire zu ermorden.«

»Wie wurden sie angeblich getötet?«, fragte ich.

Sie sah mich an unschlüssig an. »Ich weiß es nicht.«

»Keinen Anhaltspunkt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich könnte es für dich herausfinden. Ist es wichtig?«

»Die Polizei hat ein paar Einzelheiten vor der Öffentlichkeit verschwiegen. Dinge, die nur der Mörder wissen kann.«

»Ich verstehe.« Sie blickte auf ihre Coladose hinunter, dann sah sie mich an. »Ich halte es nicht für Mord, wenn meine Leute getan haben, was in der Zeitung steht. Gefährliche Tiere zu töten sollte kein Verbrechen sein.«

Zum Teil stimmte ich ihr zu. Früher hätte ich ihr rückhaltlos zugestimmt. »Warum sagst du es uns dann?«, fragte ich.

Sie blickte sofort auf, dunkle, fast schwarze Augen sahen mich aufrichtig an. »Das bin ich dir schuldig.«

»Du hast mir das Leben gerettet, du schuldest mir gar nichts.«

»Es wird immer eine Schuld zwischen uns geben, immer.«

Ich sah ihre Miene und verstand. Bev hatte mich gebeten, niemandem zu sagen, dass sie dem Vampir den Kopf eingeschlagen hat. Ich glaube, es entsetzte sie, dass sie zu solcher Gewalt fähig war, unabhängig vom Beweggrund.

Ich erzählte der Polizei damals, dass sie den Vampir abgelenkt hatte, damit ich ihn töten konnte. Für diese kleine, reine Lüge war sie unverhältnismäßig dankbar. Vielleicht konnte sie, wenn kein anderer davon wusste, so tun, als sei es nie passiert. Vielleicht.

Sie stand auf, strich ihren Rock hinten glatt und stellte die Dose behutsam an den Rand des Tisches. »Ich werde Mrs. Sims eine Nachricht hinterlassen, wenn ich mehr herausfinde.«

Ich nickte. »Ich bin dankbar für das, was du tust.« Sie mochte soeben die eigene Sache meinetwegen verraten.

Sie legte sich die violette Jacke über den Arm, nahm die kleine Handtasche fest in die Hände. »Gewalt ist keine Lösung. Wir müssen innerhalb des Systems arbeiten. Humans Against Vampires steht für Gesetz und Ordnung, nicht für Selbstjustiz.« Es klang wie auswendig gelernt. Aber ich ließ es dabei bewenden. Jeder braucht etwas, woran er sich halten kann.

Sie gab uns beiden die Hand. Ihre war kühl und trocken. Sie verließ uns, die schmalen Schultern sehr gerade. Die Tür schloss sich bestimmt, aber leise. Wenn man sie ansah, würde man nie vermuten, dass sie extreme Gewalt erlitten hatte. Vielleicht wollte sie es gerade so. Wer war ich, darüber zu streiten?

Ronnie sagte: »Gut, jetzt setzt du mich ins Bild. Was hast du herausgefunden?«

»Woher weißt du, dass ich etwas herausgefunden habe?«

»Weil du ein bisschen grün um die Nase warst, als du zur Tür hereinkamst.«

»Großartig. Und ich dachte, ich ließe mir nichts anmerken.«

Sie klopfte mir auf den Arm. »Keine Sorge. Ich kenne dich einfach zu gut, das ist alles.«

Ich nickte und nahm die Erklärung als das, was sie war: tröstlicher Unsinn. Aber der Trost kam trotzdem an. Ich berichtete ihr von Theresas Tod. Ich erzählte ihr alles, außer den Träumen mit Jean-Claude. Das war geheim.

Sie stieß einen Pfiff aus. »Verdammt, du bist fleißig gewesen. Glaubst du, dass es eine menschliche Todesschwadron war?«

»Du meinst den HAV?«

Sie nickte.

Ich seufzte tief. »Ich weiß nicht. Wenn das Menschen waren, dann habe ich nicht die leiseste Ahnung, wie sie es gemacht haben. Um jemandem den Kopf abzureißen, braucht man übermenschliche Kräfte.«

»Ein sehr starker Mensch?«, fragte sie.

Das Bild von Winters Oberarmen kam mir kurz in den Kopf. »Möglich, aber diese Art Kraft...«

»Unter Druck haben sogar schon kleine alte Omis ganze Autos angehoben.«

Da hatte sie Recht. »Was hältst du davon, die Kirche des Ewigen Lebens zu besuchen?«, fragte ich.

»Um ihr eventuell beizutreten?«

Ich warf ihr einen bösen Blick zu.

Sie lachte. »Schon gut, schon gut, sieh mich nicht so an. Warum gehen wir hin?«

»Gestern Abend haben sie eine Party mit Schlaghölzern überfallen. Ich behaupte nicht, dass sie jemanden töten wollten, aber wenn man einmal anfängt, Leute zu schlagen« - ich zuckte die Achseln - »passieren Unfälle.«

»Du denkst, die Ewigen stecken dahinter?«

»Weiß nicht, aber sie hassen die Freaks so sehr, dass sie ihre Partys stürmen, vielleicht auch genug, um sie umzubringen.«

»Die meisten Mitglieder der Ewigen sind Vampire«, sagte sie.

»Genau. Übermenschliche Kräfte und die Fähigkeit, dicht an die Opfer heranzukommen.«

Ronnie lächelte. »Nicht schlecht, Blake, nicht schlecht.«

Ich neigte bescheiden den Kopf. »Jetzt müssen wir es nur noch beweisen.«

Ihre Augen leuchteten vor Belustigung, als sie sagte: »Außer natürlich, sie haben es nicht getan.«

»Ach, sei still. Es ist immerhin ein Anhaltspunkt.«

Sie breitete die Hände aus. »He, ich beklage mich nicht. Mein Vater hat immer gesagt: Kritisiere niemanden, wenn du es nicht besser kannst.«

»Du weißt auch nicht, was hier los ist, hm?«, fragte ich.

Sie wurde ernst. »Ich wünschte, ich wüsste es.«

Ich auch.

34. Kapitel

Die Kirche des Ewigen Lebens, das Hauptgebäude, ist in der Nähe der Page Avenue, weit vom Bezirk entfernt. Die Ewigen wollen nicht mit dem Pöbel verkehren. Vampirstriplokal, Zirkus der Verdammten, ts ts. Schockierend. Nein, sie sehen sich als die Mittelklasse der Untoten an.

Die Kirche selbst steht auf einer weiten Fläche nackten Bodens. Kleine Bäume haben Mühe, groß zu werden und das bestürzende Weiß des Baus zu beschatten. In der heißen Julisonne leuchtete das Gebäude wie ein von Land umgebener Mond.

Ich bog auf den Parkplatz ein und parkte auf glänzendem neuen schwarzen Asphalt. Nur der Boden sah normal aus, rötliche Erde, die sich in Matsch verwandelt hatte. Das Gras hatte keine Chance.

»Hübsch«, sagte Ronnie und deutete mit dem Kopf auf den Kirchenbau. Ich zuckte die Achseln. »Wenn du meinst. Of-

fen gestanden, ich habe mich nie an die neutralisierende Wirkung gewöhnt.«

»Neutralisierende Wirkung?«, fragte sie.

»Die bunten Glasfenster sind alle abstrakt. Keine Szenen von Christus, keine Heiligen, keine heiligen Symbole. Makellos und rein wie ein Brauthemd frisch aus der Packung.«

Sie stieg aus dem Wagen, die Sonnenbrille glitt an ihren Platz. Sie musterte die Kirche mit verschränkten Armen.

»Sie sieht aus, als hätten sie sie gerade ausgepackt und die Verzierungen noch nicht draufgesetzt.«

»Ja, eine Kirche ohne Gott. Finden Sie den kleinen Fehler in diesem Bild!«

Sie lachte nicht. »Wird um diese Tageszeit jemand auf sein?«

»Oh, ja, sie rekrutieren tagsüber.«

»Rekrutieren?«

»Du weißt schon, von Tür zu Tür, wie die Mormonen und Jehovas Zeugen.«

Sie sah mich verblüfft an. »Du machst Witze.«

»Sehe ich so aus?«

Sie schüttelte den Kopf. »Vampir-Vertreter. Wie, äh« -sie wedelte mit den Händen »entgegenkommend.«

»Genau«, sagte ich. »Lass uns nachsehen, wer sich um das Büro kümmert.«

Breite weiße Stufen führten zu einem enormen Portal. Ein Flügel stand offen; der andere hatte ein Schild, auf dem stand: Tritt ein, Freund, und verweile in Frieden. Ich kämpfte gegen das Verlangen an, das Schild abzureißen und darauf herumzutrampeln.

Sie setzten auf die tiefste Angst des Menschen - die vor dem Tod. Jeder fürchtet den Tod. Leute, die nicht an Gott glauben, haben es schwer damit. Stirb und du hörst auf zu existieren. Tja. Aber die Kirche des Ewigen Lebens verspricht genau, was der Name sagt. Und sie können es wahr machen. Kein Vertrauensvorschuss. Keine Warterei. Keine unbeantworteten Fragen. Wie fühlt es sich an, wenn man tot ist? Fragen Sie einfach eines unserer Mitglieder.

Ach, und Sie werden auch niemals älter. Keine Schönheitsoperationen, keine Miederhöschen, nur ewige Jugend. Kein schlechtes Geschäft, solange man nicht an die Seele glaubt.

Solange man nicht glaubt, dass die Seele im Körper des Vampirs eingeschlossen ist und nie in den Himmel gelangen kann. Oder schlimmer noch, dass Vampire an sich böse sind und zur Hölle verdammt sind. Die katholische Kirche sieht freiwilligen Vampirismus als eine Art Selbstmord an. Ich bin geneigt, dem zuzustimmen. Allerdings hat der Papst auch alle Animatoren exkommuniziert, es sei denn, man hörte auf, Tote zu erwecken. Schön ich trat einer anglikanischen Kirche bei.

Polierte Kirchenbänke verliefen in zwei breiten Reihen auf etwas zu, was ein Altar hätte sein sollen. Es gab eine Kanzel, aber Altar konnte ich das nicht nennen. Es war einfach eine

nackte blaue Mauer, umgeben von weißen, sich aufwärts reckenden Mauern.

Die Fenster hatten rotes und blaues Glas. Die Sonne funkelte hindurch und malte feine bunte Muster auf den weißen Boden.

»Friedvoll«, sagte Ronnie.

»Eher wie ein Friedhof.«

Sie lächelte mich an. »Ich wusste, dass du das sagen würdest.«

Ich sah sie tadelnd an. »Keine Witzeleien, wir sind im Dienst.«

»Was soll ich eigentlich genau tun?«

»Mich einfach unterstützen mache einen bedrohlichen Eindruck, wenn du kannst. Achte auf Hinweise.«

»Hinweise?«, fragte sie.

»Ja, du weißt schon, Hinweise eben, Fahrkartenabschnitte, halb verbrannte Notizzettel, Spuren.«

»Ach, so was.«

»Hör auf, mich anzugrinsen, Ronnie.«

Sie rückte ihre Sonnenbrille zurecht und machte auf eiskalt. Darin ist sie richtig gut. Raubmörder schrumpfen bekanntermaßen zwanzig Schritte vor ihr in sich zusammen. Wir würden sehen, wie es auf die Kirchenmitglieder wirkte.

Neben dem »Altar« gab es eine schmale Tür. Sie führte auf einen teppichgedämpften Gang. Klimatisierte Stille umging uns. Toiletten befanden sich links, und ein offener Raum rechts. Vielleicht nahmen sie hier ihren... Kaffee nach der Messe. Nein, wahrscheinlich keinen Kaffee. Eine aufwühlende Predigt und anschließend ein wenig Blut vielleicht?

Die Büros waren mit kleinen Schildern versehen, auf denen »Büro« stand. Wie schlau. Es gab das typische Sekretariatspult und alles, was dazugehörte. Ein junger Mann saß dahinter. Schlank, kurzes braunes Haar, sorgfältiger Schnitt. Eine dünnrandige Brille schmückte ein Paar wunderhübscher brauner Augen. An seinem Hals prangte eine nicht ganz verheilte Bisswunde.

Er stand auf und kam um das Pult herum, lächelnd und mit ausgestreckter Hand. »Ich grüße Sie, Freunde, ich bin Bruce. Wie kann ich Ihnen heute behilflich sein?«

Der Händedruck war fest, aber nicht zu fest, kräftig, aber nicht herrisch, eine freundlich verweilende Berührung, aber nicht sexuell. Wirklich gute Autoverkäufer haben diesen Händedruck. Immobilienmakler auch. Ich habe hier diese hübsche kleine Seele, kaum gebraucht. Der Preis ist angemessen. Glauben Sie mir. Wenn seine großen braunen Augen noch ein bisschen aufrichtiger geguckt hätten, ich hätte ihm einen Hundekuchen gegeben und ihm den Kopf getätschelt.

»Ich würde gern einen Gesprächstermin mit Malcolm vereinbaren«, begann ich.

Er blinzelte einmal. »Nehmen Sie Platz.«

Ich setzte mich. Ronnie lehnte sich an die Wand neben der Tür. Hände gefaltet, eiskalt und bodyguardmäßig.

Nachdem er uns Kaffee angeboten hatte, ging Bruce wieder um das Pult herum und setzte sich mit gefalteten Händen.

»Nun, Miss... «

»Mrs. Blake.«

Er zuckte nicht; er hatte noch nichts von mir gehört. Wie flüchtig ist der Ruhm. »Mrs. Blake, warum wünschen Sie unser Oberhaupt zu sprechen? Wir haben viele kompetente und verständnisvolle Berater, die Ihnen helfen werden, Ihre Entscheidung zu treffen.«

Ich lächelte ihn an. Darauf wette ich, du kleines Würstchen. »Ich denke, Malcolm wird mich sprechen wollen. Ich habe Informationen über die Vampirmorde.«

Sein Lächeln verrutschte etwas. »Wenn Sie derartige Informationen haben, dann gehen Sie zur Polizei.«

»Auch wenn ich Beweise habe, dass gewisse Mitglieder Ihrer Kirche die Morde begehen?« Ein kleiner Bluff, auch bekannt als Lüge.

Er schluckte, die Finger pressten auf die Schreibtischplatte, bis die Fingerspitzen weiß wurden. »Ich verstehe nicht. Ich meine... «

Ich lächelte ihn an. »Wir wollen der Sache ins Auge sehen, Bruce. Sie sind nicht gerüstet, um mit Mord umzugehen. Das ist nicht Teil Ihrer Schulungen, nicht wahr?«

»Also, nein, aber...«

»Dann nennen Sie mir einfach eine Uhrzeit, wann ich heute wiederkommen und mit Malcolm sprechen kann.«

»Ich weiß nicht. Ich... «

»Machen Sie sich keine Gedanken. Malcolm ist das Oberhaupt der Kirche. Er wird sich der Sache annehmen.«

Er nickte, zu hastig. Sein Blick schoss zu Ronnie, dann zurück zu mir. Er blätterte durch einen ledernen Terminplaner, der auf dem Schreibtisch lag. »Neun, heute Abend.« Er nahm einen Stift und hielt über dem Papier inne. »Wenn Sie mir Ihren vollen Namen sagen, werde ich Sie eintragen.«

»Anita Blake.«

Er hatte den Namen noch immer nicht erkannt. Da behauptete noch einer, ich sei der Schrecken der Vampire. »Und es geht um?« Er gewann seine Routine wieder.

Ich stand auf. »Mord. Es geht um Mord.«

»Ah, ja, ich...« Er kritzelte etwas hinein. »Neun heute Abend, Anita Blake, Mord.« Er sah stirnrunzelnd auf seinen Eintrag, als stimmte damit etwas nicht.

Ich beschloss, ihm zu helfen. »Schauen Sie nicht so. Sie haben ganz richtig verstanden.«

Er blickte zu mir auf. Er sah ein wenig blass aus.

»Ich werde kommen. Sorgen Sie dafür, dass er die Nachricht erhält.«

Bruce nickte wieder, wieder zu hastig, mit großen bebrillten Augen.

Ronnie öffnete die Tür, und ich ging vor ihr hinaus. Sie machte die Nachhut wie die Bodyguards in schlechten Filmen. Als wir wieder im Kirchenschiff waren, lachte sie. »Ich glaube, wir haben ihn erschreckt.«

»Bruce erschrickt leicht.«

Sie nickte mit leuchtenden Augen.

Die geringste Erwähnung von Gewalt, und er war in sich zusammengefallen. Wenn er groß und erwachsen war, würde er Vampir werden. Sicher.

Die Sonne schien uns hell entgegen. Ich blinzelte und hob eine Hand über die Augen. Aus den Augenwinkeln sah ich eine Bewegung.

Ronnie kreischte: »Anita!«

Alles ging in Zeitlupe. Ich hatte eine Menge Zeit, um den Mann anzustarren, und die Waffe in seiner Hand. Ronnie warf sich gegen mich, brachte uns beide zu Boden und zurück durch die Kirchentür. Kugeln schlugen in das Holz ein, wo ich eben noch gestanden hatte.

Ronnie kroch hinter mich dicht an die Wand. Ich hatte meine Pistole gezogen und lag auf der Seite gegen die Tür gedrückt. Mein Puls hämmerte mir in den Ohren. Doch ich konnte alles hören. Meine Windjacke knisterte wie statisch aufgeladen. Ich hörte den Mann die Stufen heraufkommen. Der Hundesohn gab nicht auf.

Zentimeter um Zentimeter rückte er näher. Sein Schatten fiel durch die Tür. Er versuchte nicht einmal, in Deckung zu ge-

hen. Vielleicht dachte er, ich sei unbewaffnet. Ich würde ihn gleich vom Gegenteil überzeugen.

Bruce rief: »Was ist hier los?«

Ronnie schrie: »Gehen Sie wieder rein.«

Ich hielt den Blick auf die Tür gerichtet. Niemand würde mich erschießen, weil der liebe Bruce mich abgelenkt hatte. Nichts war wichtiger als der Schatten in der Tür, die zögernden Schritte. Nichts.

Der Mann lief geradewegs hinein. Die Pistole in der Hand schweifte sein Blick durch die ganze Kirche. Ein Amateur.

Ich hätte ihn mit dem Lauf berühren können. »Nicht bewegen.«

»Keine Bewegung« klang immer so melodramatisch. Nicht bewegen, knapp und eindeutig. »Nicht bewegen«, sagte ich.

Er drehte nur den Kopf, langsam und in meine Richtung. »Sie sind der Scharfrichter.« Seine Stimme war höflich, unschlüssig.

Sollte ich leugnen? Vielleicht. Sofern er gekommen war, um den Scharfrichter zu töten, ganz entschieden. »Nein«, erwiderte ich.

Er begann sich umzudrehen. »Dann muss sie es sein.« Er drehte sich zu Ronnie. Scheiße.

Er hob die Arme und zielte.

»Nicht!«, kreischte Ronnie.

Zu spät. Ich feuerte, mitten in seine Brust. Ronnies Schuss folgte meinem wie ein Echo. Es riss ihn von den Füßen, er taumelte rückwärts. Ein Blutfleck wuchs auf seinem Hemd. Er donnerte gegen die halb offene Tür und fiel flach auf den Rücken nach draußen. Nur seine Beine waren noch zu sehen.

Ich zögerte, horchte. Ich hörte keinerlei Bewegung. Ich schob mich vorsichtig um die Tür. Er bewegte sich nicht, aber die Pistole hielt er noch in der Hand. Ich zielte auf ihn und näherte mich. Wenn er auch nur gezuckt hätte, hätte ich geschossen.

Ich trat ihm die Waffe aus der Hand und prüfte seinen Puls am Hals. Nada, niente. Tot.

Ich benutze Munition, die Vampire wegputzen kann, wenn ich richtig treffe und wenn sie nicht alt sind. Die Kugel hatte auf der Seite, wo sie eingetreten war, ein kleines Loch gemacht, aber die andere Seite des Brustkorbs war weg. Die Kugel hatte getan, was sie sollte, sich ausgebreitet und ein sehr großes Austrittsloch hinterlassen.

Der Kopf baumelte seitlich. Zwei Bisswunden dekorierten den Hals. Verdammt nochmal! Bissmale oder nicht, er war tot. Von seinem Herzen war nicht so viel übrig, wie in einen Fingerhut passte. Ein guter Schuss. Ein dämlicher Amateur mit einer Waffe.

Ronnie lehnte im Türrahmen und sah blass aus. Ihre Pistole war auf den toten Mann gerichtet. Ihre Arme zitterten leicht.

Beinahe lächelte sie. »Normalerweise trage ich tagsüber keine Pistole mit mir herum, aber ich wusste, dass ich mit dir unterwegs sein würde.«

»Ist das eine Beleidigung?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie, »die Wahrheit.«

Ich konnte kaum widersprechen. Ich setzte mich auf die kühlen Steinstufen; meine Knie fühlten sich wacklig an. Das Adrenalin versickerte durch irgendein Leck.

Bruce stand in der Tür, schneeweiß. »Er... hat versucht, Sie zu töten.« Seine Stimme hatte Risse.

»Kennen Sie ihn?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, wieder und wieder, schnell und ruckartig.

»Sind Sie sicher?«

»Wir...wir billigen... keine Gewalt.« Er schluckte mühsam, krächzte: »Ich kenne ihn nicht.«

Die Angst schien echt zu sein. Vielleicht kannte er ihn nicht, aber das hieß nicht, dass der Tote kein Mitglied ihrer Kirche war. »Rufen Sie die Polizei, Bruce.«

Er stand nur da und starrte die Leiche an.

»Die Polizei, ja?«

Dann wandte er seinen glasigen Blick mir zu. Ich war nicht sicher, ob er mich gehört hatte, aber er ging wieder hinein.

Ronnie setzte sich neben mich und schaute zum Parkplatz hinüber. Über die weißen Stufen lief in roten Rinnsalen Blut hinab.

»Himmel«, flüsterte sie.

»Ja.« Ich hielt die Pistole noch immer locker in der Hand. Die Gefahr schien vorüber zu sein. Vermutlich konnte ich sie wegstecken. »Danke, dass du mich zur Seite gestoßen hast«, sagte ich.

»Gern geschehen.« Sie tat einen tiefen, zitterigen Atemzug. »Danke, dass du ihn erschossen hast, bevor er mich erschießen konnte.«

»Nicht der Rede wert. Außerdem hast du auch getroffen.«

»Erinnere mich nicht.«

Ich musterte sie. »Geht's?«

»Nein. Ich bin vollkommen verängstigt.«

»Ja.« Ronnie brauchte natürlich nichts weiter zu tun, als sich von mir fern zu halten. Anscheinend war, wo ich mich aufhielt, die Free Fire Zone. Ich war eine wandelnde Bedrohung für meine Freunde und Mitarbeiter. Ronnie hätte heute sterben können, und ich wäre daran schuld gewesen.

Sie war beim Schießen ein paar Sekunden langsamer gewesen als ich. Diese Sekunden hätten sie das Leben kosten können. Wenn sie nicht hier gewesen wäre, hätte natürlich ich sterben können. Eine Kugel in der Brust, und meine Pistole hätte mir nicht mehr viel genützt.

Ich hörte das nahende Tatütata der Polizeisirene. Sie mussten ziemlich in der Nähe gewesen sein, oder vielleicht gab es noch einen anderen Toten. Möglich. Würden sie glauben, dass er nur ein Fanatiker gewesen war, der den Scharfrichter

umbringen wollte? Vielleicht. Dolph würde mir das nicht abkaufen.

Die Sonne brannte, überzog alles wie mit hellgelbem Plastik. Keiner von uns sagte ein Wort. Vielleicht gab es nichts mehr zu sagen. Danke, dass du mir das Leben gerettet hast. Gern geschehen. Was gäbe es da noch?

Ich fühlte mich schwindlig und leer im Kopf. Betäubt. Ich musste der Wahrheit näher kommen, ganz gleich wie sie aussah. Man versuchte mich umzubringen. Das war ein gutes Zeichen. Gewissermaßen. Es bedeutete, dass ich etwas Wichtiges wusste. Das wichtig genug war, um dafür zu töten. Ärgerlich nur, dass ich keine Ahnung hatte, was es war.

35. Kapitel

Um Viertel vor neun am Abend stand ich wieder vor der Kirche. Der Himmel war tiefrot. Rosa Wolken waren darüber verteilt wie gierig auseinander gerissene Zuckerwatte. Bis zur richtigen Dunkelheit waren es nur noch ein paar Minuten. Die Ghule waren jetzt schon auf den Beinen. Aber die Vampire mussten noch ein paar Takte warten.

Ich stand auf den Stufen und bewunderte den Sonnenuntergang. Blut war keins mehr zu sehen. Die weißen Stufen waren so blank, als hätte der Nachmittag nicht stattgefunden. Aber ich erinnerte mich. Ich hatte beschlossen, in der Julihitze zu schwitzen, sodass ich ein mittleres Waffenarsenal mitführen konnte. Die Windjacke verbarg nicht nur den Schulterriemen und die Pistole plus extra Munition, sondern auch je ein Messer an beiden Unterarmen. Die Firestar steckte un-

sichtbar im Innenhosenholster. Sogar am Fußgelenk trug ich ein Messer.

Klar, nichts von alledem würde Malcolm aufhalten können. Er war einer der mächtigsten Meistervampire der Stadt. Nachdem ich Nikolaos und Jean-Claude kannte, würde ich ihm den dritten Platz zuerkennen. In dieser Gesellschaft war der dritte kein schlechter Platz. Warum ihm also gegenüber-treten? Weil mir nichts Besseres einfiel.

Ich hatte einen Brief mit meinen Verdächtigungen gegen die Kirche und sonst wen in einem Tresor hinterlegt. Hat nicht jeder irgendwo einen Tresor? Ronnie wusste davon, und auf dem Sekretariatsschreibtisch bei Animators, Inc. lag ein Brief. Er würde Montagmorgen an Dolph rausgehen, es sei denn, ich riefte vorher an.

Ein Anschlag auf mein Leben, und mich packte die Paranoia. Sieh mal einer an.

Der Parkplatz stand voll. Leute gingen in kleinen Gruppen in die Kirche. Einige waren einfach zu Fuß gekommen, ohne Auto. Ich sah sie mir genauer an. Vampire. Bevor es völlig dunkel war? Ach nein, nur Menschen.

Ich zog den Reißverschluss der Windjacke ein Stück rauf. Wollte die Messe nicht damit stören, dass eine Waffe hervorblitzte.

Eine junge Frau mit einer Geltolle über einem Auge verteilte an der Tür Broschüren. Einen Leitfaden für die Messe, nahm ich an. Sie lächelte und sagte: »Willkommen. Sind Sie zum ersten Mal hier?«

Ich lächelte freundlich zurück, so als hätte ich nicht genügend Waffen dabei, um die halbe Gemeinde wegzuputzen. »Ich habe einen Termin bei Malcolm.«

Ihr Lächeln veränderte sich nicht. Wenn überhaupt, dann vertiefte es sich und bildete ein Grübchen auf einer Seite ihres Kussmündchens. Irgendwie schien sie mir doch nicht zu wissen, dass ich heute schon jemanden umgebracht hatte. Normalerweise lächeln mich die Leute nicht an, wenn sie dergleichen wissen.

»Einen Augenblick; ich hole nur jemanden, der die Tür betreut.« Sie ging und tippte einem jungen Mann auf die Schulter, flüsterte ihm gegen die Wange und drückte ihm den Stoß Broschüren in die Hand.

Dann kam sie zu mir zurück und strich ihr weinrotes Kleid glatt. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen?«

Sie machte eine Frage daraus. Was würde sie tun, wenn ich Nein sagte? Wahrscheinlich verwirrt gucken. Der junge Mann begrüßte ein Paar, das soeben die Kirche betrat. Der Mann trug einen Anzug, die Frau das übliche Kleid, Strumpfhosen und Sandaletten. Sie hätten ebenso gut in meine Kirche gehen können, in jede Kirche. Während ich der Türsteherin durch den Seitengang folgte, sah ich ein Paar postmoderne Punks oder wie immer das jetzt hieß. Das Mädchen hatte eine Frisur wie Frankensteins Braut in Pink und Grün. Ein zweiter Blick, und ich war verunsichert, vielleicht war die Pinkgrüne ein Kerl. Wenn ja, dann hatte seine Freundin einen Kopf wie ein Stoppelfeld.

Die Kirche des Ewigen Lebens zog eine breit gefächerte Anhänger­schar an. Vielfalt, das war das Programm. Sie gefielen den Agnostikern, den Atheisten, dem desillusionierten

Durchschnitt und denen, die sich nie für etwas entschieden hatten. Die Kirche war fast voll, und es war noch nicht dunkel. Die Vampire mussten sich erst noch zeigen. Es war lange her, dass ich eine Kirche so voll gesehen hatte, außer an Ostern und Weihnachten. Feiertagschristen. Ein Frösteln kroch mir die Wirbelsäule entlang.

Das war die vollste Kirche, die ich seit Jahren besucht hatte. Die Vampirkirche. Vielleicht war die wirkliche Gefahr gar nicht der Mörder. Vielleicht war die wirkliche Gefahr in diesem Gebäude.

Ich schüttelte den Kopf und folgte meiner Begleiterin aus der Kirche und an dem Kaffeeklatschraum vorbei. Auf dem weiß gedeckten Tisch lief tatsächlich eine Kaffeemaschine. Außerdem stand da eine Schüssel mit rötlichem Punsch, der ein bisschen zu dickflüssig aussah, um Punsch zu sein.

»Möchten Sie Kaffee?«, fragte die Frau.

»Nein, danke.«

Sie lächelte freundlich und öffnete mir die Tür mit dem Schild »Büro«. Ich ging hinein. Niemand war da.

»Malcolm wird sich um Sie kümmern, sobald er aufwacht. Wenn Sie möchten, warte ich mit Ihnen.« Sie blickte zur Tür, als sie das sagte.

»Ich möchte nicht, dass Sie die Messe versäumen. Ich komme gut allein zurecht.«

Ihr Lächeln brachte das Grübchen zum Vorschein.

»Danke. Ich bin sicher, es wird nicht lange dauern.« Damit war sie draußen, und ich war allein. Allein mit dem Sekre-

tärsput und dem ledergebundenen Terminplaner der Kirche des Ewigen Lebens. Das Leben meinte es gut mit mir.

Ich schlug den Planer in der Woche vor dem ersten Vampirmord auf. Bruce, der Sekretär, hatte eine sehr saubere Handschrift, jeder Eintrag war penibel. Uhrzeit, Name und ein kurzer Vermerk über die Art des Gesprächs. 10.00 Jason MacDonald, Zeitschriftinterview. 9.00 Treffen mit Mayor, Fragen der Zoneneinteilung. Normale Dinge für einen Billy Graham des Vampirismus. Dann, zwei Tage vor dem ersten Mord, gab es einen Eintrag in einer anderen Handschrift. Kleiner, nicht weniger ordentlich. 3.00 Ned. Das war alles. Kein Nachname, kein Grund des Gesprächs. Und den Termin hatte nicht Bruce gemacht. Mich dünkt, wir haben eine Spur. Sei still, mein Herz.

Ned war eine Kurzform von Edward, so wie Teddy. Hatte Malcolm mit dem Killer der Untoten ein Treffen gehabt? Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Es konnte ein heimliches Treffen mit einem anderen Ned gewesen sein. Oder Bruce war vielleicht nicht an seinem Pult gewesen und jemand anderer hatte es eingetragen? Ich ging so schnell ich konnte die restlichen Termine durch. Nichts sonst erschien mir außergewöhnlich. Jeder andere Eintrag war in Bruce' großen, runden Buchstaben geschrieben.

Malcolm hatte sich mit Edward getroffen, falls es Edward gewesen war, zwei Tage vor dem ersten Toten. Wenn das stimmte, was bedeutete das für alles andere? Edward als Mörder und Malcolm, der ihn dafür bezahlte. Aber da gab es ein Problem. Wenn Edward mich hätte tot sehen wollen, hätte er es selbst getan. Vielleicht war Malcolm in Panik geraten und hatte mir einen seiner Anhänger geschickt? Könnte sein.

Ich saß in einem Sessel an der Wand und blätterte in einer Zeitschrift, als sich die Tür öffnete. Malcolm war groß und fürchterlich dünn, seine großen, kräftigen Hände hätten mehr zu einem muskulösen Mann gepasst. Sein kurzes lockiges Haar hatte das scheußliche Gelb der Distelfinken. So sah blondes Haar nach etwa dreihundert Jahren Dunkelheit aus.

Beim letzten Mal, als ich ihn gesehen hatte, war er mir makellos schön erschienen. Jetzt war er beinahe gewöhnlich, so wie Nikolaos mit ihrer Narbe. Hatte Jean-Claude mir die Fähigkeit verliehen, die Meistervampire in ihrer wahren Gestalt zu sehen?

Malcolms Persönlichkeit füllte den kleinen Raum wie eindringendes Wasser, prickelte kalt auf meiner Haut und stand bereits kniehoch. Noch neunhundert Jahre, und er würde es mit Nikolaos aufnehmen. Natürlich wäre ich dann nicht mehr da, um meine kleine Theorie zu überprüfen.

Ich stand auf, und er fegte in den Raum. Er war bescheiden mit einem dunkelblauen Anzug, einem hellblauen Hemd und einer blauen Seidenkrawatte bekleidet. Über dem hellen Hemd sahen seine Augen aus wie Drosseleier. Er lächelte, sein dreieckiges Gesicht strahlte mich an. Er versuchte nicht, mir den Verstand zu vernebeln. Malcolm konnte diesem Drang bestens widerstehen. Seine ganze Glaubwürdigkeit beruhte auf der Tatsache, dass er keine List anwandte.

»Miss Blake, wie schön, Sie zu sehen.« Er bot mir keine Hand an; er wusste es besser. »Bruce hat mir eine sehr verworrene Nachricht hinterlassen. Etwas wegen der Vampir-morde?« Seine Stimme war tief und beruhigend wie der Ozean.

»Ich sagte Bruce, ich hätte Beweise, dass Ihre Kirche darin verwickelt ist.«

»Und haben Sie welche?«

»Ja.« Ich glaubte es. Wenn er sich mit Edward getroffen hatte, hatte ich meinen Mörder.

»Hmmm, es stimmt wohl, was Sie sagen. Dennoch, ich weiß, dass es nicht wahr ist.« Seine Stimme umwogte mich, warm und dick und machtvoll.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie mogeln, Malcolm, Sie gebrauchen Ihre Kräfte, um in meinen Verstand einzudringen. Ts, ts.«

Er zuckte die Achseln und machte eine entschuldigende Geste. »Ich habe meine Kirche fest in der Hand, Miss Blake. Keiner von ihnen würde tun, wessen Sie sie beschuldigen.«

»Sie haben gestern Abend eine Freakparty überfallen, mit Schlaghölzern. Sie haben Leute verletzt.« Das war geraten.

Er runzelte die Stirn. »Es gibt eine kleine Gruppe Anhänger, die auf Gewalt beharren. Die Freakpartys, wie Sie es nennen, sind ein Gräuel und müssen unterbunden werden, aber über legale Kanäle. Das habe ich meinen Anhängern gesagt.«

»Aber bestrafen Sie sie, wenn sie nicht gehorchen?«, fragte ich.

»Ich bin kein Polizist und kein Priester, um Strafen zuzumessen. Meine Anhänger sind keine Kinder. Sie haben einen eigenen Verstand.«

»Darauf wette ich.«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragte er.

»Sie sind ein Meistervampir, Malcolm. Keiner kann sich Ihnen entgegenstellen. Sie werden tun, was Sie von ihnen verlangen.«

»Ich wende meine geistigen Kräfte nicht gegen meine Gemeinde an.«

Ich schüttelte den Kopf. Seine Kraft strich über meine Arme wie eine kalte Welle. Er versuchte es nicht einmal. Es war nur ein Überfließen. Merkte er, was er tat? Sollte das etwa Zufall sein?

»Zwei Tage vor dem ersten Mord haben Sie mit jemandem gesprochen.«

Er lächelte und achtete darauf, nicht seine Reißzähne zu zeigen. »Ich spreche mit vielen Leuten.«

»Ich weiß, Sie sind wirklich beliebt, aber an dieses Gespräch erinnern Sie sich sicher. Sie haben einen Killer engagiert, damit er Vampire umbringt.« Ich beobachtete seine Miene, aber er war zu gut. Ich sah ein Flackern in seinem Blick, Unbehagen vielleicht; dann war es vorbei, ersetzt durch blendende blauäugige Zuversichtlichkeit.

»Miss Blake, warum sehen Sie mir in die Augen?«

Ich zuckte die Achseln. »Solange Sie mich nicht verhexen, bin ich sicher.«

»Ich habe bei mehreren Gelegenheiten versucht, Sie davon zu überzeugen, aber Sie sind immer... auf Nummer Sicher gegangen. Heute starren Sie mich an; warum?« Er kam auf

mich zu, rasch, ein verwischter Schatten. Meine Pistole war in meiner Hand, das erforderte keinen Gedanken. Instinkt.

»Meine Güte«, sagte er.

Ich sah ihn nur an, vollkommen bereit, ihm eine Kugel durch die Brust zu jagen, wenn er noch einen Schritt näher käme.

»Sie sind gezeichnet, Miss Blake, tragen mindestens das erste Zeichen. Ein Meistervampir hat Sie berührt. Wer?«

Ich atmete lange aus. Ich hatte nicht einmal gemerkt, wie ich die Luft anhielt. »Das ist eine lange Geschichte.«

»Das glaube ich.« Plötzlich stand er wieder neben der Tür, als hätte er sich nie bewegt. Verdammt, er war gut.

»Sie haben einen Mann engagiert, um die Freakvampire zu ermorden«, wiederholte ich.

»Nein«, sagte er, »habe ich nicht.«

Es ist immer äußerst ärgerlich, wenn eine Person sich so verdammt blasiert benimmt, während ich eine Pistole auf sie richte. »Doch, das haben Sie.«

Er zuckte die Achseln. Lächelte. »Sie erwarten nicht im Ernst, dass ich etwas anderes tue, als es abzustreiten, oder?«

»Vermutlich nicht.« Zum Teufel, ich konnte ebenso gut fragen. »Sind Sie oder Ihre Kirche in irgendeiner Weise in die Vampirmorde verwickelt?«

Er hätte fast gelacht. Ich machte ihm keinen Vorwurf. Keiner, der bei Verstand war, hätte Ja gesagt. Aber manchmal erfährt man etwas aus der Art, wie eine Person etwas abstrei-

tet. Die Wahl der Lügen kann ebenso hilfreich sein wie die Wahrheit.

»Nein, Miss Blake.«

»Sie haben einen Killer engagiert.« Ich sagte es als Feststellung.

Das Lächeln vertrocknete. Er starrte mich an, seine Macht krabbelte mir über die Haut wie Insekten. »Miss Blake, ich glaube, es ist Zeit, dass Sie gehen.«

»Heute hat ein Mann versucht, mich umzubringen.«

»Das ist kaum meine Schuld.«

»Er hatte zwei Vampirbisse am Hals.«

Wieder dieses Flackern in den Augen. Unbehagen? Möglich.

»Er hat vor der Kirche auf mich gewartet. Ich war gezwungen, ihn vor Ihrer Tür zu töten.« Eine kleine Lüge, aber ich wollte nicht, dass Ronnie weiter hineingezogen würde.

Jetzt blickte er finster, eine Spur Zorn sickerte wie Hitze in den Raum. »Davon weiß ich nichts, Miss Blake. Ich werde dem nachgehen.«

Ich senkte die Pistole, steckte sie aber nicht weg. Sie können eine Person nur eine Zeit lang mit vorgehaltener Waffe festhalten. Wenn sie keine Angst hat und sie Ihnen nichts tut und Sie sie nicht erschießen wollen, wird die Sache schnell albern. »Seien Sie nicht zu hart mit Bruce. Mit Gewalt kommt er nicht zurecht.«

Malcolm straffte sich, zog sein Jackett zurecht. Eine nervöse Geste? Oh, Mann, ich hatte einen Nerv getroffen.

»Ich werde dem nachgehen, Miss Blake. Wenn er ein

Mitglied unserer Kirche war, sind wir Ihnen gegenüber zu einer wirklich ernststen Entschuldigung verpflichtet.«

Ich sah ihn eine Minute lang an. Was sollte ich dazu sagen? Danke? Das erschien mir nicht angemessen. »Ich weiß, dass Sie einen Killer engagiert haben, Malcolm. Nicht gerade günstig für Ihre Kirche. Ich glaube, Sie stecken hinter den Vampirmorden. Das Blut klebt vielleicht nicht direkt an Ihren Händen, aber sie sind mit Ihrer Billigung geschehen.«

»Bitte, gehen Sie jetzt, Miss Blake.« Dabei öffnete er die Tür.

Ich ging hindurch, die Pistole noch in der Hand. »Sicher, ich gehe jetzt, aber ich werde nicht aufgeben.«

Er musterte mich zornig. »Wissen Sie, was es heißt, von einem Meistervampir gezeichnet zu sein?«

Ich überlegte einen Augenblick und wusste nicht, was ich antworten sollte. Die Wahrheit. »Nein.«

Er lächelte, und es war kalt genug, um mein Herz gefrieren zu lassen. »Sie werden es erfahren, Miss Blake. Wenn es Ihnen zu viel wird, denken Sie an unsere Kirche, man wird Ihnen helfen.« Er schloss die Tür hinter mir. Leise.

Ich starrte die Tür an. »Und wie soll ich das verstehen?«, flüsterte ich. Niemand antwortete mir.

Ich steckte die Pistole weg und machte eine kleine Tür ausfindig, auf der »Ausgang« stand. Dort ging ich entlang. Die Kirche war sanft erleuchtet, mit Kerzen vielleicht. Stimmen schwangen sich singend in die Nachtluft auf. Ich kannte den Text nicht. Die Melodie war *Bringing in the Sheaves*. Ich schnappte einen Satz auf: »Wir werden ewig leben, sterben nimmermehr...«

Ich hastete zum Wagen und versuchte, nicht auf das Lied zu hören. Es war etwas Beängstigendes an all den Stimmen, die sich da himmelwärts schwangen und -wen? - anbeteten. Sich selbst? Die ewige Jugend? Das Blut? Was? Noch eine Frage, auf die ich keine Antwort wusste.

Edward war mein Mörder. Die Frage war, würde ich ihn an Nikolaos ausliefern können? Könnte ich ein menschliches Wesen den Monstern ausliefern, und sei es auch, um mich zu retten? Noch so eine Frage ohne Antwort. Vor zwei Tagen hätte ich noch Nein gesagt. Jetzt wusste ich es einfach nicht mehr.

36. Kapitel

Ich wollte nicht in mein Apartment zurück. Edward würde am Abend kommen. Müsste ihm dann sagen, wo Nikolaos am Tage schlief oder er würde die Information aus mir herauszwingen. Kompliziert genug. Jetzt hielt ich ihn außerdem für meinen Mörder. Noch komplizierter.

Das Beste, was mir einfiel, war, ihm aus dem Weg zu gehen. Das würde nicht ewig funktionieren, aber vielleicht hätte ich bis dahin einen Geistesblitz und könnte alles aufklären. Na

gut, das war unwahrscheinlich, aber hoffen konnte man immer.

Vielleicht hatte Ronnie eine Nachricht für mich hinterlassen. Etwas Hilfreiches. Ich brauchte weiß Gott alle Hilfe, die ich kriegen konnte. Ich fuhr zu einer Tankstelle mit einem Münztelefon davor. Ich hatte einen dieser High-Tech-Anrufbeantworter, was mir gestattete, meine Nachrichten abzuhören, ohne deswegen nach Hause zu müssen. Vielleicht könnte ich Edward den ganzen Abend aus dem Weg gehen, wenn ich in einem Hotel übernachtete. Seufz. Wenn ich in diesem Augenblick irgendeinen handfesten Beweis gehabt hätte, ich wäre schnurstracks zur Polizei damit.

Ich hörte das Band surren und klicken dann: »Anita, hier ist Willie, sie haben Philip. Den Kerl, mit dem Sie aus waren. Sie tun ihm was an, Schlimmes! Sie müssen herkommen-«

Die Leitung brach ab. Wie durchgeschnitten.

Mein Magen verkrampfte sich. Eine zweite Nachricht lief an. »Hier ist Sie wissen wer. Sie haben Willies Nachricht gehört. Kommen Sie und holen Sie ihn, Animator. Ich sollte Ihrem hübschen Geliebten wirklich nicht drohen müssen, nicht wahr?« Nikolaos' Gelächter kam durch die Leitung, kratzig und weit weg.

Es gab ein lautes Klicken, und Edwards Stimme drang durchs Telefon. »Anita, sag mir, wo du bist, ich kann dir helfen.«

»Sie werden Philip umbringen«, erwiderte ich. »Übrigens bist du nicht auf meiner Seite, erinnere dich.«

»Du hast keinen anderen Verbündeten.«

»Gott steh mir bei.« Ich legte einfach auf, mit Wucht. Philip hatte versucht, mich zu verteidigen. Jetzt bezahlte er dafür. Ich schrie. »Verflucht!«

Ein Mann an einer Zapfsäule starrte mich an.

»Was gucken Sie so?« Ich schrie ihn beinahe an. Er senkte den Blick und konzentrierte sich angestrengt aufs Tanken.

Ich verzog mich hinter das Steuer meines Wagens und saß ein paar Minuten lang da. Ich war so wütend, dass ich zitterte. Ich spürte es bis in die Nerven meiner Zähne. Verdammt, verdammt! Ich war zu wütend, um zu fahren. Es würde Philip kaum helfen, wenn ich unterwegs einen Unfall baute.

Ich versuchte, in tiefen Zügen zu atmen. Es nützte nichts. Ich drehte den Zündschlüssel. »Nicht rasen, kann's mir nicht leisten, dass die Bullen mich anhalten. Immer sachte, Anita, immer sachte.« Ich rede mir öfter mal gut zu. Gebe mir selbst gute Ratschläge. Manchmal befolge ich sie sogar.

Ich legte den Gang ein und fuhr auf die Straße -vorsichtig. Die Wut fuhr mir den Rücken hinauf in Schultern und Hals. Ich packte das Lenkrad zu fest und merkte, dass meine Hände noch nicht ganz verheilt waren. Scharfe kleine Stiche, aber nicht genug. So viel Schmerz gab es nicht auf der Welt, um diese Wut zu vertreiben.

Philip wurde meinerwegen etwas angetan. Genau wie Catherine und Ronnie. Schluss damit. Ein für alle Mal. Ich würde Philip holen, ihn auf irgendeine Weise retten; dann würde ich die ganze verfluchte Sache der Polizei übergeben. Ohne Beweise, jawohl, ohne irgendetwas untermauern zu können. Ich würde aussteigen, bevor noch mehr Leuten etwas zustieß.

Meine Wut reichte fast, um die Angst dahinter zu verbergen. Wenn Nikolaos Philip wegen letzter Nacht folterte, würde sie mit mir auch nicht sehr glücklich werden. Ich würde diese Stufen wieder hinabsteigen, in das Versteck des Meisters, bei Nacht. Kam mir nicht besonders gescheit vor, so gesehen.

Meine Wut wurde von einer kalten Welle der Angst hinweggespült. »Nein!«

Ich würde nicht mit Angst da reingehen. Ich hielt an meiner Wut fest, mit allem, was ich hatte. So nah war ich echtem Hass seit Jahren nicht mehr gekommen. Hass; endlich mal ein Gefühl, das im Körper Wärme verbreitet.

Hass beruht meistens auf die eine oder andere Weise auf Angst. Ja. Ich hüllte mich in Zorn, mit einer Prise Hass, und am Grund des Ganzen, in der eisigen Mitte, lag nackte Angst.

37. Kapitel

Der Zirkus der Verdammten ist in einem alten Hafenspeicher untergebracht. Seine Name leuchtet in bunten Lichtern quer über das Dach. Große Clowns tanzen rund um die Buchstaben in erstarrter Pantomime. Wenn man ganz genau hinsieht, bemerkt man, dass sie Reißzähne haben. Aber nur, wenn man genau hinsieht.

Die Seiten des Gebäudes sind mit großen Plastikfolien gespannt wie eine altmodische Schaubude. Eines dieser Transparente zeigte einen Erhängten. »Graf Alcourt trotz dem Tod«, stand da. Auf einem anderen krochen Zombies aus

einem Friedhof, da hieß es »Sehen Sie die Toten aus den Gräbern steigen«. Ein sehr schlechtes Bild zeigte einen Mann, der zur Hälfte ein Wolf war: Fabian, der Werwolf. Es gab noch mehr Transparente zu anderen Attraktionen. Keine davon sah sehr gesund aus.

Das Guilty Pleasures balanciert auf einer dünnen Linie zwischen Unterhaltung und Sadismus. Der Zirkus überschreitet die Grenze und begibt sich in den Abgrund.

Und den betrat ich jetzt. Welche Freude am Morgen.

Gleich an der Tür überfällt Sie der Lärm. Schallende Karnevalsmusik, das Schieben und Stoßen der Menge, die Stimmen Hunderter Leute. Die Lampen vergießen ihr Licht in tausend kreischenden Farben, die in den Augen brennen und garantiert Ihre Aufmerksamkeit anziehen oder dafür sorgen, dass Sie Ihr Mittagessen wieder von sich geben. Zugegeben, vielleicht lag das auch nur an meinen Nerven.

Es riecht nach Zuckerwatte, Würstchen, Waffeln mit Zimt, Fruchteis und nach dem Schweiß der Leute. Darunter mischt sich etwas Haarsträubendes. Blut riecht wie süße Kupfermünzen, und das durchdringt jeden anderen Geruch. Die meisten Leute erkennen ihn nicht. Aber noch etwas hängt in der Luft: Es riecht nach Gewalt. Natürlich hat Gewalt keinen Geruch. Trotzdem spürt man hier immer - etwas. Einen Hauch von lange verschlossenen Räumen und verrottenden Kleidern.

Ich war noch nie hierher gekommen, außer in Polizeianglegenheiten. Was hätte ich jetzt nicht für ein paar Kerle in Uniform gegeben.

Die Menge teilte sich wie das Wasser vor einem Schiff. Winter, Mr. Muscles, bewegte sich hindurch, und unwillkürlich gingen sie ihm aus dem Weg. Ich wäre ihm auch aus dem Weg gegangen, aber ich glaubte nicht, dass mir diese Möglichkeit blieb.

Winter trug das typische Kraftprotz-Outfit. Zebrawuster auf einem weit gehend nackten Oberkörper. Die Beine steckten in gestreiftem Leopardmuster wie in einer zweiten Haut. Sein Bizeps war in ungebeugtem Zustand dicker als meine Arme zusammengenommen. Er blieb vor mir stehen, turmhoch überlegen, was er genau wusste.

»Ist Ihre ganze Familie so unanständig groß oder nur Sie?«, fragte ich.

Er runzelte die Stirn und kniff die Augen zusammen. Ich glaubte nicht, dass er das verstanden hatte. Schade. »Folgen Sie mir«, sagte er. Damit drehte er sich um und schritt durch die Menge.

Vermutlich sollte ich ihm folgen wie ein braves kleines Mädchen. Scheiße. Ein großes blaues Zelt nahm eine Ecke des Speicherhauses ein. Menschen standen davor Schlange und zeigten Karten vor. Ein Mann kündigte mit donnernder Stimme die Show an. »Gleich geht's los, Leute. Halten Sie Ihre Karten bereit und treten Sie ein. Sehen Sie den Erhängten. Graf Alcourt wird vor Ihren Augen hingerichtet.«

Ich war stehen geblieben, um zuzuhören. Winter wartete nicht. Zum Glück ging sein breiter weißer Rücken nicht im Getümmel unter. Ich musste rennen, um ihn einzuholen. Es widerte mich an, dass ich das tun musste. Ich fühlte mich wie ein Kind, das einem Erwachsenen hinterherläuft. Aber

wenn ein bisschen Rennen das Schlimmste war, was mir heute Abend bevorstand, dann war alles in Butter.

Es gab auch ein ausgewachsenes Riesenrad, dessen leuchtender Scheitel fast die Decke streifte. Ein Mann hielt mir einen Baseball hin. »Versuchen Sie Ihr Glück, kleine Dame.«

Ich beachtete ihn nicht. Ich hasse es, wenn mich jemand kleine Dame nennt. Ich warf einen Blick auf die ausgestellten Gewinne. Sie rangierten zwischen Plüschtieren und hässlichen Puppen. Die Plüschtiere waren hauptsächlich Raubtiere, schwarze Panther, Bären so groß wie Kleinkinder, gefleckte Schlangen und riesige Plüschzahnfledermäuse.

Vor dem Spiegellabyrinth stand ein Glatzkopf mit Clownsmaske und verkaufte Eintrittskarten. Er stierte den Kindern nach, die in sein Glashaus gingen. Fast konnte ich seine Blicke auf ihrem Rücken spüren, als prägte er sich jede Linie ihres kleinen Körpers ein. Nichts hätte mich dazu gebracht, an ihm vorbei in diesen funkelnden Strom aus Glas zu gehen.

Die Juxbude war das Nächste, Clowns und Gekreische und das Zischen der Hydraulik. Der Laufsteg, der ins Innere führte, buckelte und schwankte. Ein kleiner Junge wäre fast hinuntergestürzt. Seine Mutter zog ihn auf die Füße. Warum brachten überhaupt irgendwelche Eltern ihre Kinder hierher, an diesen Furcht erregenden Ort?

Es gab sogar ein Spukhaus das war beinahe komisch, gewissermaßen überflüssig, wenn Sie mich fragen. Das ganze bescheuerte Ding war ein Haus des Grauens.

Winter war vor einer kleinen Tür stehen geblieben, die in die hinteren Bereiche führte. Er sah mich stirnrunzelnd an, die massigen Arme nicht ganz über der gleichfalls massigen Brust verschränkt. Das Verschränken klappte nicht so ganz, zu viel Muskeln, aber er gab sich Mühe.

Er öffnete die Tür. Ich ging hindurch. Der große kahle Mann, den ich schon bei Nikolaos gesehen hatte, stand in strammer Haltung an der Wand. Sein gut aussehendes schmales Gesicht und die Augen, die sehr hervorstachen, weil da keine Haare waren oder sonst etwas, worauf man starren konnte, blickten auf mich herab wie ein Lehrer auf ein Unruhe stiftendes Kind. Du musst bestraft werden, kleine Dame. Aber was hatte ich denn angestellt?

Der Mann sprach mit tiefer, kultivierter Stimme, klang ein wenig britisch, beinahe menschlich. »Durchsuch sie nach Waffen, bevor wir hinuntergehen.«

Winter nickte. Warum reden, wenn Gesten es auch tun? Seine großen Hände hoben meine Jacke hoch und nahmen mir die Pistole ab. Er schubste mich an der Schulter an, sodass ich mich im Kreis drehte. Er fand die zweite Pistole. Hatte ich wirklich geglaubt, sie würden mir die Waffen lassen? Ja, wahrscheinlich. Dummerchen.

»Und die Arme nach Messern.«

Verdammt.

Winter packte meine Jackenärmel, als wollte er sie zerreißen. »Warten Sie bitte. Ich ziehe die Jacke einfach aus. Dann können Sie sie durchsuchen, wenn Sie wollen.«

Winter nahm mir die Messer ab. Der Kahle durchsuchte die Windjacke nach versteckten Waffen. Er fand keine. Winter klopfte mir die Beine ab, aber nicht sorgfältig. Er verfehlte das Messer am Fußgelenk. Ich hatte eine Waffe, und sie wussten es nicht. Glück gehabt.

Jetzt die Treppe runter und in den leeren Thronsaal. Vielleicht war es mir anzusehen, denn der Mann sagte: »Der Meister erwartet uns, zusammen mit Ihrem Freund.«

Er ging wie gehabt voraus. Winter ging als Letzter. Vielleicht dachten sie, ich würde sonst das Weite suchen. Klar doch. Und wo?

Vor dem Kerker blieben sie stehen. Wieso hatte ich das gewusst? Der Kahle klopfte zweimal an die Tür, nicht zu kräftig, nicht zu sacht.

Es war still dann trieb ein helles Lachen von drinnen auf mich zu. Mir kribbelte die Haut. Ich wollte Nikolaos nicht noch einmal sehen. Ich wollte nicht noch einmal in einer Zelle sitzen. Ich wollte nach Hause.

Die Tür öffnete sich. Valentine machte eine einladende Geste. »Herein, herein.« Diesmal trug er eine silberne Maske. Am Stirnteil klebte eine dunkle Haarsträhne, sie war blutig.

Das Herz hämmerte mir im Hals. Philip, bist du am Leben? Ich konnte kaum an mich halten, um es nicht laut herauszuschreien.

Valentine trat zur Seite, als wartete er darauf, dass ich an ihm vorbeiging. Ich sah den namenlosen Kahlkopf an. Sein Gesicht war nicht zu deuten. Er forderte mich auf, vor ihm herzugehen. Was hätte ich tun können? Ich ging.

Was ich sah, ließ mich am Kopf der Treppe anhalten. Ich konnte nicht weitergehen. Ich konnte einfach nicht. Aubrey stand an der gegenüberliegenden Wand und grinste mich an. Sein Haar war wie immer golden sein Gesicht bestialisch. Nikolaos trug ein Kleid aus fließendem Weiß, sodass ihre Haut kalkweiß wirkte, das Haar wie Baumwollfasern. Sie war mit Blut bespritzt, als hätte es ein Malheur mit roter Tinte gegeben.

Ihre grau-blauen Augen sahen zu mir herauf. Sie lachte wieder, klangvoll, klar und boshaft. Anders konnte man es nicht bezeichnen. Boshaft. Mit ihrer weißen, blutbespritzten Hand streichelte sie Philips nackte Brust. Sie umkreiste mit der Fingerspitze seine Brustwarzen und lachte.

Sie hatten ihn an Händen und Füßen an die Wand gekettet. Sein langes braunes Haar war nach vorn gefallen, ein Auge verbergend. Sein muskulöser Körper war mit Bisswunden übersät. Das Blut lief ihm in Rinnalen über die braune Haut. Er starrte mit dem einen Auge zu mir herauf, das andere blieb verborgen. Verzweiflung. Er wusste, er war hierher gebracht worden, um zu sterben, auf diese Weise, und er konnte nicht das Geringste dagegen tun. Aber es gab etwas, das ich tun konnte. Es musste etwas geben. Gott, bitte, lass es etwas geben!

Der Kahle fasste mich an der Schulter, und ich schrak zusammen. Die Vampire lachten. Der Kahle nicht. Ich ging die Treppe hinunter und blieb ein paar Schritte vor Philip stehen. Er wollte mich nicht ansehen.

Nikolaos berührte seinen nackten Oberschenkel und fuhr mit den Fingern daran aufwärts.

Er verkrampfte sich, ballte die Fäuste. »Oh, wir haben es nett gehabt mit Ihrem Liebhaber«, sagte Nikolaos süß wie immer. Ganz die kindliche Braut. Miststück.

»Er ist nicht mein Liebhaber.«

Sie schob die Unterlippe vor. »Also, Anita, nicht lügen. Das ist nicht schön.« Sie schritt auf mich zu, die schmalen Hüften wiegten sich nach einer inneren Melodie. Sie streckte eine Hand nach mir aus, ich wich zurück und prallte gegen Winter. »Animator, Animator«, sagte sie. »Wann werden Sie lernen, dass Sie mich nicht abwehren können?«

Vermutlich wollte sie nicht, dass ich darauf antwortete, also ließ ich es.

Sie griff noch einmal nach mir, mit einer zierlichen, blutigen Hand. »Winter kann Sie festhalten, wenn Sie möchten.«

Halten Sie still oder wir sorgen dafür. Großartige Wahl. Ich hielt still. Ich verfolgte, wie diese bleichen Finger über mein Gesicht glitten. Ich grub die Fingernägel in die Handflächen. Ich würde nicht ausweichen. Mich nicht rühren. Sie berührte meine Stirn, und ich spürte kaltes, nasses Blut. Sie strich es meine Schläfe entlang und über meine Wange, fuhr damit über meine Oberlippe. Ich glaube, ich hielt den Atem an.

»Lecken Sie sich über die Lippen«, sagte sie.

»Nein.«

»Oh, Sie Sturkopf. Hat Jean-Claude Ihnen diesen Mut gegeben?«

»Wovon zum Teufel reden Sie?«

Ihr Blick verfinsterte sich, verdüsterte das Gesicht. »Seien Sie nicht so zimperlich, Anita. Das passt nicht zu Ihnen.« Mit einem Mal klang sie erwachsen, an ihrer Wut hätte ich mich glatt verbrühen können. »Ich kenne Ihr kleines Geheimnis.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte ich und meinte es ernst. Ich verstand ihren Ärger nicht.

»Wenn Sie möchten, können wir noch eine Weile dieses Spiel treiben.« Plötzlich stand sie neben Philip, und ich hatte sie nicht gesehen. »Hat Sie das überrascht, Anita? Ich bin noch immer Herr dieser Stadt. Ich habe eine Macht, von der Sie und Ihr Meister nicht einmal träumen können.«

Mein Meister? Was zum Teufel redete sie da? Ich hatte keinen Meister.

Sie strich ihm seitlich über die Brust, über die Rippen. Sie wischte das Blut ab, und die Haut erwies sich als glatt und unberührt. Wie sie vor ihm stand, reichte sie ihm nicht einmal bis zum Schlüsselbein. Philip hielt die Augen geschlossen. Sie beugte den Kopf zurück, die Fänge blitzten, die Lippen zogen sich fauchend zurück.

»Nein.« Ich machte einen Schritt vorwärts. Winters Hände landeten auf meinen Schultern. Er schüttelte den Kopf, langsam und vorsichtig. Ich sollte nicht eingreifen.

Sie trieb ihm die Fänge in die Seite. Sein ganzer Körper versteifte sich, er verbog den Hals, riss an den Ketten.

»Lassen Sie ihn in Ruhe!« Ich stieß Winter einen Ellbogen in den Magen. Er brummte, und seine Finger gruben sich in meine Schultern, bis ich schreien wollte. Er wickelte mich in

seine Arme, drückte mich fest an seine Brust, ließ keine Bewegung mehr zu.

Nikolaos hob das Gesicht. Blut rann ihr übers Kinn. Sie leckte sich mit der kleinen rosa Zunge über die Lippen. »Wie witzig«, sagte sie mit einer Stimme, die älter klang, als ihr Körper je werden würde. »Ich habe Philip geschickt, damit er Sie verführt. Stattdessen haben Sie ihn verführt.«

»Wir sind kein Liebespaar.« Ich kam mir lächerlich vor, so an Winters Brust gedrückt.

»Leugnen wird weder ihm noch Ihnen helfen«, sagte sie.

»Was wird uns denn helfen?«, fragte ich.

Sie machte eine Geste, und Winter ließ mich frei. Ich trat von ihm weg, außer Reichweite. Das brachte mich näher zu Nikolaos, nicht gerade eine Verbesserung.

»Wir wollen über Ihre Zukunft sprechen, Anita.« Sie begann die Stufen hinaufzusteigen. »Und über die Ihres Liebhabers.«

Ich nahm an, sie meinte Philip, und korrigierte sie nicht.

Der namenlose Mann bedeutete mir, ihr die Treppe hinaufzufolgen. Aubrey begann sich Philip zu nähern. Sie würden miteinander allein sein. Kam nicht infrage.

»Nikolaos, bitte.«

Vielleicht war es das »bitte«. Sie drehte sich um. »Ja?«

»Darf ich um zwei Dinge bitten?«

Sie lächelte mich an, amüsiert. Mit der Belustigung eines Erwachsenen, wenn das Kind ein neues Wort gelernt hat. Es war mir gleich, was sie von mir hielt, solange sie tat, was ich wollte. »Sie dürfen«, sagte sie.

»Dann bitte ich, dass alle Vampire den Raum verlassen, wenn wir hinausgehen.« Sie sah mich noch immer lächelnd an. So weit so gut. »Und dass ich mit Philip allein sprechen darf.«

Sie lachte, hell und ungestüm, wie Glocken im Sturm.

»Sie sind kühn, Sterbliche. Das muss ich Ihnen zugestehen. Ich fange an zu begreifen, was Jean-Claude in Ihnen sieht.«

Ich ließ die Bemerkung passieren, weil ich das Gefühl hatte, etwas Wesentliches daran nicht zu verstehen. »Wird mir gewährt, worum ich bitte?«

»Nennen Sie mich Meister, dann wird es gewährt.«

Ich schluckte, und es war in der plötzlichen Stille deutlich zu hören. »Bitte... Meister.« Sehen Sie, ich bin doch nicht daran erstickt.

»Sehr gut, Animator, wirklich sehr gut.« Ohne dass sie etwas zu sagen brauchte, gingen Aubrey und Valentine die Treppe hoch und nach draußen. Sie maulten nicht einmal. Das war für sich genommen schon erschreckend.

»Ich werde Burchard oben auf der Treppe stehen lassen. Er hat nur ein menschliches Gehör. Wenn Sie flüstern, wird er Sie nicht hören können.«

»Burchard?«, fragte ich.

»Ja, Animator, Burchard, mein Diener.« Sie starrte mich an, als sei das von Bedeutung. Mein Gesichtsausdruck schien ihr nicht zu gefallen. Sie runzelte die Stirn. Dann drehte sie sich so abrupt um, dass ihre weißen Röcke schwangen. Winter folgte ihr wie ein gehorsames Hündchen auf Anabolika.

Burchard, der einst Namenlose, bezog Posten vor der geschlossenen Tür. Er blickte starr geradeaus und nicht zu uns. Mehr als diese Art Alleinsein würden wir nicht bekommen.

Ich ging zu Philip, und noch immer wollte er mich nicht ansehen. Sein dickes braunes Haar war wie ein Vorhang zwischen uns. »Philip, was ist passiert?«

Seine Stimme war angegriffen, er flüsterte. Das kam vom Schreien. Ich musste mich auf die Zehenspitzen stellen und mich beinahe an ihn drücken, um ihn zu verstehen. »Guilty Pleasures von da haben sie mich weggebracht.«

»Hat Robert nicht versucht, das zu verhindern?« Aus irgendeinem Grund erschien mir das wichtig. Ich hatte Robert nur einmal gesehen, aber ich nahm es ihm persönlich übel, dass er Philip nicht beschützt hatte. Er hatte die Verantwortung, wenn Jean-Claude nicht da war. Auch für Philip,

»War nicht stark genug.«

Ich schwankte und stützte mich mit flachen Händen an seiner zerstörten Brust ab. Ich zuckte zurück, streckte die Hände von mir, sie waren voller Blut.

Philip schloss die Augen und lehnte sich an die Wand. Ich sah ihn mühsam schlucken. Da waren zwei frische Bisswunden am Hals. Sie würden ihn verbluten lassen, wenn sich nicht schon vorher jemand hinreißen ließ und ihn aussaugte.

Er senkte den Kopf und versuchte, mich anzusehen, aber die Haare fielen ihm in die Augen. Ich wischte mir die Hände an den Jeans ab, rückte ein wenig von ihm ab und stellte mich auf die Zehenspitzen. Ich streifte ihm die Haare aus dem Gesicht, aber sie fielen wieder nach vorn. Langsam nervte mich das. Ich kämmte sie mit den Fingern aus dem Gesicht, bis es hielt. Sein Haar war weicher, als es aussah, dick und warm von der Hitze seines Körpers.

Fast lächelte er. »Vor ein paar Monaten noch hätte ich dafür bezahlt«, flüsterte er mit brechender Stimme.

Ich starrte ihn an, dann begriff ich, dass es ein Scherz sein sollte. Gott. Meine Kehle wurde eng.

Burchard sagte: »Es ist Zeit zu gehen.«

Ich blickte Philip in die Augen, in denen das Licht der Fackeln tanzte wie in schwarzen Spiegeln. »Ich lasse dich nicht hier, Philip.«

Seine Augen huschten kurz zu dem Mann auf der Treppe. Die Angst machte sein Gesicht jung, hilflos. »Bis später«, sagte er.

Ich trat von ihm zurück. »Du kannst dich drauf verlassen.«

»Es ist nicht klug, sie warten zu lassen«, sagte Burchard.

Da hatte er wahrscheinlich Recht. Noch einige kurze Augenblicke sahen wir einander in die Augen. Ich sah den Puls an seinem Hals hüpfen, als wollte er entkommen. Mir tat die Kehle weh; meine Brust verengte sich. Das Fackellicht verschwamm mir kurz vor den Augen. Ich drehte mich um und ging die Treppe hinauf. Knallharte Vampirtöter weinen

nicht. Zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Nicht, wenn sie es verhindern können.

Burchard hielt mir die Tür auf. Ich blickte zurück zu Philip und winkte wie ein Idiot. Er sah mich gehen, die Augen plötzlich viel zu groß für dieses Gesicht, wie ein Kind, das seine Eltern aus dem Zimmer gehen sieht, ehe die Monster alle fort sind.

So musste ich ihn zurücklassen - allein, hilflos. Gott hilf mir.

Nikolaos saß in ihrem geschnitzten Lehnstuhl, die kleinen Füße baumelten über dem Boden. Entzückend.

Aubrey lehnte an der Wand, leckte sich die Lippen, um noch den letzten Rest zu ergattern. Valentine stand sehr still neben ihm und sah mich unverwandt an.

Winter war an meiner Seite. Der Gefängniswärter.

Burchard stellte sich neben Nikolaos, eine Hand auf der Rückenlehne ihres Stuhls.

»Was denn, Animator, keine Scherze?«, fragte Nikolaos. Es war ihre Erwachsenenstimme. Sie schien per Knopfdruck hin und her schalten zu können.

Ich schüttelte den Kopf. Mir war nicht nach Scherzen.

»Haben wir Ihren Mut gebrochen, Ihnen die Kampflust genommen?«

Ich starrte sie an. Meine Wut flimmerte in mir wie gestaute Hitze. »Was wollen Sie, Nikolaos?«

»Oh, das ist schon viel besser.« Die Satzmelodie war lebhaft, bei jedem Wort ein Kleinmädchenkickser. Womöglich würde ich Kinder nie wieder leiden können.

»Jean-Claude sollte in seinem Sarg immer schwächer werden. Hungern. Stattdessen ist er stark und wohl genährt. Wie kann das sein?«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, also hielt ich den Mund. Vielleicht war die Frage ja rhetorisch?

38. Kapitel

Sie war es nicht. »Antworten Sie mir, A-n-i-t-a.« Sie dehnte meinen Namen, biss jede Silbe einzeln ab.

»Ich weiß es nicht.«

»Oh, doch.«

Nein, aber sie würde mir nicht glauben. »Warum quälen Sie Philip?«

»Ihm muss eine Lektion erteilt werden, nach dem gestrigen Abend.«

»Weil er Ihnen entgegengetreten ist?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie, »weil er mir entgegengetreten ist.« Sie schnellte aus dem Stuhl hoch und trippelte auf mich zu. Sie machte eine kleine Drehung, sodass das weiße Kleid um sie waberte. Sie hopste auf eine alberne Art vor mich hin und lächelte. »Und weil ich mit Ihnen böse war. Ich quäle Ihren Liebhaber, dann quäle ich Sie vielleicht nicht. Und vielleicht

gibt Ihnen diese Demonstration neuen Ansporn bei der Suche nach dem Vampirmörder.« Ihr hübsches kleines Gesicht reckte sich mir entgegen, die blassen Augen leuchteten be-lustigt. Sie war gut.

Ich schluckte angestrengt und stellte die Frage, die ich zu stellen hatte. »Warum waren Sie böse mit mir?«

Sie legte den Kopf zur Seite. Wäre sie nicht mit Blut be-spritzt gewesen, es hätte niedlich ausgesehen.

»Kann es sein, dass Sie es nicht wissen?« Sie drehte sich zu Burchard um. »Was denkst du, mein Freund? Ist sie un-wis-send?«

Er straffte die Schultern und antwortete: »Ich glaube, das wäre möglich.«

»Oh, Jean-Claude ist ein sehr unartiger Junge gewesen. Das zweite Zeichen einer ahnungslosen Sterblichen zu gewäh-ren.«

Ich stand sehr still. Ich erinnerte mich an blau glühende Au-gen auf der Treppe und Jean-Claudes Stimme in meinem Kopf. Also gut, ich hatte so etwas erwartet, aber ich wusste trotzdem nicht, was es bedeutete. »Was bedeutet das zweite Zeichen?«

Nikolaos leckte sich über die Lippen, sanft wie ein Kätz-chen. »Sollen wir es ihr erklären, Burchard? Sollen wir ihr sagen, was wir wissen?«

»Wenn sie es wirklich nicht weiß, Gebieterin, müssen wir sie belehren«, sagte er.

»Ja«, stimmte sie zu und schwebte zu ihrem Stuhl zurück.
»Burchard, sag ihr, wie alt du bist.«

»Ich bin sechshundertunddrei Jahre alt.«

Ich starrte in sein glattes Gesicht und schüttelte den Kopf.
»Aber Sie sind ein Mensch, kein Vampir.«

»Mir wurde das vierte Zeichen gewährt, und ich werde so lange leben, wie meine Gebieterin mich braucht.«

»Nein, Jean-Claude würde mir so etwas nicht antun«, sagte ich.

Nikolaos deutete eine entschuldigende Geste an. »Ich habe ihm sehr zugesetzt. Ich wusste vom ersten Zeichen, womit er Sie geheilt hat. Ich nehme an, es war ein verzweifelter Versuch, sich selbst zu retten.«

Mir fiel ein, wie seine Stimme in meinem Kopf hallte: »Es tut mir Leid. Ich hatte keine Wahl.« Zur Hölle mit ihm, man hat immer eine Wahl. »Er kommt jede Nacht in meinen Träumen vor. Was bedeutet das?«

»Er kommuniziert mit Ihnen, Animator. Mit dem dritten Zeichen wird ein unmittelbarer geistiger Kontakt kommen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Was, nein, Animator? Nein, kein drittes Zeichen, oder nein, Sie glauben uns nicht?«, fragte sie.

»Ich will nicht irgendjemandes Diener sein.«

»Haben Sie mehr gegessen als gewöhnlich?«, fragte sie.

Die Frage war so merkwürdig, dass ich sie eine Minute lang anstarrte, dann fiel es mir ein. »Ja. Ist das wichtig?«

Nikolaos runzelte die Stirn. »Er schöpft Energie von Ihnen ab, Anita. Er ernährt sich durch Ihren Körper. Er sollte mittlerweile geschwächt sein, stattdessen halten Sie ihn bei Kräften.«

»Das wollte ich nicht.«

»Das glaube ich Ihnen«, sagte sie. »Vergangene Nacht war ich außer mir vor Zorn, als ich gemerkt habe, was er getan hat. Darum habe ich Ihren Geliebten geholt.«

»Bitte, glauben Sie mir, er ist nicht mein Geliebter.«

»Warum hat er dann riskiert, sich meinen Zorn zuzuziehen, nur um Sie zu retten? Aus Freundschaft? Anstand? Ich glaube, nicht.«

Na schön, sollte sie es glauben. Lasst uns nur lebend hier rauskommen, das war das Ziel. Nichts anderes zählte. »Was können Philip und ich tun, um es wieder gutzumachen?«

»Oh, wie höflich, das gefällt mir.« Sie legte eine Hand auf Burchards Hüfte, eine beiläufige Geste wie das Täschneln eines Hundes. »Sollen wir ihr zeigen, worauf sie sich noch freuen kann?«

Sein ganzer Körper spannte.. sich, als lief elektrischer Strom hindurch. »Wenn die Gebieterin es wünscht.«

»Ich wünsche es«, sagte sie.

Burchard kniete sich vor sie hin, das Gesicht in Brusthöhe. Nikolaos sah mich über seinen Kopf hinweg an. »Dieses«,

erklärte sie, »ist das vierte Zeichen.« Ihre Hände tasteten nach den kleinen Perlmutterknöpfen, die die Vorderseite ihres Kleides zierten. Sie zog den Stoff auseinander, entblößte zwei kleine Brüste. Kindliche Brüste, erst halb entwickelt. Sie zog einen Fingernagel über die Haut. Sie öffnete sich wie der Acker unterm Pflug, Blut quoll heraus, lief in roten Streifen über Brust und Bauch.

Ich konnte Burchards Gesicht nicht sehen, als er sich vorbeugte. Er schob die Hände um ihre Taille, das Gesicht zwischen ihre Brüste. Nikolaos beugte sich zurück. Leise saugende Geräusche vertieften die Stille.

Ich sah weg, schaute überallhin, nur nicht auf sie, so als hätte ich sie beim Sex erwischt und könnte nicht aus dem Zimmer. Valentine starrte mich an, ich starrte zurück. Er tippte sich an einen imaginären Hut und ließ die Fänge aufblitzen. Ich reagierte nicht darauf.

Burchard saß neben dem Stuhl, halb lehnte er sich dagegen. Er sah gerötet und erschöpft aus, seine Brust hob und senkte sich heftig. Mit zitternder Hand wischte er sich das Blut vom Mund. Nikolaos saß sehr still, mit zurückgelegtem Kopf und geschlossenen Augen. Vielleicht war Sex gar kein so schlechter Vergleich.

Nikolaos sprach, ohne die Augen zu öffnen, ohne die Haltung zu ändern, mit belegter Stimme. »Ihr Freund Willie liegt wieder in seinem Sarg. Er hatte Mitleid mit Philip. Wir werden ihn von solchen Regungen kurieren müssen.«

Plötzlich hob sie den Kopf. Ihre Augen leuchteten, als hätten sie eine eigene Lichtquelle. »Können Sie meine Narbe heute sehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Sie war das schöne Kind, vollkommen und unbeschädigt. Keinerlei Makel. »Sie sehen wieder makellos aus. Warum?«

»Weil ich Kraft aufwende, um es so aussehen zu lassen. Ich muss daran arbeiten.« Sie klang leise und warm, nach einer sich aufbauenden Hitze wie von fernen Gewittern.

Mir stellten sich die Nackenhaare auf. Etwas Schlimmes stand kurz bevor.

»Jean-Claude hat seine Anhänger, Anita. Wenn ich ihn töte, werden sie einen Märtyrer aus ihm machen. Aber wenn ich ihn schwach und machtlos dastehen lasse, fallen sie von ihm ab und folgen mir oder sie folgen niemandem.«

Sie stand auf, das Kleid wieder bis oben hin zugeknöpft. Ihr weißes Baumwollhaar schien sich im Wind zu bewegen, nur dass da kein Wind war. »Ich werde etwas zerstören, was unter seinem Schutz gestanden hat.«

Wie schnell bekäme ich das Messer am Fußgelenk zu fassen? Und was würde es mir nützen?

»Ich werde allen zeigen, dass Jean-Claude niemanden schützen kann. Ich bin der Meister aller.«

Egozentrisches Miststück. Winter packte meinen Arm, ehe ich etwas tun konnte. War zu sehr mit den Vampiren beschäftigt gewesen, um die Menschen noch wahrzunehmen.

»Geht«, befahl sie. »Tötet ihn.«

Aubrey und Valentine lösten sich von der Wand und verbeugten sich. Dann waren sie verschwunden, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Ich sah Nikolaos an.

Sie lächelte. »Ja, ich habe Ihren Verstand vernebelt, und Sie haben sie nicht hinausgehen sehen.«

»Wohin gehen sie?« Mein Magen war ein harter Klumpen. Ich glaubte, die Antwort schon zu kennen.

»Jean-Claude hat Philip Schutz gewährt; darum muss er sterben.«

»Nein.«

Nikolaos lächelte. »Aber ja.«

Ein Schrei schoss durch den Korridor. Der Schrei eines Mannes. Philips Schrei.

»Nein!« Ich fiel halb auf die Knie nur Winters Hand verhin-
derte, dass ich zu Boden stürzte. Ich gab vor ohnmächtig zu
werden und erschlaffte in seinem Griff. Er ließ mich los. Ich
zog das Messer aus der Beinscheide. Winter und ich befan-
den uns dicht am Gang, weit von Nikolaos und ihrem Diener
entfernt. Vielleicht weit genug.

Winter heftete den Blick auf sie, als wartete er auf Befehle.
Ich fuhr vom Boden hoch und stieß ihm das Messer in die
Leiste. Das Blut strömte, als ich die Klinge wieder herauszog
und auf den Gang zuhetzte.

Ich war an der Tür, als der erste Windhauch meinen Rücken
streifte. Ich blickte nicht zurück. Ich öffnete die Tür.

Philip hing in den Ketten. Eine hellrote Flut rann ihm die
Brust hinab. Sie tropfte auf den Boden wie Regen. Fackel-
licht glänzte auf dem nassen Knochen seiner Wirbelsäule.
Jemand hatte ihm die Kehle herausgerissen.

Ich taumelte gegen die Wand, als hätte mich jemand geschlagen. Ich bekam nicht genug Luft. Jemand flüsterte in einem fort: oh, Gott, oh, Gott, und das war ich. Ich ging mit dem Rücken an die Wand gedrückt die Treppe hinunter. Ich konnte die Augen nicht von ihm nehmen. Konnte nicht wegsehen. Konnte nicht atmen. Nicht schreien.

Das Licht spiegelte sich in seinen Augen, erzeugte die Illusion von Bewegung. Ein Schrei bildete sich in meinem Inneren und drängte durch meine Kehle. »Philip!«

Aubrey trat zwischen uns. Er war voller Blut. »Ich freue mich schon darauf, deine Freundin, die schöne Catherine, zu besuchen.«

Ich wollte mich schreiend auf ihn stürzen. Stattdessen lehnte ich mich an die Wand, das Messer an meiner Seite, unbenutzt. Das Ziel war nicht mehr, lebend herauszukommen. Das Ziel war, Aubrey zu töten.

»Du Hurensohn, du beschissener Sohn einer Hure.« Ich hörte mich völlig ruhig an, ohne jegliches Gefühl. Ich hatte keine Angst. Ich fühlte überhaupt nichts.

Durch eine Maske aus Philips Blut sah mich Aubrey böse an. »Sagen Sie nicht solche Dinge zu mir.«

»Du hässliches, stinkendes, dreckiges Arschloch.«

Er glitt auf mich zu, genau wie ich es gewollt hatte. Er fasste mich an der Schulter. Ich kreischte ihm ins Gesicht so laut ich konnte. Er zögerte für einen Herzschlag. Ich stieß ihm das Messer zwischen die Rippen. Es war scharf und dünn, und ich stieß es bis zum Heft hinein. Sein Körper versteifte sich, fiel gegen mich, die Augen vor Überraschung weit auf-

gerissen. Sein Mund öffnete sich und schloss sich, aber kein Laut drang heraus. Er kippte um, die Finger griffen ins Leere.

Valentine kniete augenblicklich neben ihm. »Was haben Sie getan?« Er konnte das Messer nicht sehen. Ich hielt es verborgen.

»Ich habe ihn getötet, du Scheißkerl, wie ich dich töten werde.«

Valentine sprang auf, wollte etwas sagen, und dann brach die Hölle los. Die Zellentür schlug krachend gegen die Wand und zersplitterte. Ein Wirbelsturm fegte in den Raum. Valentine fiel auf die Knie, seine Stirn berührte den Boden. Er verbeugte sich. Ich drückte mich flach gegen die Wand. Der Wind fuhr mir ins Gesicht, zerzauste mir die Haare vor den Augen.

Das Brausen ließ nach, und ich sprintete zur Tür. In dem Moment schwebte Nikolaos über die oberste Stufe. Ihr Haar knisterte und stand ab wie ein Spinnennetz. Ihre Haut war bis auf die Knochen eingefallen, sodass sie wie ein Skelett aussah. Ihre Augen glühten in hellblauem Feuer. Sie begann, mit ausgestreckten Armen die Treppe hinabzuschweben.

Ich konnte ihre Adern wie blaue Lichtschnüre unter der Haut sehen. Ich rannte. Rannte zur gegenüberliegenden Wand und zu dem Tunnel, den die Rattenmänner benutzt hatten.

Der Wind warf mich gegen die Mauer, und ich kroch auf Händen und Füßen auf den Tunnel zu. Das Loch war groß genug, und schwarze, kalte Luft bestrich mein Gesicht. Etwas packte mich am Fußgelenk.

Ich schrie. Das Wesen, das Nikolaos war, zog mich zurück. Es schmetterte mich gegen die Wand und nagelte meine Handgelenke mit seinen Krallen fest. Es drückte sich gegen meine Beine, Knochen unter Kleiderstoff.

Die Lippen waren zurückgezogen und entblößten das Gebiss. Der Totenkopf fauchte: »Du wirst lernen zu gehorchen, mir!« Es schrie mir ins Gesicht, und ich schrie zurück. Wortlos, wie ein Tier in der Falle.

Das Herz schlug mir im Hals. Ich konnte nicht atmen. »Neiin!«

Das Wesen kreischte: »Sieh mich an!«

Und ich tat es. Ich stürzte in das blaue Feuer, das Nikolaos' Augen waren. Das Feuer fraß sich in mein Gehirn, voller Schmerzen. Ihre Gedanken zerschnitten mich wie mit Messern, säbelten Stücke aus mir heraus. Ihr Zorn versengte mich, bis ich glaubte, die Haut schäle sich von meinem Gesicht. Klauenhände kratzten in meinem Kopf, zermalmten Knochen zu Staub.

Als ich wieder etwas sehen konnte, lag ich zusammengekauert an der Wand, und sie stand über mir, ohne mich zu berühren, das brauchte sie nicht. Ich zitterte, zitterte so heftig, dass meine Zähne aufeinander schlugen. Mir war kalt, so entsetzlich kalt.

»Eines Tages, Animator, wirst du mich Meister nennen, und du wirst es ernst meinen.« Plötzlich kniete sie auf mir. Sie drückte ihren schmalen Körper auf meinen, drückte meine Hände auf den Boden. Ich konnte mich nicht rühren.

Das hübsche kleine Mädchen lehnte sein Gesicht an meine Wange und flüsterte: »Ich werde meine Fänge in deinen Hals stoßen, und es gibt nichts, was du dagegen tun kannst.«

Ihre zarte Ohrmuschel streifte meine Lippen. Ich schlug die Zähne hinein, bis ich Blut schmeckte. Sie quietschte und fuhr zurück, am Hals lief etwas Blut herunter.

Blanke Rasiermesser schnitten durch mein Gehirn. Ihre Schmerzen, ihre Wut ließen es zu Knetmasse zerfließen. Ich glaube, ich schrie wieder, aber ich konnte es nicht hören. Nach einer Weile konnte ich gar nichts mehr hören. Dunkelheit überkam mich. Sie verschluckte Nikolaos und ließ mich allein im Dunkeln schwebend zurück.

39. Kapitel

Ich erwachte, was für sich genommen schon eine angenehme Überraschung war. Ich blinzelte in elektrisches Deckenlicht. Ich war am Leben, und ich befand mich in keinem Verlies. Lauter gute Neuigkeiten.

Warum überraschte es mich, dass ich noch lebte? Meine Finger befühlten den groben, knotigen Stoff der Couch, auf der ich lag. Über der Couch hing ein Bild. Eine Flusslandschaft mit flachen Booten, Mauleseln und Menschen. Jemand kam zu mir und beugte sich über mich, langes gelbes Haar, kantiges Kinn, schönes Gesicht. Nicht unmenschlich schön, wie es mir sonst erschienen war, aber doch schön. Ich nehme an, als Stripper muss man so aussehen.

»Robert.« Es kam als trockenes Krächzen heraus.

Er kniete sich hin. »Ich hatte schon Angst, Sie würden nicht mehr vor Sonnenuntergang wach werden. Sind Sie verletzt?«

»Wo... « Ich räusperte mich, und das half ein bisschen. »Wo bin ich?«

»In Jean-Claudes Büro im Guilty Pleasures.«

»Wie bin ich hierher gekommen?«

»Nikolaos hat Sie gebracht. Sie hat gesagt, hier ist die Hure deines Meisters.« Ich sah, wie er angestrengt schluckte. Es erinnerte mich an etwas, aber ich konnte mich nicht entsinnen.

»Sie wissen, was Jean-Claude getan hat?«, fragte ich.

Robert nickte. »Mein Meister hat Sie zweimal gezeichnet. Wenn ich mit Ihnen sprechen, spreche ich mit ihm.«

Meinte er das nun wörtlich oder im übertragenen Sinn? Eigentlich wollte ich das gar nicht wissen.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte er.

Die Art, wie er fragte, legte irgendwie nahe, dass ich mich nicht gut fühlen sollte. Mir tat die Kehle weh. Ich betastete sie. Schorf. An meinem Hals.

Ich schloss die Augen, aber das nützte nichts. Ein kleiner Laut drang aus mir heraus, einem Wimmern sehr ähnlich. Philips Anblick hatte sich mir eingebrannt. Wie ihm das Blut vom Hals herablie, das aufgerissene rosa Fleisch. Ich schüttelte den Kopf und versuchte tief und langsam zu atmen. Es hatte keinen Zweck.

»Toilette«, sagte ich.

Robert zeigte mir, wo sie war. Ich ging hinein, kniete mich auf den kühlen Boden und übergab mich ins Klo, bis ich entleert war und nur noch Galle hochkam. Dann ging ich zum Waschbecken und wusch mir Mund und Gesicht mit kaltem Wasser. Ich betrachtete mich im Spiegel über dem Becken. Meine Augen sahen schwarz aus, nicht braun, meine Haut kränklich. Ich sah beschissen aus, und wie ich mich fühlte, war sogar noch beschissener.

Und da, auf der rechten Seite meines Halses, das war der Gipfel. Keine gewöhnliche Bisswunde, die einfach abheilt, sondern das Mal der Reißzähne. Zwei winzig kleine Löcher. Nikolaos hatte mich... gezeichnet. Um zu beweisen, dass sie Jean-Claudes menschlichen Dienern etwas anhaben konnte. Sie hatte gezeigt, wie stark sie war, o ja. Echt stark.

Philip war tot. Tot. Dieses Wort in mich hineinsagen, ja, aber würde ich es laut aussprechen können? Ich beschloss einen Versuch. »Philip ist tot«, sagte ich meinem Spiegelbild.

Ich zerknüllte das braune Papierhandtuch und stopfte es in den Metallkorb. Das genügte nicht. Ich schrie auf. Ich trat auf den Korb ein, bis er umkippte und seinen Inhalt über den Boden ergoss.

Robert kam herein. »Geht es Ihnen gut?«

»Sehe ich so aus?«, schrie ich.

Er zögerte in der Tür. »Kann ich irgendetwas tun, um Ihnen zu helfen?«

»Sie konnten nicht einmal verhindern, dass sie Philip mitgenommen haben!«

Er zuckte zurück, als hätte ich ihn geschlagen. »Ich habe es wirklich versucht.«

»Und es hat nicht gereicht, oder?« Ich schrie noch immer wie eine Verrückte. Ich sank auf die Knie, und Wut würgte mich im Hals und floss mir aus den Augen.

»Raus!«

Er zögerte. »Sind Sie sicher?«

»Raus hier!«

Er schloss die Tür hinter sich. Und ich saß auf dem Boden und schaukelte und schrie und weinte. Als meine Seele endlich so leer war wie mein Magen, fühlte ich mich bleischwer und erschöpft.

Nikolaos hatte Philip umgebracht und mich gebissen, um zu beweisen, wie mächtig sie war. Jede Wette, dass sie jetzt dachte, ich hätte eine Heidenangst vor ihr. Sie hatte Recht. Aber ich verbringe die meiste Zeit damit, mich Dingen, vor denen ich Angst habe, entgegenzustellen und sie zu vernichten.

Ein tausend Jahre alter Vampir war ein harter Brocken, aber jede Frau braucht ein Ziel. Im Club war es still und dunkel. Außer mir war niemand da. Die Sonne musste schon aufgegangen sein. Es herrschte diese abwartende Stille, die alle Gebäude haben, wenn die Leute nach Hause gegangen sind. Als hätten die Häuser, sobald wir draußen sind, ein Eigenleben, wenn wir sie nur in Ruhe lassen würden. Ich schüttelte

den Kopf und versuchte, mich zu sammeln. Etwas zu fühlen. Alles, was ich wollte, war nach Hause gehen und schlafen. Und um Gottes willen nicht träumen.

Da klebte eine gelbe Haftnotiz an der Tür. Darauf stand: »Ihre Waffen liegen hinter der Bar. Der Meister hat sie mitgebracht. Robert.«

Ich steckte die beiden Pistolen ein, und die Messer. Das eine, das ich gegen Winter und Aubrey benutzt hatte, fehlte. War Winter tot? Vielleicht. Und Aubrey? Hoffentlich. Gewöhnlich kann nur ein Meistervampir einen Stoß ins Herz überleben, aber ich hatte es noch nie bei einer fünfhundert Jahre alten Leiche ausprobiert. Wenn sie ihm das Messer herausgezogen hatten und er zäh genug war, könnte er überlebt haben. Ich musste Catherine anrufen. Um ihr was zu sagen? Verlasse die Stadt, ein Vampir ist hinter dir her? Klang nicht, als ob sie es glauben würde. Scheiße.

Ich ging in das weiche, weiße Licht des Morgens hinaus. Die Straße war leer und mit sanfter Morgenluft überflutet. Die Hitze hatte noch keine Zeit gehabt heranzukriechen.

40. Kapitel

Es war fast kühl. Wo war mein Wagen? Ich hörte die Schritte, kurz bevor die Stimme sagte: »Nicht bewegen. Ich habe eine Waffe auf deinen Rücken gerichtet.«

Ich verschränkte die Hände über dem Kopf, ohne dass man mich dazu aufgefordert hätte. »Guten Morgen, Edward«, sagte ich.

»Guten Morgen, Anita«, sagte er. »Bleib ganz still stehen, bitte.« Er stellte sich dicht hinter mich, drückte mir den Lauf an die Wirbelsäule. Er filzte mich von oben bis unten, komplett. Es gibt nichts Unbedachtes an Edward das ist einer der Gründe, weshalb er noch am Leben ist. Er wich ein Stück zurück und sagte: »Jetzt darfst du dich umdrehen.«

Meine Firestar hatte er im Gürtel stecken, die Browning locker in der linken Hand. Keine Ahnung, was er mit den Messern gemacht hatte.

Er lächelte, jungenhaft und charmant, während der Lauf unentwegt auf meine Brust zielte. »Schluss mit dem Versteckspiel. Wo ist diese Nikolaos?«, fragte er.

Ich holte tief Luft und blies sie langsam aus. Ich dachte daran, ihn zu beschuldigen, der Vampirmörder zu sein, aber der Zeitpunkt war wohl nicht so gut. Vielleicht später, wenn er nicht mehr mit einer Waffe auf mich zielte. »Darf ich die Arme herunternehmen?«, fragte ich.

Er nickte andeutungsweise.

Ich nahm langsam die Arme herunter. »Ich will, dass eine Sache zwischen uns klar ist, Edward. Ich gebe dir die Information, aber nicht, weil ich Angst vor dir habe. Ich will, dass sie stirbt. Und ich will dabei sein.«

Sein Lächeln wurde breiter, seine Augen glitzerten vor Vergnügen. »Was ist letzte Nacht passiert?«

Ich senkte den Blick, dann schaute ich auf. Ich sah in seine blauen Augen und sagte: »Sie hat Philip töten lassen.«

Er musterte mich sehr aufmerksam. »Weiter.«

»Sie hat mich gebissen. Ich glaube, sie hat vor, mich zu ihrem Diener zu machen.«

Er steckte seine Waffe ins Schulterholster und trat nah an mich heran. Er drehte meinen Kopf nach einer Seite, damit er die Einstiche besser sehen konnte. »Du musst den Biss reinigen. Das wird höllisch wehtun.«

»Ich weiß. Willst du mir helfen?«

»Klar.« Sein Lächeln wurde weicher. »Da war ich entschlossen, dir Schmerzen zu bereiten, um die Information zu bekommen. Und jetzt bittest du mich, dir dabei zu helfen, Säure über die Wunden gießen.«

»Weihwasser«, korrigierte ich.

»Das wird genauso wehtun«, stellte er fest.

Leider hatte er Recht.

41.Kapitel

Ich saß mit dem Rücken an die kalten Kacheln der Badewanne gelehnt. Vorne und an der Seite klebte mein durchnässtes Hemd an mir. Edward kniete neben mir, eine halb leere Flasche Weihwasser in der Hand. Wir waren bei der dritten Flasche. Ich hatte nur eine zerschmissen. Bravo.

Anfangs saß ich noch auf dem Waschbeckenrand. Aber nicht lange. Ich hüpfte schreiend und winselnd umher. Ich hatte Edward einen Hurensohn genannt. Er nahm es mir nicht übel.

»Wie geht es dir?«, fragte er. Sein Gesicht war vollkommen ausdruckslos. Ich hätte nicht sagen können, ob es ihm Spaß machte oder zusetzte.

Ich blickte böse zu ihm hoch. »Als würde mir einer ein glühendes Messer an die Kehle drücken.«

»Ich meine, willst du aufhören und dich eine Weile ausruhen?«

Ich atmete einmal tief durch. »Nein. Ich will sie sauber haben, Edward. Durch und durch.«

Er schüttelte den Kopf, fast schmunzelte er. »Es ist üblich, das über Tage hinzuziehen, weißt du.«

»Ja.«

»Aber du willst das volle Programm in einer einzigen Marathonsitzung?« Er sah mich fest an, so als wäre die Frage wichtiger, als es den Anschein hatte.

Ich wich seinem durchdringenden Blick aus. Im Moment wollte ich nicht so angesehen werden. »Ich habe nicht tagelang Zeit. Die Wunde muss vor dem Dunkelwerden sauber sein.«

»Weil Nikolaos dich noch einmal besuchen kommt.«

»Ja.«

»Und sofern dieser erste Biss nicht gereinigt ist, wird sie dich in ihre Gewalt bekommen.«

Ich holte tief Luft und zitterte dabei. »Ja.«

»Selbst wenn wir die Wunde gereinigt haben, wird sie vielleicht trotzdem fähig sein, dich zu rufen. Wenn sie so mächtig ist, wie du sagst.«

»Sie ist so mächtig, mindestens.« Ich rieb meine Hände an den Jeans ab. »Glaubst du, Nikolaos könnte mich dazu bringen, dass ich mich gegen dich wende, selbst wenn wir die Wunde gereinigt haben?« Dabei sah ich zu ihm auf und hoffte, in seinem Gesicht lesen zu können.

Er warf mir einen Blick zu. »Wir Vampirtöter scheuen kein Risiko.«

»Das war kein Nein«, sagte ich.

Ein Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln. »Es war auch kein Ja.«

Oh, Mann, Edward wusste es selbst nicht. »Gieß weiter, bevor ich die Nerven verliere.«

Da lächelte er, und seine Augen funkelten. »Du wirst niemals die Nerven verlieren. Das Leben vielleicht, aber nicht die Nerven.«

Das war ein Kompliment und ein ernst gemeintes dazu. »Danke.«

Er fasste mich an der Schulter, und ich drehte den Kopf weg. Mein Puls raste, bis ich nur noch das Blut in meinem Kopf rauschen hörte. Ich wollte wegrennen, um mich schlagen, schreien, aber ich musste dasitzen und aushalten, dass er mir Schmerzen zufügte. Ich hasse so etwas. Es waren immer mindestens zwei Leute nötig gewesen, um mir eine Spritze

zu geben, als ich noch ein Kind war. Einer an der Nadel und einer, der mich festhielt.

Jetzt hielt ich mich selbst fest. Wenn Nikolaos mich zum zweiten Mal biss, würde ich wahrscheinlich alles tun, was sie von mir wollte. Sogar töten. Ich hatte das schon erlebt, und dieser Vampir war verglichen mit ihr eine Null gewesen.

Das Weihwasser lief über meine Haut, traf die Bisswunde und durchdrang meinen Körper sengend wie flüssiges Gold. Es fraß sich durch Fleisch und Bein. Zersetzte mich. Tötete mich.

Ich kreischte. Ich konnte das nicht aushalten. Zu heftig der Schmerz. Konnte nicht weglaufen. Musste schreien.

Ich lag auf dem Fußboden, presste die Wange gegen die kalten Kacheln, atmete in kurzen, gierigen Zügen.

»Atme langsamer, Anita. Du hyperventilierst. Atme langsam und leicht, sonst wirst du ohnmächtig.«

Ich öffnete den Mund und holte tief Luft; sie piffte und heulte meinen Schlund hinunter. Ich erstickte an meinem Atem, ich hustete und rang nach Luft. Bis ich den nächsten tiefen Zug tun konnte, war mir schwindlig und ein wenig übel, aber ich war nicht ohnmächtig geworden. Zigtausend Sonderpunkte für mich.

Edward musste sich fast hinlegen, um mit mir auf Augenhöhe zu kommen. »Kannst du mich hören?«

Ich schaffte ein Ja.

»Gut. Ich möchte versuchen, das Kreuz auf die Wunde zu drücken. Bist du einverstanden oder glaubst du, es ist zu früh?«

Wenn wir sie noch nicht genügend gereinigt hatten, würde mich das Kreuz versengen, und ich hätte eine neue Narbe. Ich war über alle Pflicht hinaus tapfer gewesen. Ich wollte die Rolle nicht weiterspielen. Ich öffnete den Mund, um Nein zu sagen, aber das war nicht, was herauskam.

»Tu's«, sagte ich. Scheiße. Ich würde es aushalten.

Ich strich mir die Haare aus dem Nacken. Ich lag auf dem Boden und versuchte, mich zu wappnen, indem ich die Fäuste ballte. Es gibt eigentlich keine Art und Weise, um sich darauf vorzubereiten, dass einem jemand ein glühendes Eisen auf den Hals drückt.

Die Kette glitt rasselnd durch Edwards Hände. »Bist du bereit?«

Nein. »Mach schon, verdammt.«

Er machte es. Ich spürte das Kreuz auf meiner Haut, kaltes Metall, kein Brennen, es gab keinen Rauch, keinen Schmerz. Ich war rein, oder wenigstens so rein wie vor dem Biss.

Er ließ das Kruzifix vor meinem Gesicht baumeln. Ich packte es mit einer Hand und quetschte es, bis ich zitterte. Es dauerte nicht lange. Die Tränen sickerten mir aus den Augenwinkeln. Ich weinte nicht, nein, nein. Ich war nur erschöpft.

»Kannst du dich aufsetzen?«, fragte er.

Ich nickte und zwang mich dazu, lehnte mich gegen die Badewanne.

»Auch aufstehen?«, fragte er dann.

Ich dachte darüber nach und entschied, dass ich es nicht konnte, nein. Ich fühlte mich am ganzen Körper schwach, zittrig, mies. »Nicht ohne Hilfe.«

Edward kniete sich hin, legte einen Arm um meine Schultern und schob den anderen unter meine Knie, dann hob er mich an. In einer geschmeidigen Bewegung stand er auf, ohne Anstrengung.

»Lass mich runter«, sagte ich.

Er sah mich an. »Wie bitte?«

»Ich bin kein Kind. Ich will nicht getragen werden.«

Er sog hörbar die Luft ein, dann sagte er: »Also gut.« Er stellte mich langsam auf die Füße und ließ mich los. Ich taumelte gegen die Wand und rutschte zu Boden. Die Tränen kamen wieder, verdammter Mist. Ich saß da und heulte und war zu schwach, um vom Badezimmer bis zu meinem Bett zu gehen. Gott!

Edward stand einfach da, sah auf mich herunter, mit neutraler Miene, ausdruckslos wie eine Katze.

Meine Stimme war beinahe normal, vom Weinen war kaum etwas zu hören. »Ich hasse es, hilflos zu sein. Ich hasse es!«

»Du bist von allen Leuten, die ich kenne, am allerwenigsten hilflos«, erwiderte Edward. Er ging wieder in die Knie, legte einen Arm um meine Schultern und fasste mein Handgelenk.

Mit dem anderen Arm griff er um meine Taille. Der Größenunterschied machte es ein bisschen schwierig, aber er schaffte es, mir die Illusion zu geben, dass ich auf eigenen Beinen in mein Bett ging.

Die Plüschpinguine saßen an der Wand aufgereiht. Edward sagte nichts dazu. Wenn er sie nicht erwähnte, würde ich es auch nicht tun. Wer weiß, vielleicht schläft der Tod mit einem Teddybär? Eher nicht.

Die schweren Gardinen waren noch zugezogen und tauchten das Zimmer in permanentes Halbdunkel. »Schlaf jetzt. Ich werde Wache stehen und sehen, dass sich niemand von den Bösewichten an dich ranschleicht.«

Ich glaubte ihm.

Edward holte den weißen Sessel aus dem Wohnzimmer und stellte ihn an die Schlafzimmerwand neben der Tür. Er zog sich sein Schulterholster über, die Waffe griffbereit. Aus dem Wagen hatte er eine Sporttasche mit heraufgebracht. Er zog den Reißverschluss auf und brachte so etwas wie eine Minimaschinenpistole zum Vorschein. Ich kannte mich mit Maschinenpistolen nicht aus, mir fiel nur die Uzi ein.

»Was für eine ist das?«, fragte ich.

»Eine Mini-Uzi.«

Was sagen Sie dazu? Ich hatte ganz richtig gelegen. Er warf das Magazin aus und zeigte mir, wie man sie lädt, wo die Sicherung ist, welche Raffinessen sie hat, wie bei einem neuen Auto. Er setzte sich in den Sessel, die Maschinenpistole auf den Knien.

Mir fielen die Augen zu, aber ich sagte noch: »Schieß nicht auf irgendwelche Nachbarn, ja?«

Ich glaube, er schmunzelte. »Ich werd's versuchen.«

Ich nickte. »Bist du der Vampirmörder?«

Darauf grinste er, breit und gewinnend. »Schlaf jetzt, Anita.«

Ich war fast eingeschlafen, als seine Stimme mich sanft wie aus weiter Ferne zurückholte. »Wo ist Nikolaos' Schlafplatz?«

Ich schlug die Augen auf und versuchte ihn deutlich zu erkennen. Er saß noch genauso da wie vorher. »Ich bin müde, Edward, nicht dumm.« Unter seinem sprudelnden Gelächter schlief ich ein.

Auf dem geschnitzten Thron saß Jean-Claude. Er lächelte mich an und streckte seine langgliedrige Hand aus. »Komm her«, sagte er.

Ich trug ein langes, weißes Kleid, das sogar Spitze hatte. Ich habe mich selbst nie in so einem Ding gesehen. Ich sah ihn an. Er hatte es ausgesucht, nicht ich. Die Angst schnürte mir die Kehle zu. »Das ist mein Traum«, sagte ich.

42. Kapitel

Er streckte mir auch die andere Hand entgegen und sagte: »Komm.«

Und ich ging. Mein Kleid schleifte knisternd über den Steinboden, ein gleichmäßiges raschelndes Geräusch. Es zerrte an

meinen Nerven. Plötzlich stand ich vor ihm. Ich hob langsam meine Hände seinen entgegen. Das sollte ich nicht tun. Eine schlechte Idee. Aber es schien, als konnte ich gar nicht anders.

Seine Hände schlossen sich um meine, und ich kniete mich vor ihm hin. Er zog meine Hände zu der Hemdspitze, die seine Brust hinabfloss, zwang meine Finger, hineinzugreifen.

Er legte die Hände über meine, hielt sie fest; dann riss er sich, meine Hände gebrauchend, das Hemd auf.

Seine Brust war glatt und bleich, während sich in der Mitte dunkle Haare in einer schmalen Linie hinunterringelten. Sie verdichteten sich über der Magengegend, wirkten gegen die weiße Haut tiefschwarz. Die Brandnarbe war hart und glänzend und wirkte angesichts der Vollkommenheit seines Körpers deplatziert.

Er fasste mich unter das Kinn und hob mein Gesicht an. Mit der anderen Hand streifte er seine Brust unterhalb der Brustwarze, ließ Blut hervorquellen. Es tröpfelte hellrot herab.

Ich versuchte mich ihm zu entziehen, aber seine Finger griffen wie Schraubstöcke in meinen Kiefer. Ich rief: »Nicht!«

Ich schlug nach ihm. Er fing mein Handgelenk und hielt es fest. Ich stützte mich mit der anderen Hand am Boden ab und stieß mit den Knien. Er hielt mich an Kiefer und Handgelenk wie einen Schmetterling auf der Nadel. Ich konnte mich bewegen, aber nicht von ihm fort. Ich ließ mich in eine sitzende Haltung fallen, sodass er gezwungen war, mich entweder zu erdrosseln oder loszulassen. Er ließ mich langsam auf den Boden herab.

Ich stieß und trat mit allem, was ich hatte, und traf ihn mit beiden Füßen am Knie. Vampire spüren durchaus Schmerzen. Er ließ mich so plötzlich los, dass ich nach hinten fiel. Er packte mich an beiden Armen und riss mich hoch, dabei klemmte er mich zwischen seine Beine. Er saß in dem Lehnstuhl, seine Knie kontrollierten meinen Unterkörper, meine Handgelenke in seinen Händen waren wie angekettet.

Ein hohes, klingendes Lachen füllte den Raum. Nikolaos stand an einer Seite und beobachtete uns, während das Echo ihres Lachens anschwellte wie ein rasend gewordenes Orchester.

Jean-Claude nahm meine beiden Handgelenke in eine Hand, und ich konnte ihn nicht daran hindern. Mit der freien Hand streichelte er meine Wange, fuhr sacht die Kontur meines Halses nach. Unterhalb des Schädelknochens schloss sich sein Griff, und er begann zu drücken.

»Jean-Claude, nein, bitte!«

Er drückte mich mit dem Gesicht näher und näher zu der Wunde an seiner Brust. Ich wehrte mich, aber seine Finger waren wie festgeschweißt. »NEIN!«

Nikolaos' Gelächter verwandelte sich in Worte. »Streife ihn nur sacht, und wir werden einander gleichen, Animator.«

»Jean-Claude!«, kreischte ich.

Seine Stimme war wie Samt, warm und dunkel glitt sie durch meinen Verstand. »Blut von meinem Blute, Fleisch von meinem Fleische, zwei Seelen mit nur einem Körper, zwei verbunden zu einem.« Einen strahlenden Augenblick

lang sah und fühlte ich es. Die Ewigkeit mit Jean-Claude. Seine Berührung... für immer. Seine Lippen. Sein Blut.

Ich riss erstaunt die Augen auf und fühlte beinahe meine Lippen seine Wunde berühren. Ich hätte sie mit der Zunge erreichen können. »Jean-Claude, nein! Jean-Claude!« Ich schrie seinen Namen. »Gott steh mir bei!« Auch das schrie ich.

Es war finster, und jemand packte mich an der Schulter. Ich fasste keinen Gedanken, der reine Instinkt ließ mich handeln. Die Pistole vom Bettende war in meiner Hand und drehte sich mit der Mündung nach vorn.

Eine Hand fing meinen Arm unter dem Kopfkissen ab, so- dass die Mündung zur Wand zeigte, ein Körper presste mich nieder. »Anita, Anita, ich bin's, Edward. Sieh mich an!«

Ich blinzelte in das Gesicht von Edward, der meine Arme auf das Bett heftete. Sein Atem ging ein bisschen hastig.

Ich starrte auf die Waffe in meiner Hand und dann in sein Gesicht. Er hielt mich weiterhin fest. Ich nahm es ihm bestimmt nicht übel.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Ich nickte.

»Sag etwas, Anita.«

»Ich hatte einen Albtraum«, antwortete ich.

»Hat sich ganz danach angehört.« Er schüttelte den Kopf und ließ mich langsam los.

Ich schob die Pistole wieder ins Holster.

»Wer ist Jean-Claude?«, fragte er.

»Warum?«

»Du hast seinen Namen gerufen.«

Ich wischte mir über die Stirn, und meine Hand war nass davon. Mein Schlafanzug und die Laken waren durchgeschwitzt. Die Albträume fingen an, mir auf die Nerven zu gehen.

»Wie spät ist es?« Es wirkte so dunkel im Zimmer, als wäre die Sonne schon untergegangen. Mein Magen zog sich zusammen. Wenn es schon dunkel war, hatte Catherine keine Chance mehr.

»Keine Panik, das sind nur Wolken. Bis Sonnenuntergang bleiben noch vier Stunden.«

Ich seufzte tief und taumelte ins Badezimmer. Ich wusch mir Gesicht und Hals mit kaltem Wasser. Mein Spiegelbild war geisterhaft. War der Traum Jean-Claudes oder Nikolaos' Werk gewesen? Wenn Nikolaos es getan hatte, hieß das, dass sie noch Macht über mich hatte? Keine Ahnung. Und auch sonst hatte ich keine Ahnung.

Edward saß noch in dem weißen Sessel, als ich wieder herauskam. Er musterte mich, als wäre ich eine seltsame Spezies, die er noch nie zuvor gesehen hatte.

Ich beachtete ihn nicht weiter, sondern rief in Catherines Büro an. »Hallo, Betty, hier ist Anita Blake. Ist Catherine da?«

»Hallo, Mrs. Blake. Ich dachte, Sie wüssten, dass Mrs. Maison vom dreizehnten bis zum zwanzigsten wegen einer Zeugnisaussage nicht in der Stadt ist.«

Catherine hatte es mir gesagt, aber ich hatte es vergessen. Endlich mal Glück gehabt. Wurde auch Zeit. »Hab ich ganz vergessen, Betty. Ich danke Ihnen sehr. Mehr als Sie überhaupt ahnen können.«

»Schön, dass ich Ihnen behilflich sein konnte. Mrs. Maison hat die erste Anprobe des Hochzeitskleids auf den dreiundzwanzigsten gelegt.« Sie sagte es, als müsste ich mich jetzt besser fühlen. Tat ich aber nicht.

»Ich werde daran denken. Wiedersehen.«

»Schönen Tag noch.«

Ich legte auf und rief Irving Griswold an. Er war Journalist beim *Saint Louis Post-Dispatch*. Außerdem war er ein Werwolf. Irving, der Werwolf. Das passte nicht so richtig, aber was passte schon? Charles, der Werwolf? Wohl auch nicht. Justin, Oliver, Wilbur, Brent? Nee. Irving ging beim dritten Klingeln ran.

»Hier ist Anita Blake.«

»Oh, hallo, was gibt's?« Er hörte sich misstrauisch an, so als riefte ich ihn nur an, wenn ich etwas von ihm brauchte.

»Kennen Sie irgendwelche Werratten?«

Er schwieg fast ein bisschen zu lange, dann fragte er: »Warum wollen Sie das wissen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Sie meinen, Sie wollen meine Hilfe, aber ich soll dabei keine Story kriegen?«

Ich seufzte. »So ungefähr.«

»Warum sollte ich Ihnen dann helfen?«

»Jetzt machen Sie mir nicht das Leben schwer, Irving. Ich habe Ihnen eine Menge Exklusivinformationen gegeben. Und mir haben Sie auch Ihre erste Titelstory zu verdanken. Also legen Sie sich nicht quer.«

»Ein bisschen grantig heute, wie?«

»Kennen Sie nun eine Werratte oder nicht?«

»Ja.«

»Ich muss eine Nachricht an den Rattenkönig schicken.«

Er stieß einen langen Pfiff aus, der mir durch die Leitung ins Ohr stach. »Sie sind nicht gerade bescheiden, wie? Ich könnte Ihnen ein Treffen mit einer Werratte verschaffen, die ich kenne, aber nicht mit ihrem König.«

»Übermitteln Sie dem Rattenkönig folgende Nachricht; haben Sie was zu schreiben?«

»Immer«, sagte er.

»Die Vampire haben mich nicht erwischt, und ich habe nicht getan, was sie wollten.«

Irving wiederholte es. Nachdem ich es bestätigt hatte, sagte er: »Sie haben mit Vampiren und Werratten zu tun, und ich kriege keine einzige Information.«

»Die bekommt niemand, Irving. Dafür ist die Sache zu vertrackt.«

Einen Augenblick lang war er still. »Also gut. Ich werde versuchen, ein Treffen zu arrangieren. Bis heute Abend sollte das gehen.«

»Danke, Irving.«

»Geben Sie auf sich Acht, Blake. Ich möchte auf keinen Fall meine beste Quelle für Titelstories verlieren.«

»Ich auch nicht«, antwortete ich.

Ich hatte kaum aufgelegt, als der Apparat klingelte. Ohne nachzudenken, nahm ich ab. Ein Telefon klingelt, man geht ran, jahrelange Gewohnheit. Ich hatte den Anrufbeantworter noch nicht lange genug, um sie völlig abzuschütteln.

»Anita, hier Bert.«

»Tag, Bert.« Ich seufzte im Stillen.

»Ich weiß, Sie arbeiten an dem Vampirfall, aber ich habe da etwas, das Sie interessieren könnte.«

»Bert, mir wächst die Sache jetzt schon über den Kopf, noch eins, und ich sehe die Sonne nie wieder.« Man hätte erwarten können, dass Bert fragt, ob es mir gut geht und dergleichen. Aber nein, nicht mein Boss. »Thomas Jensen hat heute angerufen.«

Ich richtete mich kerzengerade auf. »Jensen hat angerufen?«

»Richtig.«

»Er will, dass wir es tun?«

»Nicht wir, Sie. Er hat speziell um Sie gebeten. Ich habe versucht, ihn zu überreden, dass er jemand anderen nimmt, aber das wollte er nicht. Und es muss heute Nacht sein. Er fürchtet, sonst doch noch zu kneifen.«

»Mist«, sagte ich leise.

»Rufe ich ihn an und blase die Sache ab, oder sagen Sie mir, wann er kommen kann?«

Warum musste immer alles auf einmal kommen? Eine dieser rhetorischen Fragen, die man sich ständig im Leben stellt.

»Er soll kommen, sobald es völlig dunkel ist.«

»Braves Mädchen. Ich wusste, Sie würden mich nicht im Stich lassen.«

»Ich bin kein Mädchen, Bert. Wie viel zahlt er Ihnen?«

»Dreißigtausend Dollar. Die Anzahlung von fünftausend ist schon per Eilboten gekommen.«

»Sie sind ein schlechter Mensch, Bert.«

»Ja«, sagte er, »und das zahlt sich aus, danke.« Er hängte ein, ohne sich zu verabschieden. Charmant.

Edward sah mich an. »Hast du gerade einen Weckauftrag für heute Abend angenommen?«

»Ja, aber genau genommen soll ich einen Toten zur Ruhe betten.«

»Erschöpft es dich, wenn du einen erweckst?«

»In welcher Hinsicht?«, fragte ich.

»Energie, Ausdauer, Kraft.«

»Manchmal.«

»Und wie ist das bei diesem Auftrag? Ist der auch Kraft raubend?«

Ich lächelte. »Ja.«

Er schüttelte den Kopf. »Du kannst es dir nicht leisten, kaputt zu sein, Anita.«

»Ich werde nicht kaputt sein«, erwiderte ich. Ich holte tief Luft und überlegte, wie ich es Edward erklären könnte.

»Thomas Jensen hat vor zwanzig Jahren seine Tochter verloren. Vor sieben Jahren hat er sie erweckt. Sie wurde ein Zombie.«

»Tatsächlich?«

»Sie beging Selbstmord. Damals verstand niemand, warum. Später stellte sich heraus, dass Mr. Jensen seine Tochter sexuell missbraucht hatte, und darum brachte sie sich um.«

»Und er erweckte sie wieder.« Edward zog eine Grimasse.
»Du meinst doch nicht, er ...«

Ich fuchtelte mit den Händen, als könnte ich das soeben entstandene Bild ausradieren. »Nein, nein, das nicht. Er war voll Reue und erweckte sie, um ihr zu sagen, dass es ihm Leid tut.«

»Und?«

»Sie konnte ihm nicht vergeben.«

Er schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht.«

»Er erweckte sie, um es wieder gutzumachen, aber sie hatte ihn zu Lebzeiten gehasst, gefürchtet. Als Zombie konnte sie ihm nicht vergeben, darum wollte er sie nicht zurückbetten. Als sich ihr Verstand verschlechterte und ihr Körperzustand auch, da behielt er sie als eine Art Bestrafung bei sich.«

»Gütiger Himmel.«

»Ja«, stimmte ich zu. Ich ging an den Schrank und holte meine Sporttasche heraus. Edward transportierte in seiner die Waffen ich in meiner die Animator-Utensilien. Ab und zu hatte ich auch meine Vampirtöterausrüstung darin. Das Streichholzheft, das mir Zachary gegeben hatte, lag unten drin. Ich steckte es in meine Hosentasche. Ich glaube nicht, dass Edward es bemerkte. Er kapiert ziemlich schnell, wenn ein Anhaltspunkt Männchen macht und bellt. »Jensen hat endlich eingewilligt, sie wieder in die Erde zu betten, sofern ich das übernehme. Ich kann es nicht ablehnen. Er ist eine Art Legende unter den Animatoren. Fast so was wie eine Geistergeschichte.«

»Warum gerade heute? Wenn es sieben Jahre Zeit gehabt hat, warum nicht noch ein paar Nächte?«

Ich fuhr fort, meine Tasche zu packen. »Er hat darauf bestanden. Er fürchtet, dass er es sich wieder anders überlegt, wenn er warten muss. Außerdem könnte es sein, dass ich in ein paar Tagen nicht mehr am Leben bin. Er würde es keinen anderen tun lassen.«

»Das ist nicht dein Problem. Du hast seinen Zombie nicht erweckt.«

»Ja, aber vor allem anderen bin ich Animator. Vampire zu töten ist... ein Nebenverdienst. Ich bin Animator. Das ist nicht irgendein Job.«

Er sah mich noch immer an. »Ich verstehe nicht, warum, aber ich verstehe, dass du es tun musst.«

»Danke.«

Er lächelte. »Du bist der Boss. Was dagegen, wenn ich mitkomme und aufpasse, dass dich unterwegs keiner abknallt?«

Ich warf ihm einen Blick zu. »Schon mal gesehen, wie ein Zombie erweckt wird?«

»Nein.«

»Du bist nicht gerade zimperlich, stimmt's?« Ich sagte das lächelnd. Er starrte mich an, die blauen Augen waren plötzlich kalt. Sein ganzes Gesicht hatte sich verändert. Da war nichts mehr, kein Ausdruck irgendeines Gefühls, nur schreckliche Kälte. Leere. Ich habe einmal erlebt, dass mich ein Leopard so ansah, durch die Gitterstäbe des Käfigs, ohne ein Gefühl, das ich verstanden hätte. Was in ihm vorging, erschien mir so fremd, als stammte er von einem anderen Planeten ein Wesen, das mich geschickt und schnell töten könnte, denn das war es, was es vorhatte, sobald es hungrig war oder ich es verärgerte.

Ich werde nicht schnell vor Angst ohnmächtig und renne nicht schreiend davon, aber diesmal musste ich mich regel-

recht anstrengen. »Du hast mich überzeugt, Edward. Hör auf mit der Killer-Nummer und lass uns gehen.«

Sein Blick kehrte nicht gleich zur Normalität zurück, sondern erwärmte sich langsam, wie das erste Licht den Himmel durchdringt.

Ich hoffte, Edward würde diesen Blick niemals im Ernst auf mich richten. Wenn doch, dann würde einer von uns sterben. Höchstwahrscheinlich ich.

Die Nacht war undurchdringlich finster. Dicke Wolken verbargen den Himmel. Ein Wind fegte über den Boden, es roch nach Regen.

Iris Jensens Grabstein war aus glattem, weißem Marmor. Ein fast mannshoher Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der die Arme zum Willkommen ausgebreitet hatte. Die Schrift war mit Taschenlampe noch zu lesen. »Meiner geliebten Tochter, die ich verzweifelt vermissee.«

43. Kapitel

Derselbe Mann, der den Engel in Auftrag gegeben hatte und der seine Tochter verzweifelt vermisste, hatte sie missbraucht. Sie hatte sich umgebracht, um ihm zu entkommen, und er hatte sie zurückgeholt. Aus diesem Grund stand ich hier draußen in der Dunkelheit und wartete auf die Jensens. Hauptsächlich auf sie, nicht auf ihn. Obwohl ich wusste, dass ihr Verstand inzwischen zerstört war, wollte ich, dass Iris Jensen in der Erde lag und in Frieden ruhte.

Das hätte ich Edward nicht erklären können, also versuchte ich es erst gar nicht. Eine große Eiche wachte über das leere Grab. Der Wind rauschte durch die Blätter und ließ sie über unseren Köpfen flüstern. Es klang zu trocken für Sommerlaub. Die Luft war feucht und kühl, der Regen fast da. Ausnahmsweise war es nicht unerträglich heiß.

Ich hatte zwei Hühner mitgebracht. Sie gluckten leise in ihrem Korb neben dem Grab. Edward lehnte sich an meinen Wagen, die Beine über Kreuz, die Arme locker an der Seite. Meine Sporttasche stand geöffnet neben mir auf dem Boden. Darin schimmerte meine Machete.

»Wo bleibt er?«, fragte Edward.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.« Seit Sonnenuntergang war fast eine Stunde vergangen. Der Friedhof war nahezu kahl; nur wenige Bäume sprenkelten den hügeligen Grund. Wir hätten längst Scheinwerfer über den Kiesweg kommen sehen müssen. Wo blieb Jensen? Hatte er gekniffen?

Edward ging vom Wagen weg und trat zu mir. »Das gefällt mir nicht, Anita.«

Ich war auch nicht allzu begeistert, aber...

»Wir geben ihm noch fünfzehn Minuten. Wenn er dann nicht da ist, fahren wir.«

Edward musterte das freie Gelände. »Nicht viel Deckung hier.«

»Ich glaube nicht, dass wir uns wegen Heckenschützen Sorgen zu machen brauchen.«

»Du hast gesagt, jemand hat auf dich geschossen, richtig?«

Ich nickte. Er hatte Recht. Eine Gänsehaut kroch mir die Arme hinauf. Der Wind blies ein Loch in die Wolken, und das Mondlicht strömte herab. In einiger Entfernung schimmerte silbergrau ein kleines Gebäude.

»Was ist das?«, fragte Edward.

»Der Geräteschuppen«, antwortete ich. »Dachtest du, der Rasen mäht sich von selbst?«

»Nie darüber nachgedacht.«

Die Wolken schoben sich wieder zusammen und tauchten den Friedhof in Dunkelheit. Alle Formen verwischten; der weiße Marmor schien von innen zu leuchten.

Dann kratzten Krallen über Metall. Ich fuhr herum. Ein Ghul saß auf dem Dach meines Wagens. Er war nackt und sah aus wie ein Mensch, den man ausgezogen und in eine hellgraue, metallisch leuchtende Farbe getunkt hat. Aber seine Zähne und Krallen waren lang und schwarz und gebogen. Die Augen glühten rot.

Edward stellte sich mit gezogener Waffe neben mich.

Auch ich hielt die Pistole in der Hand. Jahrelange Praxis, und man braucht nicht mehr darüber nachzudenken.

»Was macht er da oben?«, fragte er.

»Keine Ahnung.« Ich machte eine scheuchende Handbewegung und rief: »Hau ab!«

Der Ghul duckte sich und schaute mich an. Ghule sind ziemlich feige; kräftige Menschen greifen sie so gut wie nie an. Ich machte zwei Schritte auf ihn zu und fuchtelte mit der Pistole. »Geh weg, husch!« Bei jeglicher Demonstration von Stärke flitzen sie davon. Dieser hier blieb sitzen. Ich zog mich zurück.

»Edward«, sagte ich leise.

»Ja.«

»Ich habe auf diesem Friedhof keine Ghule gespürt.«

»Tatsächlich? Einen hast du wohl übersehen.«

»So was wie einen Ghul gibt es nicht. Sie wandern in Herden. Und man bemerkt sie immer. Sie verbreiten eine Art übersinnlichen Gestank. Etwas Böses.«

»Anita«, sagte er leise und scheinbar normal, aber doch nicht normal. Ich schaute in seine Blickrichtung und sah zwei weitere Ghule, die hinter uns herankrochen.

Wir standen fast Rücken an Rücken, die Waffen schussbereit. »Ich habe Anfang der Woche einen Ghulüberfall gesehen. Ein kräftiger Mann, tot, ein Friedhof, auf dem es keine Ghule gibt.«

»Kommt mir bekannt vor«, sagte Edward.

»Ja. Kugeln töten sie nicht.«

»Ich weiß. Worauf warten sie?«, fragte er.

»Darauf, dass sie sich stark genug fühlen, nehme ich an.«

»Sie warten auf mich«, sagte jemand. Zachary trat hinter dem Baum hervor. Er schmunzelte.

Ich glaube, mir fiel die Kinnlade herunter. Vielleicht schmunzelte er darüber. Auf einmal wurde mir alles klar. Er tötete keine Menschen, um sein Gris-Gris zu füttern. Er tötete Vampire. Theresa hatte ihn gefoltert, darum war sie das nächste Opfer geworden. Trotzdem blieben noch ein paar Fragen übrig, wichtige Fragen.

Edward sah mich an, dann Zachary. »Wer ist das?«, fragte er.

»Der Vampirmörder«, antwortete ich.

Zachary machte eine kleine Verbeugung. Ein Ghul lehnte sich gegen sein Bein, und Zachary streichelte ihm den naheliegenderen kahlen Kopf. »Wann haben Sie es erraten?«

»Gerade eben. Ich bin dieses Jahr ein bisschen langsam.«

Er runzelte die Stirn. »Ich dachte mir, dass Sie es irgendwann herausfinden würden.«

»Aus diesem Grund haben Sie den Verstand des Zombiezeugen zerstört. Um Ihre Haut zu retten.«

»Es war ein Glück, dass Nikolaos es mir überließ, den Mann zu befragen.« Er grinste.

»Na klar! Und wie haben Sie den Hampelmann dazu überredet, vor der Kirche auf mich zu schießen?«, fragte ich.

»Das war leicht. Ich habe ihm gesagt, der Befehl käme von Nikolaos.«

Natürlich. »Wie kriegen Sie die Ghule von ihrem Friedhof weg? Wieso befolgen sie Ihre Befehle?«

»Sie kennen sicher die Theorie, wonach die Ghule auf einen Friedhof kommen, wenn dort ein Animator begraben wird.«

»Ja.«

»Nachdem ich aus dem Grab gestiegen war, kamen sie mit mir, und sie gehörten mir. Mir.«

Ich warf einen Blick auf die Kreaturen und sah, dass es mehr geworden waren. Mindestens zwanzig, ein großes Rudel.

»Sie behaupten also, daher kämen die Ghule.« Ich schüttelte den Kopf. »Es gibt auf der Welt nicht genug Animatoren für so viele Ghule.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, stimmte er mir zu. »Ich glaube, je mehr Zombies man auf einem Friedhof erweckt, desto größer die Wahrscheinlichkeit ihres Auftauchens.«

»Sie meinen, eine Art kumulative Wirkung?«

»Genau. Ich wollte schon immer mal mit einem anderen Animator darüber reden, aber Sie sehen schon, was dabei problematisch ist.«

»Ja«, sagte ich, »das tue ich. Man kann schlecht darüber fachsimpeln, ohne aufzudecken, wer man ist und was man getan hat.«

Edward feuerte ohne Warnung. Die Kugel traf Zachary in die Brust und drehte ihn um. Er lag mit dem Gesicht nach unten, die Ghule waren erstarrt, dann stemmte sich Zachary auf die Ellbogen. Mit der Hilfe eines verängstigten Ghuls

stand er auf. »Stöcke und Steine brechen mir die Beine, aber Kugeln können mir nichts tun.«

»Wunderbar, ein Komödiant«, sagte ich.

Edward feuerte noch einmal, aber blitzschnell ging Zachary hinter dem Baum in Deckung.

Vor unseren Blicken verborgen rief er: »Na, na, nicht den Kopf treffen. Ich bin nicht sicher, was passiert, wenn Sie mir ins Gehirn schießen.«

»Dann wollen wir das mal herausfinden«, fand Edward.

»Auf Wiedersehen, Anita. So lange kann ich leider nicht bleiben.« Von einem Trupp Ghule umringt lief er davon. Er duckte sich zwischen sie, wahrscheinlich um der Kugel ins Gehirn zu entgehen, und eine Minute lang konnte ich ihn nicht ausmachen.

Zwei weitere Ghule tauchten beim Wagen auf, krochen über den Kiesweg. Einer war weiblich, die Fetzen eines Kleides klebten an ihm.

»Wir jagen ihnen ein wenig Angst ein«, sagte Edward. Ich spürte seine Bewegung, und seine Waffe feuerte zweimal. Ein schrilles Quieken gellte durch die Nacht. Der Ghul auf meinem Auto sprang herunter und versteckte sich. Aber dann kamen sie von allen Seiten heran. Mindestens fünfzehn waren zu unser Gesellschaft dageblieben.

Ich schoss und traf einen. Er fiel auf die Seite, rollte sich am Boden und machte einen schrillen Laut wie ein verwundeter Hase. Kläglich und tierhaft.

»Können wir irgendwohin rennen?«, fragte Edward.

»Zum Schuppen«, antwortete ich.

»Ist er aus Holz?«

»Ja.«

»Das wird sie nicht aufhalten.«

»Ja«, sagte ich, »aber wir sind erst mal in Deckung.«

»In Ordnung, noch irgendeinen Rat, bevor wir uns in Bewegung setzen?«

»Nicht rennen, bevor wir dicht am Schuppen sind. Wenn wir rennen, jagen sie uns. Sie denken dann, dass wir Angst haben.«

»Noch etwas?«, fragte er.

»Du bist Nichtraucher, oder?«

»Ja. Warum?«

»Sie fürchten sich vor Feuer.«

»Großartig. Wir werden bei lebendigem Leibe aufgeessen, weil keiner von uns raucht.«

Fast musste ich lachen, er klang so tief entrüstet. Aber ein Ghul kroch auf mich zu, um mich anzuspringen, und ich musste ihm zwischen die Augen schießen. Ich hatte keine Zeit zum Lachen.

»Lass uns gehen, langsam und unbeschwert«, schlug ich vor.

»Ich wünschte, die Maschinenpistole wäre nicht im Wagen.«

»Ich auch.«

Edward gab drei Schüsse ab, und die Nacht hallte von tierischen Schreien wider. Langsam gingen wir auf den Schuppen zu. Ich schätzte, er stand eine Viertelmeile entfernt. Das würde ein langer Spaziergang werden.

Ein Ghul griff uns an. Ich knallte ihn ab, und er stürzte ins Gras, aber es war wie auf Zielscheiben zu schießen, kein Blut, nur hohle Löcher. Es gab Schaden, aber nicht genug. Nicht annähernd genug.

Ich ging fast rückwärts, eine Hand im Rücken, wo ich Edwards Vorwärtsbewegung spürte. Es waren zu viele. Wir würden es nicht bis zum Schuppen schaffen. Auf gar keinen Fall. Eins der Hühner gab ein leises, fragendes Glucken von sich. Mir kam eine Idee.

Ich erschoss ein Huhn. Es brach zusammen, und das andere geriet in Panik, schlug mit den Flügeln gegen die Korbwand. Die Ghule zuckten zusammen, dann streckte einer die Nase in den Wind und schnupperte.

Frisches Blut, Jungs, kommt und holt es euch. Frisches Fleisch. Plötzlich rasten zwei Ghule auf die Hühner zu. Die übrigen folgten, sie purzelten übereinander, um den Korb aufzubrechen und an die saftigen Leckerbissen heranzukommen.

»Weitergehen, Edward, nicht rennen, aber ein bisschen schneller gehen. Die Hühner werden sie nicht lange ablenken.«

Wir gingen ein wenig schneller. Die Geräusche krabbelnder Krallen, knackender Knochen, schmatzender Mäuler, das Gezänk - es war eine unangenehme Vorschau.

Auf halber Strecke ging ein Geheul los, es war lang und feindselig. Kein Hund machte so ein Geräusch. Ich schaute zurück, und die Ghule hetzten auf allen vieren heran.

»Los!«, sagte ich.

Wir rannten.

Wir krachten gegen die Schuppentür und fanden das verdammte Ding verriegelt. Edward schoss das Vorhängeschloss weg keine Zeit, es aufzuhebeln. Die Ghule waren dicht heran, sie heulten in einem fort.

Wir stolperten ins Innere, schlossen die Tür, obwohl das kaum nützen würde. Hoch oben nahe der Decke war ein kleines Fenster plötzlich fiel das Mondlicht herein. An einer Wand stand eine Herde Rasenmäher, andere hingen an Haken. Astscheren, Heckentrimmer, Spaten, ein aufgerollter Schlauch. Der ganze Schuppen roch nach Benzin und öligen Lappen.

Edward sagte: »Es gibt nichts, was wir gegen die Tür stemmen können, Anita.«

Er hatte Recht. Wir hatten das Schloss weggeschossen. Wann hatte man je etwas Schweres zur Hand, wenn man es brauchte? »Schieb einen Rasenmäher davor.«

»Das wird sie nicht lange aufhalten.«

»Besser als gar nichts«, erwiderte ich. Er machte keine Anstalten, also rollte ich einen vor die Tür.

»Ich will nicht sterben, nicht lebendig gefressen werden«, sagte er. Er schob ein frisches Magazin in seine Pistole. »Ich erschieße dich zuerst, wenn du willst, oder du tust es selbst.«

Da fiel mir ein, dass ich mir Zacharys Streichholzheft in die Hosentasche gesteckt hatte. Streichhölzer. Wir hatten Streichhölzer!

»Anita, sie sind fast da. Willst du es selbst tun?«

Ich zog das Heftchen aus der Tasche. Danke, Gott. »Spar dir deine Kugeln, Edward.« Ich nahm mir einen Kanister Benzin.

»Was hast du vor?«, fragte er.

Das Geheul drang auf uns ein sie waren fast da.

»Ich werde den Schuppen in Brand setzen.« Ich goss das Benzin gegen die Tür. Es roch beißend und brannte mir im Hals.

»Mit uns drin?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich würde mich lieber erschießen, wenn's dir nichts ausmacht.«

»Ich habe nicht vor, heute Nacht zu sterben, Edward.«

Eine Klaue brach durch die Tür, Krallen rissen das Holz auf, brachen Stücke ab. Ich zündete ein Streichholz an und warf es gegen die benzingetränkte Tür. Eine blauweiße Flamme loderte zischend auf. Der Ghul brannte und taumelte kreischend von der ruinierten Tür zurück.

Der Gestank des verbrannten Fleisches mischte sich mit dem Benzingeruch. Und mit dem Gestank brennender Haare. Ich würgte, hielt mir die Hand vor den Mund. Das Feuer fraß sich das Holz hinauf und verbreitete sich über das Dach. Mehr Benzin brauchten wir nicht; das verdammte Ding war ein Feuerofen. Und wir mittendrin. Ich hätte nicht gedacht, dass es sich so schnell ausbreiten würde.

Edward stand an der Rückwand, die Hände über dem Mund. Sein Satz kam gedämpft. »Du hast doch einen Plan, um uns hier rauszubringen?«

Eine Faust krachte durch das Holz und griff nach ihm. Er wich zurück. Der Ghul begann sich durch die Wand zu arbeiten, während er uns höhnisch angrinste. Edward schoss ihm zwischen die Augen, und er verschwand.

Ich griff mir von der Wand gegenüber eine Harke. Inzwischen fiel brennende Asche auf uns herab. Wenn uns der Rauch nicht vorher erledigte, dann würde die Hütte über uns einstürzen. »Zieh dein Hemd aus«, sagte ich.

Er fragte nicht einmal, warum. So praktisch veranlagt. Er schälte sich das Holster herunter und riss sich das Hemd über den Kopf, warf es mir zu und zog sich das Holster über die nackte Brust.

Ich wickelte das Hemd um die Zinken und tränkte es mit Benzin. An einer Wand setzte ich es in Brand, Streichhölzer brauchten wir nicht mehr. An der Vorderseite regnete glühende Asche auf uns herab. Fühlte sich an wie lauter brennende Wespenstiche.

Edward hatte verstanden. Er griff sich eine Axt und fing an, das Loch, das der Ghul gerissen hatte, zu vergrößern. Ich

trug die improvisierte Fackel und einen Kanister Benzin in der anderen Hand. Langsam dämmerte mir, dass die Hitze die Kanister explodieren lassen würde. Wir würden nicht am Rauch ersticken wir würden in die Luft fliegen.

»Schneller!«, drängte ich.

Edward quetschte sich durch die Öffnung, und ich folgte ihm, wobei ich ihn fast mit der Fackel verbrannt hätte. Auf hundert Meter war kein Ghul zu sehen. Sie waren gescheiter, als sie aussahen. Wir rannten, und die Explosion fuhr mir in den Rücken wie ein kräftiger Windstoß. Ich überschlug mich im Gras, mir blieb die Luft weg. Brennende Holzstückchen fielen ringsum herab. Ich schützte meinen Kopf mit den Armen und betete. Bei meinem Glück würde mich ein fliegender Nagel erwischen.

Stille, oder zumindest keine weiteren Explosionen. Ich hob vorsichtig den Kopf. Der Schuppen war verschwunden, nichts mehr davon übrig. Im Gras überall kleine Flammen. Edward lag auf dem Boden fast in meiner Reichweite. Er starrte mich an. Sah ich etwa so erstaunt aus wie er? Vermutlich.

Unsere improvisierte Fackel setzte langsam den Rasen in Brand. Edward kam auf die Knie und hob sie auf.

Ich sah, dass der Kanister unbeschädigt geblieben war, und stand auf. Edward kam mir nach, er trug die Fackel. Die Ghule schienen geflohen zu sein. Kluge Ghule. Aber für alle Fälle... Wir brauchten es nicht zu diskutieren. Paranoia, das hatten wir gemeinsam.

Wir gingen zum Wagen. Die Anspannung war weg, und ich fühlte mich noch müder als vorher. Man hat nur soundso viel Adrenalin danach beginnt man abzustumpfen.

Mit dem Hühnerkorb war es vorbei undefinierbare Teile und Stückchen lagen zerstreut um das Grab. Ich sah nicht so genau hin. Ich blieb stehen, um meine Sporttasche aufzuheben. Sie war unberührt, stand nur da. Edward ging an mir vorbei und schleuderte die Fackel auf den Kiesweg. Der Wind rauschte durch die Bäume; dann schrie Edward: »Anita!«

Ich rollte mich über den Boden. Edwards Pistole feuerte, und etwas fiel quiekend auf den Rasen. Ich starrte auf den Ghul, während Edward seine Kugeln in ihn hineinpumpte. Nachdem ich mein Herz wieder runtergeschluckt hatte, kroch ich zu dem Kanister und schraubte ihn auf.

Der Ghul kreischte. Edward trieb ihn mit der brennenden Fackel vor sich her. Ich schüttete Benzin auf das schreiende Wesen, fiel auf die Knie und sagte: »Anzünden.«

Edward führte die Fackel erfolgreich. Feuer zischte über den Ghul, und er begann zu schreien. Die Nacht stank nach verbranntem Fleisch und Haaren. Und Benzin.

Ich rollte mich über den Boden, versuchte das Feuer zu löschen, aber es wollte nicht ausgehen.

»Du kommst als Nächster dran, Zachary Schätzchen. Du bist der Nächste«, flüsterte ich.

Das Hemd war weggebrannt, und Edward warf die Harke auf den Boden. »Machen wir, dass wir hier wegkommen«, riet er.

Ich war vollkommen einverstanden. Ich schloss den Wagen auf, warf meine Tasche auf den Rücksitz und ließ den Motor an. Der Ghul lag reglos da und brannte.

Edward saß auf dem Beifahrersitz, die Maschinenpistole auf dem Schoß. Zum ersten Mal seit ich ihn kannte, sah er mitgenommen aus. Verängstigt sogar.

»Willst du mit dem Ding ins Bett gehen?«, fragte ich.

Er warf mir einen Blick zu. »Gehst du mit deiner Pistole ins Bett?«, fragte er.

Ein Punkt für ihn. Ich nahm die engen Kurven des Kieswegs so schnell es ging. Mein Nova war nicht für schnelle Fahrmanöver gebaut. Auf dem Friedhof einen Totalschaden zu haben schien mir keine gute Idee. Die Scheinwerfer tanzten über die Grabsteine, aber nichts bewegte sich. Keine Ghule zu sehen.

Ich holte tief Luft und atmete langsam aus. Das war der zweite Anschlag auf mein Leben innerhalb von zwei Tagen. Ehrlich gesagt, mir wäre lieber gewesen, man hätte wieder auf mich geschossen.

44. Kapitel

Lange Zeit fuhren wir, ohne etwas zu sagen. Es war Edward, der schließlich in das Rauschen der Räder hineinsprach. »Ich glaube nicht, dass wir in dein Apartment zurückkehren sollten«, meinte er.

»Einverstanden.«

»Ich nehme dich mit ins Hotel. Es sei denn, du möchtest lieber woanders hin?«

Wo hätte ich hingekannt? Zu Ronnie? Ich wollte sie nicht noch mehr in Gefahr bringen. Wen könnte ich sonst in Gefahr bringen? Niemanden. Niemanden außer Edward, und der kam damit zurecht. Vielleicht besser als ich.

Mein Piepser vibrierte an meiner Hüfte, sandte Druckwellen meine Rippen hinauf. Ich konnte es nicht leiden, den Piepser auf Vibrationsmodus zu schalten. Das verdammte Ding erschreckte mich jedes Mal, wenn es losging.

Edward sagte: »Was zum Teufel ist los? Du bist zusammengezuckt, hat dich was gebissen?«

Ich schlug auf den Knopf, um das Ding zum Schweigen zu bringen und zu sehen, wer mich anrief. Die Nummer leuchtete kurz auf. »Mein Piepser hat sich gemeldet. Er hat vibriert.«

Er sah mich an. »Du wirst nicht im Büro anrufen.« Es klang wie eine Feststellung oder ein Befehl.

»Hör mal, Edward, mir geht es nicht gerade prächtig, also streite nicht mit mir.«

Ich hörte ihn ausatmen, aber was sollte er sagen? Ich saß am Steuer. Wenn er nicht die Pistole ziehen und mich kidnappen wollte, musste er dahin, wo ich wollte. Ich nahm die nächste Ausfahrt und entdeckte ein Münztelefon an einem Supermarkt. Der Parkplatz war voll erleuchtet und machte eine prima Zielscheibe aus mir, aber nach den Ghulen wollte ich Helligkeit.

Edward sah zu, wie ich mit der Brieftasche in der Hand aus dem Wagen stieg. Er kam nicht mit, um auf mich aufzupas- sen. Fein, ich hatte ja meine Pistole. Wenn er schmollen wollte, dann bitte.

Ich rief im Büro an. Craig nahm ab. »Animators, Inc. Womit kann ich Ihnen helfen?«

»Tag, Craig, Anita hier. Was gibt's?«

»Irving Griswold hat angerufen, sagt, Sie sollen schnellstens zurückrufen, sonst ist das Treffen geplatzt. Er meinte, Sie wüssten schon, was das bedeutet. Stimmt das?«

»Ja. Danke, Craig.«

»Sie klingen furchtbar.«

»Gute Nacht, Craig.« Ich legte einfach auf. Ich war müde, mir fiel sowieso alles schwer, außerdem tat mir der Hals weh. Ich wollte mich irgendwo im Dunkeln einrollen, wo es still war, und eine ganze Woche schlafen.

Stattdessen rief ich Irving an. »Ich bin's.«

»Na, wird auch Zeit. Wissen Sie, welche Mühe es mich gekostet hat, das auf die Beine zu stellen? Sie hätten es fast verpasst.«

»Wenn Sie nicht aufhören zu quatschen, verpasse ich's vielleicht immer noch. Sagen Sie einfach, wo und wann.«

Das tat er. Wenn wir uns beeilten, könnten wir es noch schaffen. »Warum ist jeder so scharf darauf, alles heute Nacht zu erledigen?«, fragte ich.

»Also, wenn Sie nicht wollen, mir soll's recht sein.«

»Irving, ich habe einen entsetzlich langen Tag hinter mir, also hören Sie auf rumzuzicken.«

»Geht es Ihnen gut?«

Was für eine dämliche Frage. »Eigentlich nicht, aber ich werd's überleben.«

»Wenn Sie verletzt sind, werde ich versuchen, das Treffen zu verschieben, aber ich kann nichts versprechen, Anita. Nur wegen Ihrer Nachricht hat er sich dazu bereit erklärt.«

Ich kühlte mir die Stirn an der Metallverkleidung der Kabine. »Ich werde da sein, Irving.«

»Ich leider nicht.« Er klang zutiefst empört. »Eine der Bedingungen war, keine Journalisten und keine Polizei.«

Ich musste schmunzeln. Armer Irving, sollte bei allem außen vor bleiben. Dafür war er aber auch nicht von Ghulen angegriffen und auch nicht fast in die Luft gesprengt worden. Vielleicht sollte ich mir das Mitleid für mich selbst aufheben.

»Danke, Irving. Sie haben was gut bei mir.«

»Ich habe etliches bei Ihnen gut«, widersprach er. »Seien Sie vorsichtig. Ich weiß ja nicht, in was für einer Sache Sie drinstecken, aber es klingt übel.«

Netter Versuch. »Gute Nacht, Irving.« Ich hängte ein, bevor er noch mehr wissen wollte.

Ich rief Dolph zu Hause an. Ich weiß nicht, warum es nicht bis zum nächsten Tag warten konnte, aber immerhin wäre ich in der Nacht fast umgekommen. Falls ich wirklich umgekommen sollte, dann wollte ich, dass jemand Zachary zur Strecke brachte.

Beim sechsten Klingeln nahm er ab. Er klang verschlafen.
»Ja.«

»Hier ist Anita Blake, Dolph.«

»Was ist passiert?« Jetzt hörte er sich fast munter an.

»Ich weiß, wer der Mörder ist.«

»Raus damit.«

Ich sagte es ihm. Er machte sich Notizen und stellte Fragen. Die schwierigste Frage kam zum Schluss. »Können Sie das beweisen?«

»Ich kann beweisen, dass er ein Gris-Gris trägt. Ich kann bezeugen, dass er vor mir ein Geständnis abgelegt hat. Er hat versucht, mich zu töten da bin ich persönlich dabei gewesen.«

»Das einem Richter oder den Geschworenen zu verkaufen wird schwer werden.«

»Ich weiß.«

»Ich werde sehen, was ich herausfinden kann.«

»Der Fall ist so gut wie wasserdicht, Dolph.«

»Stimmt, aber alles hängt davon ab, dass Sie am Leben bleiben und aussagen können.«

»Ja, ich werde vorsichtig sein.«

»Sie kommen morgen und geben alles offiziell zu Protokoll.«

»Mach ich.«

»Gute Arbeit.«

»Danke«, sagte ich.

»Gute Nacht, Anita.«

»Gute Nacht, Dolph.«

Ich schlich mich zum Wagen. »In einer Dreiviertelstunde haben wir ein Treffen mit den Werratten.«

»Warum ist das so wichtig?«, fragte er.

»Weil ich glaube, dass sie uns einen Schleichweg in Nikolaos' Unterschlupf zeigen können. Durch die Vordertür schaffen wir es nie.« Ich drehte den Zündschlüssel und fuhr auf die Straße.

»Wen hast du sonst noch angerufen?«, fragte er.

Also hatte er doch aufgepasst. »Die Polizei.«

»Was?«

Edward konnte es nie leiden, mit der Polizei zusammenzuarbeiten. Man fragt sich glatt, warum! »Falls es Zachary ge-

lingt, mich umzubringen, will ich, dass ein anderer die Sache verfolgt.«

Eine Weile war er still. Dann sagte er: »Erzähl mir von Nikolaos.«

Ich zuckte die Achseln. »Sie ist ein sadistisches Monster, und sie ist über tausend Jahre alt.«

»Ich freue mich darauf, sie kennen zu lernen.«

»Keine gute Idee«, sagte ich.

»Wir haben schon vorher Meistervampire getötet, Anita. Das ist nur einer mehr.«

»Nein. Nikolaos ist mindestens tausend Jahre alt. Ich glaube nicht, dass ich in meinem Leben schon einmal so große Angst vor jemandem hatte.«

Er schwieg mit undurchdringlicher Miene.

»Was denkst du?«, fragte ich.

»Dass ich Herausforderungen schätze.« Dann lächelte er, ein schönes, immer breiter werdendes Lächeln. Scheiße. Der Tod hatte sein größtes Ziel entdeckt. Den dicksten Fang von allen. Er fürchtete sie nicht, aber das hätte er besser tun sollen.

Um halb zwei morgens haben nicht viele Lokale geöffnet, aber Denny's schon. Es hatte eine gewisse Komik, sich bei Denny's mit Werratten zu Kaffee und Doughnuts zu treffen. Hätten wir uns nicht in einer finsternen Gasse verabreden sollen? Ich beklage mich nicht, wohlgemerkt. Ich fand es einfach irgendwie... drollig.

Edward ging als Erster hinein, um zu prüfen, ob das nicht eine neuerliche Falle war. Wenn er sich an einen Tisch setzte, waren wir sicher. Wenn er wieder herauskäme, waren wir nicht sicher. Ganz einfach. Bisher kannte noch niemand sein Gesicht. Solange er nicht mit mir gesehen wurde, konnte er überall hingehen und niemand würde versuchen, ihn umzubringen. Toll. Langsam kam ich mir vor wie Typhus-Mary.

Edward setzte sich an einen Tisch. Also sicher. Ich begab mich in das helle Licht und die besondere Behaglichkeit dieser Kette. Die Kellnerin hatte ihre dunklen Ringe unter den Augen ungeschickt mit Make-up abgedeckt, wodurch sie irgendwie rötlich aussahen. Ich schaute an ihr vorbei. Ein Mann winkte mir. Eine Hand erhoben, die Finger gekrümmt, als rief er die Bedienung oder sonst eine servile Person.

»Ich sehe meine Verabredung. Danke jedenfalls«, sagte ich.

Das Restaurant war montags in den frühen Morgenstunden, also eigentlich dienstags, meistens leer. An dem Tisch vor dem einzelnen Mann saßen zwei Männer. Sie sahen ganz normal aus, aber sie strahlten eine im Zaum gehaltene Kraft aus, die rings um sie in der Luft zu sprühen schien. Lykanthropen. Ich hätte mein Leben darauf verwettet, und vielleicht tat ich das in Wirklichkeit schon.

Dann saß noch ein Pärchen schräg gegenüber von ihnen. Jede Wette, dass sie ebenfalls Lykanthropen waren.

Edward hatte einen Tisch in ihrer Nähe ausgesucht, aber nicht zu nah. Er hatte Erfahrung mit Lykanthropen; er wusste, worauf man achten musste.

Als ich an dem Tisch vorbeiging, blickte einer der Männer zu mir auf. Tiefbraune Augen sahen mich eindringlich an.

Sein Gesicht war eckig, sein Körper schmal, er war klein, und an seinen Armen spielten die Muskeln, als er die Hände unter dem Kinn faltete und mir in die Augen sah. Ich starrte zurück; dann war ich vorbei und unterwegs zu der Nische, wo der Rattenkönig saß.

Er war groß, mindestens einsachtzig, hatte dunkelbraune Haut, dickes, kurz geschnittenes Haar und braune Augen. Sein Gesicht war hager und arrogant, die Lippen fast zu weich für den überheblichen Blick, mit dem er mich bedachte. Er war auf eine finstere Art schön, wirkte mexikanisch, und sein Misstrauen kribbelte in der Luft wie ein Gewitter.

Ich schob mich sacht in die Nische. Ich bemühte mich, ruhig zu atmen, und sah ihn über den Tisch hinweg an.

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Was wollen Sie?« Seine Stimme war weich, aber dunkel, und er hatte einen leichten Akzent.

»Ich möchte, dass Sie mich und noch jemanden in die Tunnel unter dem Zirkus der Verdammten führen.«

Sein Blick wurde noch finsterner und sorgte für ein paar schwache Falten zwischen den Augenbrauen. »Warum sollte ich das für Sie tun?«

»Wollen Sie, dass Ihr Volk von der Macht des Meisters befreit wird?«

Er nickte, blickte aber weiterhin finster.

Sein Herz flog mir förmlich zu. »Führen Sie uns durch die Kerkergänge, und ich werde dafür sorgen.«

Er legte die Hände aneinander. »Wie kann ich Ihnen trauen?«

»Ich bin kein Kopfgeldjäger. Ich habe noch nie einem Lykanthropen etwas getan.«

»Wir können nicht an Ihrer Seite kämpfen, wenn Sie sich ihr widersetzen. Selbst ich kann sie nicht besiegen. Sie ruft mich. Ich gehe nicht darauf ein, aber ich spüre sie. Ich kann die kleinen Ratten und meine Leute davon abhalten, ihr zu helfen, aber das ist alles.«

»Bringen Sie uns einfach hinein. Wir erledigen den Rest.«

»Sind Sie so zuversichtlich?«

»Ich bin entschlossen, mein Leben zu riskieren«, antwortete ich.

Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen aneinander. Die Brandnarbe an seinem Unterarm hatte er sogar in seiner menschlichen Gestalt, eine grobe, vierzackige Krone. »Ich bringe Sie hinein«, sagte er.

Ich lächelte. »Danke.«

Er blickte mich an. »Wenn Sie lebend wieder heraus kommen, dann können Sie mir danken.«

»Abgemacht.« Ich hielt ihm die Hand hin. Nach kurzem Zögern schlug er ein.

»Möchten Sie ein paar Tage warten?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich. »Ich will morgen hinein.«

Er legte den Kopf schief. »Sind Sie sicher?«

»Warum? Ist das ein Problem?«

»Sie sind verletzt. Ich dachte, Sie würden sich auskurieren wollen.«

Ich hatte ein paar blaue Flecke, und der Hals tat mir weh, aber...

»Woher wissen Sie das?«

»Sie riechen, als hätte der Tod Sie heute Nacht gestreift.«

Ich starrte ihn an. Irving machte das nie mit mir, dass er seine übernatürlichen Kräfte einsetzte. Ich will nicht behaupten, dass er es nicht könnte, aber er bemühte sich sehr darum, wie ein Mensch zu wirken. Dieser Mann tat das nicht.

Ich holte tief Luft. »Das geht nur mich etwas an.«

Er nickte. »Wir werden Sie anrufen und Ihnen Zeit und Ort nennen.«

Ich stand auf. Er blieb sitzen. Es gab anscheinend nichts mehr zu sagen, also ging ich.

Etwa zehn Minuten später stieg Edward zu mir ins Auto.

»Was jetzt?«, fragte er.

»Du hast was von einem Hotelzimmer gesagt. Ich werde schlafen, so lange ich kann.«

»Und morgen?«

»Nimmst du mich mit und zeigst mir, wie die Maschinenpistole funktioniert.«

»Danach?«, fragte er.

»Danach stürzen wir uns auf Nikolaos.«

Er gab einen zittrigen Seufzer von sich, hörte sich fast wie ein Lachen an. »Junge, Junge.«

Junge, Junge? »Schön, dass wenigstens einer Spaß an der Sache hat.«

Er grinste mich an. »Ich liebe meine Arbeit«, sagte er.

Ich musste lächeln. Ich nämlich auch.

45. Kapitel

Tagsüber lernte ich, mit einer Schrotflinte umzugehen. Abends ging ich mit den Werratten die Höhlen erforschen.

Die Höhle war dunkel. Ich stand von völliger Schwärze umgeben und griff nach meiner Lampe. Ich fasste mir mit der Hand an die Stirn und konnte nicht das Geringste sehen, außer den komischen weißen Bildern, die die Augen machen, wenn es kein Licht gibt. Ich trug einen Grubenhelm mit einer Lampe daran, die noch ausgeschaltet war. Darauf hatten die Werratten bestanden. Rings um mich gab es Geräusche. Schreie, Stöhnen, das Knacken von Knochen, eigenartige Gleitlaute, wie ein Messer, das durch Fleisch schneidet. Die Werratten verwandelten sich aus ihrer menschlichen Gestalt in die tierische. Es klang, als sei das mit Schmerzen verbun-

den - mit großen Schmerzen. Sie hatten mich schwören lassen, kein Licht anzumachen, bevor sie es mir erlaubten.

Ich hatte mich immer davor gefürchtet, eines Tages nichts mehr sehen zu können. So schlimm konnte das doch nicht sein. Oder? Aber versprochen war versprochen. Ich hörte mich an wie Horton der Elefant. »Eine Person ist eine Person, egal wie klein.« Was zum Teufel stand ich da mitten in einer Höhle im Dunkeln unter Werratten und zitierte Dr. Seuss, wenn ich vorhatte, einen tausend Jahre alten Vampir zu töten?

Das war eine der seltsamsten Wochen meines Lebens.

Rafael, der Rattenkönig, sagte: »Sie dürfen das Licht einschalten.«

Ich tat es sofort. Meine Augen schienen das Licht gierig aufzusaugen. Die Rattenmänner standen in kleinen Gruppen in dem breiten, flachen Tunnel. Sie waren zu zehnt. Ich hatte sie vorher gezählt, als sie noch in menschlicher Gestalt waren. Die sieben Männer trugen jetzt Fell und abgeschnittene Jeans, zwei auch ein weites T-Shirt. Die drei Frauen hatten weite Kleider an, wie Umstandsmode. Ihre schwarzen Knopfaugen glitzerten. Jeder war im Pelz.

Edward stellte sich neben mich. Er musterte die Wertiere kühl und nichts sagend. Ich fasste seinen Arm. Rafael hatte ich gesagt, ich sei kein Kopfgeldjäger, aber Edward war einer, gelegentlich. Ich hoffte, dass ich diese Leute nicht in Gefahr gebracht hatte.

»Sind Sie bereit?«, fragte Rafael.

»Ja«, sagte ich.

Edward nickte.

Die Werratten verteilten sich rechts und links von uns, kletterten über niedrigen, verwitterten Tropfstein. Ich sagte zu niemand Bestimmtem: »Ich dachte, Höhlen wären feucht.«

Ein kleinerer Rattenmann in einem T-Shirt sagte: »Die Cherokeehöhlen sind tot.«

»Ich verstehe nicht.«

»Trockene Höhlen, die kein Wasser haben und wo keine Kalkformationen wachsen, nennen wir tot.«

»Aha«, machte ich.

Er zog die Lippen über die Zähne zurück, sollte ein Lächeln sein, glaube ich. »War mehr als Sie eigentlich wissen wollten, hm?«

Rafael fauchte. »Wir sind nicht wegen einer Führung hier, Louie. Still jetzt, alle beide.«

Louie zuckte die Achseln und kletterte vor mir her. Er war derjenige aus dem Restaurant, der mich angesehen hatte.

Eine der Rattenfrauen war schon fast grau. Ihr Name war Lillian, und sie war Ärztin. Sie trug einen Rucksack mit Medizin und Verbandszeug. Sie schienen mit Verwundeten zu rechnen. Immerhin hieß das auch, dass sie glaubten, wir könnten es lebend überstehen. Ich hatte da so meine Zweifel.

Zwei Stunden später senkte sich die Decke so weit, dass ich nicht mehr aufrecht stehen konnte. Und ich merkte, wozu die Sturzhelme gut waren. Mindestens tausendmal stieß ich mir

am Fels den Kopf. Ich hätte mich bewusstlos geschlagen, lange bevor wir Nikolaos überhaupt begegneten.

Die Ratten waren für den Tunnel wie geschaffen, sie liefen leichtfüßig, mit abgeflachtem Körper und einer eigentümlich huschenden Anmut. Edward und ich konnten da nicht mithalten. Nicht einmal annähernd.

Ich hörte ihn hinter mir leise fluchen. Seine Körperlänge wurde ihm zur Qual. Mein Kreuz bestand nur aus Schmerzen. Edward musste es noch schlechter gehen. Es gab Stellen, wo die Decke sich öffnete und wir uns aufrichten konnten. Ich fing an, mich darauf zu freuen wie ein Taucher auf eine Luftblase.

Die Dunkelheit veränderte sich ein wenig. Licht - weit hinten gab es Licht, nicht viel, aber es war zu sehen. Es flimmerte am Ende des Tunnels wie eine Luftspiegelung.

Rafael hockte sich neben uns. Edward setzte sich auf den trockenen Stein. Ich folgte seinem Beispiel. »Da ist Ihr verfluchtes Verlies. Wir werden hier bis Sonnenuntergang warten. Wenn Sie bis dahin nicht zurück sind, gehen wir. Falls Nikolaos tot ist, werden wir Ihnen helfen, wenn wir können.«

Ich nickte; das Licht an meinem Sturzhelm nickte mit.
»Danke für Ihre Hilfe.«

Er schüttelte seinen schmalen Rattenkopf. »Ich habe Sie vor des Teufels Tür gebracht. Danken Sie mir nicht dafür.«

Ich sah Edward von der Seite an. Seine Miene war noch immer distanziert und undurchschaubar. Falls ihn interessierte, was der Rattenmann gerade gesagt hatte, so war es ihm nicht

anzusehen. Wir hätten ebenso gut über eine Einkaufsliste reden können.

Edward und ich knieten uns vor die Öffnung zum Verlies. Nach der Dunkelheit war der Fackelschein unglaublich grell. Edward drückte seine Uzi an sich, die er sich über die Brust gehängt hatte. Ich hatte die Schrotflinte. Ich trug auch meine beiden Pistolen und zwei Messer bei mir, und den Derringer hatte ich in der Jackentasche. Er war ein Geschenk von Edward. Er hatte ihn mir mit einem Tipp überreicht. »Er schießt wie ein Schwächling, aber drück ihn jemandem unter Kinn, und es wird ihm den verdammten Schädel wegblasen.« Gut zu wissen.

Draußen war es hell. Von den Vampiren sollte sich keiner rühren, aber Burchard würde da sein. Und wenn er uns entdeckte, würde Nikolaos es auch wissen. Irgendwie würde sie es wissen. Eine Gänsehaut kroch mir die Arme hinauf.

Wir kletterten hinein, bereit zu Mord und Totschlag. Der Raum war leer. Mein gesamtes Adrenalin machte sich in meinem Körper breit, sodass mein Atem zu schnell ging und mein Herz grundlos hämmerte. Die Stelle, wo sie Philip angekettet hatten, war sauber. Jemand hatte sie wirklich gründlich geschrubbt.

Ich widerstand dem Drang, die Wand, wo er gestanden hatte, zu berühren.

Edward rief mich leise. »Anita.« Er war schon an der Tür.

Ich eilte ihm nach.

»Was ist denn?«, fragte er.

»Hier hat sie Philip umgebracht.«

»Konzentriere dich auf unsere Aufgabe. Ich will nicht sterben, weil du hier herumträumst.«

Ich wollte schon aufbrausen, schluckte es aber herunter. Er hatte Recht.

Edward probierte die Tür, und sie ließ sich öffnen. Keine Gefangenen, keine Notwendigkeit, sie abzuschließen. Ich nahm die linke Seite der Tür, er die rechte. Der Gang war leer.

Meine Hände waren schweißnass. Edward ging an der rechten Wand entlang. Ich folgte ihm in die Höhle des Drachen. Ich fühlte mich gar nicht wie ein Ritter. Hatte mein prächtiges Ross gerade nicht dabei. Oder war's die prächtige Rüstung?

Was auch immer. Wir waren da. Es war so weit. Ich spürte einen Knoten in meiner Kehle.

Der Drache kam nicht heraus, um uns auf der Stelle zu fressen, sondern es war ganz still. Und wie das Klischee es will, zu still.

Ich hielt mich dicht an Edward und flüsterte: »Ich will mich ja nicht beschweren, aber wo sind sie alle?«

46. Kapitel

Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und sagte:
»Winter hast du möglicherweise getötet. Blicke noch Burchard. Vielleicht ist er eine Besorgung machen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das wäre zu einfach.«

»Keine Sorge. Es wird schon bald was schief gehen.« Er ging weiter den Gang hinunter, und ich folgte ihm. Es dauerte drei Schritte, bis ich merkte, dass er einen Witz gemacht hatte.

Der Gang weitete sich zu einem großen Raum wie Nikolaus' Thronsaal, aber da stand kein Stuhl. Da standen Säрге. Fünf auf Sockeln im Raum verteilt, sodass sie nicht die Zugluft am Boden abbekamen. Große Eisenkandelaber mit brennenden Kerzen standen an jedem Kopf- und Fußende.

Die meisten Vampire bemühen sich ziemlich, ihren Sarg zu verstecken, aber nicht Nikolaos.

»Wie arrogant«, flüsterte Edward.

»Ja«, flüsterte ich zurück. Sobald man bei den Särgen ist, fängt man automatisch an zu flüstern, als wäre es eine Beerigung und sie könnten alles hören.

Ein verstörender Geruch hing im Raum. Er schlug sich am hinteren Gaumen nieder und war beinahe zu schmecken, schwach metallisch. Er erinnerte mich an Schlangenkäfige. Da merkt man schon am Geruch, dass da nichts Warmes, Pelziges lebt. Und der Vergleich wurde dem nicht einmal gerecht. Dies war der Geruch von Vampiren.

Der erste Sarg war aus dunklem, lackiertem Holz und hatte goldene Griffe. Er war an den Schultern breiter und verjüngte sich der menschlichen Gestalt folgend nach unten. Bei älteren Särgen war das oft so.

»Wir fangen hier an«, schlug ich vor.

Edward widersprach nicht. Er ließ die Maschinenpistole an ihrem Gurt hängen und zog die Pistole. »Ich gebe dir Deckung«, sagte er.

Ich legte die Schrotflinte vor dem Sarg auf den Boden, fasste den Deckelrand, sprach ein schnelles Gebet und hob den Deckel an. Valentine lag darin. Sein zernarbtes Gesicht war nackt. Er sah wieder aus wie vom Casinodampfer, aber heute war er in Schwarz, mit einem roten Rüschenhemd. Die Farben passten nicht zu seinem kastanienbraunen Haar. Eine Hand lag locker auf dem Oberschenkel, die sorglose Haltung des Schlafenden. Eine sehr menschliche Haltung.

Edward spähte in den Sarg, die Pistole zur Decke gerichtet. »Der, über den du Weihwasser geschüttet hast?«

Ich nickte.

»Ganz schön demoliert«, sagte Edward.

Valentine bewegte sich überhaupt nicht. Ich konnte ihn nicht einmal atmen sehen. Ich wischte mir die verschwitzten Hände an den Jeans ab und tastete sein Handgelenk nach dem Puls ab. Nichts. Seine Haut fühlte sich kalt an. Er war tot. Es wäre kein Mord, ganz gleich, was die neuen Gesetze behaupteten. Eine Leiche kann man nicht töten.

Im Handgelenk zuckte es. Ich fuhr zurück, als hätte ich mich verbrannt.

»Was ist los?«, fragte Edward.

»Ich habe den Puls.«

»Das gibt's manchmal.«

Ich nickte. Ja, manchmal gab's das. Wenn man lange genug wartete, schlug das Herz, floss das Blut, aber so langsam, dass es quälend zu beobachten war. Tot. Mir kam es langsam so vor, als wüsste ich nicht mehr, was das hieß.

Eines wusste ich. Wenn uns die Nacht überraschte, würden wir sterben oder wünschen zu sterben. Valentine war an der Ermordung von über zwanzig Menschen beteiligt gewesen. Mich hätte er fast getötet. Sobald Nikolaos ihren Schutz von mir abzog, würde er es zu Ende bringen. Wir waren gekommen, um Nikolaos zu töten. Sie würde ihren Schutz sofort aufheben. Wie das alte Sprichwort sagt, hieß es er oder ich. Er war mir lieber.

Ich schüttelte mir die Rucksackriemen von den Schultern.

»Wonach suchst du?«, fragte Edward.

»Pfehl und Hammer«, antwortete ich ohne aufzublicken.

»Willst du nicht die Schrotflinte nehmen?«

Ich sah ihn an. »Ja, klar. Warum haben wir nicht gleich eine Blaskapelle mitgenommen?«

»Wenn du einfach nur leise sein willst, gibt es eine andere Möglichkeit.« Ein leichtes Lächeln überzog sein Gesicht.

Ich hielt den angespitzten Pfahl schon in der Hand, aber ich war bereit, zuzuhören. Die meisten Vampire, die ich getötet habe, habe ich durchbohrt, aber es ist mir nie leicht gefallen. Es ist harte, schmutzige Arbeit, wenn ich mich auch nicht mehr übergeben muss. Inzwischen habe ich Routine.

Edward holte einen kleinen Kasten aus seinem Rucksack. Er enthielt Spritzen. Er nahm eine Ampulle mit einer grauen Flüssigkeit heraus. »Silbernitrat«, sagte er.

Silber. Das Verderben der Untoten. Die Geißel des Übernatürlichen. Und alles hübsch modern.

»Funktioniert es?«, fragte ich.

»Es funktioniert prima.« Er zog eine Spritze auf und fragte: »Wie alt ist er?«

»Ein bisschen über hundert«, sagte ich.

»Zwei sollten reichen.« Er stieß die Kanüle in die große Ve-ne an Valentines Hals. Ehe er die Spritze zum zweiten Mal aufgezogen hatte, erbebt der Körper. Edward drückte die zweite Dosis in den Hals. Valentine krümmte sich gegen die Sargwände. Sein Mund öffnete und schloss sich. Er rang nach Luft, als müsse er ersticken.

Edward zog eine weitere Spritze auf und hielt sie mir hin. Ich starrte darauf.

»Sie beißt nicht«, sagte er.

Ich nahm sie zögerlich zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Was ist los mit dir?«, fragte er.

»Ich bin kein glühender Anhänger von Spritzen.«

Er grinste. »Du hast Angst vor Spritzen?«

Ich warf ihm einen bösen Blick zu. »Das nun auch wieder nicht.«

Valentine schüttelte sich und bockte, Hände schlugen gegen das Holz. Es war ein hilfloses Geräusch. Die Augen öffnete er nicht. Er würde seinen eigenen Tod verschlafen.

Er machte einen letzten schauernden Satz, dann wurde er schlaff wie eine Stoffpuppe.

»Er sieht nicht sehr tot aus«, fand ich.

»Das tun sie alle nicht.«

»Durchbohre ihr Herz und schlag ihnen den Kopf ab, und du weißt, dass sie tot sind.«

»Das ist eben kein Durchbohren«, sagte er.

Mir gefiel das nicht. Valentine sah ziemlich heil und nahezu menschlich aus. Ich wollte verwesendes Fleisch sehen, und Knochen, die zu Staub zerfallen. Ich wollte genau wissen, dass er tot war.

»Keiner ist mehr aus dem Sarg gestiegen nach einer Spritze voll Silbernitrat, Anita.«

Ich nickte, war aber nicht überzeugt.

»Du nimmst die andere Seite. Los.«

Ich ging, schaute aber immer wieder zu Valentine zurück. Jahrelang hatte er mich in meinen Albträumen heimgesucht und mich fast getötet. Er sah mir einfach nicht tot genug aus.

Ich öffnete den ersten Sarg auf meiner Seite, einhändig, in der anderen Hand hielt ich vorsichtig die Spritze. Eine Injektion Silbernitrat würde mir auch nicht gut tun. Der Sarg war leer. Die weiße Kunstseideneinfassung hatte sich dem Körper angepasst wie eine alte Matratze, aber der Körper fehlte.

Ich zuckte zusammen und blickte mich um, da war nichts zu sehen. Ich schaute langsam zur Decke und hoffte, dass da nichts über mir schwebte. Tat es nicht. Danke, Gott.

Mir fiel ein, endlich weiterzuatmen. Wahrscheinlich war das Therasas Sarg. Ja, natürlich. Ich ließ ihn offen und ging zum nächsten. Das war ein neueres Modell, vermutlich kein echtes Holz, aber hübsch und glänzend. Der Schwarze lag darin. Ich wusste nicht, wie er hieß. Und würde es auch nicht mehr erfahren. Ich wusste, warum ich hierher gekommen war. Nicht nur um mich zu schützen, sondern um die Vampire zu erledigen, solange sie hilflos dalagen. Soweit ich wusste, hatte dieser Vampir niemandem etwas getan. Dann musste ich doch lachen; er war Nikolaos' Schützling. Glaubte ich wirklich, er hätte nie menschliches Blut gekostet? Nein. Ich drückte ihm die Kanüle in den Hals und schluckte mühsam. Ich hasste Spritzen. Aus keinem besonderen Grund.

Ich hielt die Augen geschlossen, solange ich den Kolben drückte. Einen Pfahl in ein Herz zu rammen war nicht oh ne, aber eine Kanüle in den Hals zu stecken jagte mit Schauer über den Rücken.

»Anita!«, schrie Edward.

Ich fuhr herum und sah Aubrey aufrecht im Sarg sitzen. Er hielt Edward an der Kehle gepackt und hob ihn langsam in die Luft.

Die Schrotflinte lag noch neben Valentines Sarg. Verdammt! Ich zog die 9mm und feuerte auf Aubreys Stirn. Die Kugel schleuderte seinen Kopf zurück, aber er lächelte nur und hielt den baumelnden Edward am ausgestreckten Arm.

Ich rannte nach dem Gewehr.

Edward musste beide Hände gebrauchen, um nicht durch seine eigenes Gewicht stranguliert zu werden. Er ließ mit einer Hand los und tastete nach der Uzi.

Aubrey packte das Handgelenk.

Ich hob das Gewehr auf, machte zwei Schritte auf sie zu und schoss aus drei Schritten Entfernung. Aubreys Kopf explodierte; Blut und Hirnmasse spritzten an die Mauer. Seine Hände ließen Edward auf den Boden herunter, ließen ihn aber nicht los. Edward rang verzweifelt nach Luft. Die rechte Hand verkrampfte sich um seine Kehle, die Finger gruben nach den Wirbeln.

Ich musste um Edward herumgehen, um auf die Brust zu feuern. Der Schuss zerriss die linke Brusthälfte und das Herz. Der linke Arm hing sozusagen nur noch an einem Faden. Der Körper fiel zurück in den Sarg.

Edward fiel keuchend und hustend auf die Knie.

»Nicke, wenn du atmen kannst, Edward«, sagte ich. Obwohl ich nicht weiß, was ich hätte tun können, wenn Aubrey ihm

das Rückgrat zerquetscht hätte. Zurücklaufen und Lillian die Ärztin holen vielleicht.

Edward nickte. Sein Gesicht war rot-violett gefleckt, aber er atmete.

Mir klangen die Ohren von dem Gewehrschuss in einem geschlossenen Raum. So viel zum Überraschungseffekt. So viel zum Silbernitrat. Ich schob neue Patronen in das Gewehr und trat an Valentines Sarg. Ich schoss ihn in Stücke. Jetzt war er tot.

Edward kam taumelnd auf die Beine. Er krächzte: »Wie alt war der Kerl?«

»Über fünfhundert«, sagte ich.

Er schluckte, und es sah schmerzhaft aus. »Scheiße.«

»Ich würde nicht versuchen, irgendwelche Nadeln in Nikolaos zu stecken.«

Er schaffte es, mich böse anzusehen, während er sich halb auf Aubreys Sarg stützte.

Ich wandte mich dem fünften Sarg zu. Dem einen, den wir ohne Verabredung bis zuletzt aufgespart hatten. Er stand an der hinteren Wand. Ein niedlicher weißer Sarg, zu klein für einen Erwachsenen. Auf dem Schnitzwerk des Deckels fing sich das Licht.

Ich war versucht, einfach ein Loch in den ganzen Sarg zu pusten, aber ich musste sie sehen. Ich musste sehen, worauf ich schoss. Meine Brust verkrampfte sich, das Herz schlug mir im Hals. Sie war ein Meistervampir. So einen zu töten war selbst bei Tageslicht eine riskante Sache. Ihr Blick kann

einen bis zur Dunkelheit festhalten. Und ihr Geist. Ihre Stimme. So viel Macht haben sie. Und Nikolaos war der mächtigste, den ich je gesehen hatte. Ich hatte mein geweihtes Kreuz um den Hals. Es würde schon gut gehen. Mir waren schon zu viele Kreuze abgenommen worden, als dass ich mich je ganz sicher fühlte. Tja. Ich versuchte, den Deckel mit einer Hand anzuheben, aber er war schwer und nicht für leichtes Öffnen gemacht wie bei modernen Särgen. »Kannst du mich hier unterstützen, Edward? Oder bist du noch dabei, das Atmen wieder zu lernen?«

Edward trat neben mich. Er hatte fast seine gesunde Farbe wieder. Er fasste den Deckel, und ich hielt das Gewehr schussbereit.

Er hob ihn an, der Deckel rutschte weg. Er hatte keine Scharniere.

Ich sagte: »Scheiße!«

Der Sarg war leer.

»Suchen Sie nach mir?« Eine helle, melodische Stimme rief vom Gang her. »Keine Bewegung; so sagt man das, glaube ich. Wir sind Ihnen zuvorgekommen.«

»Ich würde Ihnen nicht raten, nach der Pistole zu greifen«, sagte Burchard.

Ich sah zu Edward, er hielt die Hände dicht bei der Maschinepistole, aber nicht dicht genug. Sein Gesicht war ausdruckslos, ruhig, normal. Nur ein Sonntagsausflug. Ich hatte solche Angst, dass ich hinten im Hals die Galle schmeckte. Wir sahen einander an und hoben die Hände.

»Langsam umdrehen«, befahl Burchard.

Wir taten es.

Er hielt irgendeine Halbautomatik in der Hand. Ich bin nicht so ein Waffenexperte wie Edward, darum erkannte ich weder Marke noch Modell, aber ich wusste, sie würde ein großes Loch machen. Außerdem guckte ein Schwertheft über seiner Schulter heraus. Ein Schwert, ein richtiges Schwert.

Zachary stand neben ihm, ebenfalls mit einer Pistole bewaffnet. Er hielt sie mit beiden Händen und ausgestreckten Armen. Er sah nicht gerade glücklich aus.

Burchard hielt das Gewehr, als wäre er damit geboren worden. »Lassen Sie die Waffen fallen, bitte, und verschränken Sie die Hände hinter dem Kopf.«

Wir taten, was er verlangte. Edward ließ die Maschinenpistole fallen, und ich die Schrotflinte. Wir hatten noch genug andere Waffen.

Nikolaos stand seitlich von uns. Ihr Gesicht war kalt, zornig. Ihre Stimme hallte durch den Raum. »Ich bin älter, als Sie sich überhaupt vorstellen können. Dachten Sie, Tageslicht könnte mich gefangen halten? Nach tausend Jahren?« Sie schritt in die Mitte des Raumes, sorgsam darauf achtend, nicht vor Burchard und Zachary herzugehen. Sie warf einen Blick auf die Überreste in den Särgen. »Dafür werden Sie bezahlen, Animator.« Dann lächelte sie, und ich hatte noch nie etwas so Böses gesehen. »Befreie sie von den übrigen Waffen, Burchard; dann werden wir dem Animator eine Lehre erteilen.«

Sie stellten sich vor uns, aber nicht zu nah. »Zurück an die Wand, Animator«, sagte Burchard. »Wenn sich der Mann rührt, Zachary, erschieße ihn.«

Burchard schob mich an die Wand und filzte mich sehr gründlich. Er kontrollierte nicht meine Zähne und hieß mich nicht die Hosen herunterzulassen, aber das war auch schon alles. Er fand alles, was ich bei mir hatte. Auch den Derringer. Er steckte sich mein Kreuz in die Hosentasche. Vielleicht könnte ich mir eins auf den Arm tätowieren lassen? Würde wahrscheinlich nichts nützen.

Ich trat zur Seite zu Zachary, und Edward war an der Reihe. Ich blickte Zachary an. »Weiß Sie Bescheid?«, fragte ich.

»Halten Sie den Mund.«

Ich lächelte. »Sie weiß es nicht, stimmt's?«

»Halten Sie den Mund!«

Edward kam zurück, und wir standen da mit den Armen über dem Kopf, entwaffnet. Keine guten Aussichten.

Das Adrenalin perlte wie Champagner, und mein Puls drohte mir aus dem Hals zu springen. Ich hatte keine Angst vor den Schusswaffen, eigentlich nicht. Ich hatte Angst vor Nikolaos. Was würde sie mit uns machen? Mit mir? Falls ich die Wahl hätte, würde ich sie zwingen, mich zu erschießen. Das musste besser sein als alles, was Nikolaos sich in ihrem bösen kleinen Verstand ausdenken konnte.

»Sie sind entwaffnet, Gebieterin«, sagte Burchard.

»Gut«, sagte sie. »Wissen Sie, was wir getan haben, während Sie meine Leute getötet haben?«

Ich glaubte nicht, dass sie eine Antwort hören wollte, also gab ich ihr keine.

»Wir haben einen Ihrer Freunde hergerichtet, Animator.«

Mein Magen drehte sich um. In mir stieg ein furchtbares Bild von Catherine auf, aber sie war nicht in der Stadt. Mein Gott, Ronnie. Hatte sie sie in ihrer Gewalt?

Auf meinem Gesicht musste sich etwas abgespielt haben, denn Nikolaos lachte schrill und unbändig, ein überdrehtes Kichern.

»Ich verabscheue dieses Lachen«, sagte ich.

»Ruhe«, sagte Burchard.

»Oh, Anita, Sie sind so amüsant. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu einer der unseren zu machen.« Der Satz begann mit einer hellen Kinderstimme und endete so tief, dass es mir eiskalt über den Rücken lief.

Dann rief sie mit klarer Stimme: »Komm jetzt herein.«

Ich hörte schlurfende Schritte; dann kam Philip herein. Die schreckliche Wunde am Hals hatte sich in dickes, weißes Narbengewebe verwandelt. Er blickte sich im Raum um, als sähe er ihn eigentlich nicht. Ich flüsterte: »Guter Gott.«

Sie hatten ihn von den Toten erweckt.

47. Kapitel

Nikolaos tanzte mit ausgestreckten Armen um ihn herum. Der Rock ihres hellrosa Kleides wirbelte ihr um die Beine. Die große rosa Schleife in ihrem Haar wippte dabei. Ihre schlanken Beine steckten in weißen Strumpfhosen. Die weißen Schuhe hatten rosa Schleifen.

Atemlos hielt sie an und lachte. Farbe huschte über ihre Wangen, die Augen leuchteten. Wie machte sie das?

»Er sieht sehr lebendig aus, nicht wahr?« Sie stelzte um ihn herum, streifte seine Arme mit den Händen. Er wich vor ihr zurück, verfolgte ängstlich jede ihrer Bewegungen. Er erinnerte sich an sie. Gott steh uns bei. Er erinnerte sich.

»Wollen Sie sehen, wie er auf Herz und Nieren geprüft wird?«, fragte sie.

Ich hoffte, ich hätte nicht recht verstanden. Ich gab mir alle Mühe, ein ausdrucksloses Gesicht zu machen. Es musste mir gelungen sein, denn sie stampfte zu mir herüber, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Nun«, sagte sie, »wollen Sie Ihren Liebhaber in Aktion sehen?«

Ich schluckte Galle hinunter, mühsam. Vielleicht sollte ich mich einfach auf sie stürzen. Das würde sie lehren. »Mit Ihnen?«, fragte ich.

Sie rückte ganz nah an mich heran, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Oder mit Ihnen. Wie Sie wollen.«

Ihr Gesicht berührte fast das meine. Ihre Augen waren so verdammt groß und unschuldig, dass es glatter Frevel war. »Keins von beidem klingt besonders verlockend«, erwiderte ich.

»Schade.« Leichten Schrittes ging sie wieder zu Philip. Er war nackt, und sein brauner Körper sah noch immer schön aus. Was bedeuteten schon ein paar Narben mehr?

»Sie wussten nicht, dass ich hierher komme, also warum haben Sie Philip von den Toten erweckt?«, fragte ich.

Sie drehte sich auf den Absätzen ihrer kleinen Schuhe. »Damit er versuchen kann, Aubrey umzubringen. Mordopfer-Zombies können so unterhaltsam sein, wenn sie versuchen ihren Mörder umzubringen. Wir dachten, wir geben ihm eine Chance, während Aubrey schläft. Aubrey kann sich bewegen, wenn man ihn stört.« Mit einem Blick zu Edward sagte sie: »Aber das wissen Sie ja.«

»Sie wollten Aubrey ihn noch einmal töten lassen«, folgte ich.

Sie nickte übertrieben.

»Sie Miststück«, sagte ich.

Burchard stieß mir den Gewehrlauf in den Magen, und ich brach in die Knie. Ich keuchte, versuchte Luft zu holen. Es nützte nicht viel.

Edward starrte Zachary ganz unverwandt an, der ihm die Pistole direkt auf die Brust hielt. Auf die Entfernung musste man nicht gut sein, brauchte man nicht einmal Glück zu haben. Nur am Hahn ziehen, und der andere war tot. Peng.

»Ich kann Sie zwingen, alles zu tun, was ich möchte«, sagte Nikolaos.

Das sorgte für einen frischen Schub Adrenalin. Und der war zu viel. Ich übergab mich in der Ecke. Die Nerven und ein harter Stoß in den Magen mit einem Gewehr. Überreizte Nerven hatte ich früher schon mal, aber das Gewehr im Magen war etwas Neues.

»Ts, ts«, machte Nikolaos. »Habe ich Ihnen solche Angst eingejagt?«

Ich schaffte es schließlich aufzustehen. »Ja«, sagte ich. Warum es leugnen?

Sie schlug die Hände zusammen. »Oh, toll.« Ihr Gesicht wechselte, schaltete plötzlich um. Das kleine Mädchen war verschwunden, und kein rosa Rüschenkleid der Welt würde es zurückbringen. Nikolaos' Gesicht war hager, fremd. Die Augen waren große ausgetrocknete Teiche. »Hören Sie mich, Anita. Fühlen Sie meine Macht in Ihren Adern.«

Ich stand da, starrte auf den Boden, die Angst war wie ein Kälteausbruch auf meiner Haut. Ich wartete darauf, dass etwas an meiner Seele zerrte. Dass ihre Macht mich von den Füßen riss und fortschwemmte. Nichts passierte.

Nikolaos runzelte die Stirn. Das kleine Mädchen war wieder da. »Ich habe Sie gebissen, Animator. Sie sollten kriechen, wenn ich darum bitte. Was haben Sie gemacht?«

Ich hauchte ein aufrichtiges Dankgebet und antwortete ihr. »Weihwasser.«

Sie fauchte. »Diesmal behalten wir Sie bis nach dem dritten Biss bei uns. Sie werden Theresas Platz einnehmen. Vielleicht werden Sie dann eifriger untersuchen, wer die Vampire ermordet.«

Ich musste mich äußerst zusammenreißen, um nicht zu Zachary zu blicken. Nicht, weil ich ihn nicht verraten wollte. Das würde ich noch tun, aber ich wartete auf den rechten Moment, wenn es uns nützen würde. Es hätte vielleicht Zacharys Tod bedeutet, aber damit wären Burchard oder Nikolaos noch nicht erledigt gewesen. Zachary war die ungefährlichste Person in diesem Raum.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich.

»Oh, aber ich, Animator.«

»Eher würde ich sterben.«

Sie breitete die Arme aus. »Aber ich will ja, dass Sie sterben, Anita, ich will, dass Sie sterben.«

»Dann sind wir quitt«, sagte ich.

Sie kicherte. Es tat mir in den Zähnen weh. Wenn sie mich wirklich foltern wollte, brauchte sie mich nur in einen Raum zu sperren und fortwährend zu lachen. Das wäre die Hölle.

»Kommt, Kinder, wir wollen ins Verlies gehen und spielen.« Nikolaos ging voran. Burchard bedeutete uns, ihr zu folgen. Wir gehorchten. Zachary und er bildeten den Schluss, mit gezogener Pistole. Philip stand unsicher in der Mitte des Raums und sah uns nach.

Nikolaos rief zurück: »Lass ihn hinterherkommen, Zachary.«

»Komm, Philip, folge mir«, rief er.

Philip drehte sich um und trabte uns nach, sein Blick war noch unstet und ins Leere gerichtet.

»Weiter«, drängte Burchard. Er hob ein wenig das Gewehr, und ich ging.

Nikolaos rief über die Schulter: »Schaut nach ihrem Liebhaber, wie reizend.«

Bis zur Kerkertür war es nicht weit genug. Wenn sie versuchen sollten, mich an die Wand zu ketten, würde ich sie angreifen. Ich würde sie zwingen, mich zu töten. Was hieß, dass ich am besten Zachary angriffe. Burchard würde mich vielleicht nur verwunden oder mich bewusstlos schlagen, und das wäre sehr, sehr schlecht.

Nikolaos führte uns die Treppe hinunter und in den Raum hinein. Was für ein schöner Tag für eine Parade. Philip kam als Letzter, aber er schaute sich jetzt um und nahm auf, was er sah. Er erstarrte, blickte auf den Platz an der Wand, wo Aubrey ihn getötet hatte. Er streckte die Hand aus, um die Stelle zu berühren. Dann tasteten die Finger in seinen Handflächen, als gäbe es etwas zu fühlen. Er fuhr sich an den Hals und fand die Narbe. Sein Aufschrei hallte von den Mauern wider.

»Philip«, sagte ich.

Burchard hielt mich mit dem Gewehr zurück. Philip krümmte sich in der Ecke zusammen, schlang die Arme um die Knie, verbarg das Gesicht. Er gab hohe, durchdringende Laute von sich.

Nikolaos lachte.

»Schluss damit, Schluss damit!« Ich ging auf Philip zu, und Burchard stieß mir das Gewehr vor die Brust. Ich schrie ihm ins Gesicht: »Schießen Sie doch, schießen Sie, verdammt! Das ist bestimmt besser als das hier.«

»Genug«, sagte Nikolaos. Sie schritt auf mich zu, und ich wich zurück. Sie ging weiter und zwang mich, rückwärts zu gehen, bis ich gegen die Mauer stieß. »Ich will nicht, dass Sie erschossen werden, Anita, aber ich will Ihnen wehtun. Sie haben Winter mit Ihrem kleinen Messer getötet. Wir wollen mal sehen, wie gut Sie wirklich sind.« Sie entfernte sich von mir.

»Burchard, gib ihr die Messer zurück.«

Nie zögerte er oder fragte, warum. Er kam einfach und gab sie mir, mit dem Heft voran. Ich stellte auch keine Fragen. Ich nahm sie.

Nikolaos war plötzlich neben Edward. Edward fing an, sich wegzubewegen. »Töte ihn, wenn er sich noch einmal rührt, Zachary.«

Zachary stellte sich dicht daneben, die Pistole in der Hand.

»Knie nieder, Sterblicher«, befahl sie.

Edward tat es nicht. Er warf mir einen Blick zu. Nikolaos trat ihm so hart in die Kniekehle, dass er stöhnte. Er fiel auf ein Knie, und sie packte seinen rechten Arm und drehte ihn auf den Rücken. Eine schmale Hand legte sich um seine Kehle.

»Ich reiße dir die Kehle raus, wenn du dich rührst, Mensch. Ich fühle deinen Puls gegen meine Hand schlagen wie Schmetterlingsflügel.« Sie lachte und füllte den Raum mit warmem, ansteckendem Schrecken. »Nun, Burchard, zeige ihr, was es heißt, ein Messer zu gebrauchen.«

Burchard ging auf die andere Seite der Zelle, die Tür über der Treppe hatte er im Rücken. Er legte das Gewehr auf den Boden und schnallte den Gurt mit dem Schwert ab, legte es daneben. Dann zog er ein langes Messer mit einer fast dreieckigen Klinge.

Er machte ein paar schnelle Dehnübungen, und ich stand da und starrte ihn an.

Ich weiß, wie man mit einem Messer umgeht. Ich werfe auch gut ich trainiere damit. Die meisten Leute haben Angst vor Messern. Wenn man sich bereit zeigt, jemanden aufzuschlitzen, haben sie gewöhnlich Angst vor einem. Burchard war nicht wie die meisten Leute.

Er ging leicht in die Hocke, das Messer hielt er locker in der rechten Hand.

»Kämpfen Sie gegen Burchard, Animator, oder der hier stirbt.« Sie zog an Edwards Arm, heftig, aber er schrie nicht auf. Sie könnte ihm die Schulter ausrenken, und Edward würde nicht schreien.

Ich steckte das Messer wieder in die rechte Unterarmscheide. Mit einem Messer in jeder Hand zu kämpfen hätte prima ausgesehen, aber ich habe das noch nie beherrscht. Wenige Leute können das. Mann, Burchard hatte auch nur eins. »Auf Leben und Tod?«, fragte ich.

»Sie werden es nicht schaffen, Burchard zu töten, Anita. Wie albern. Aber Burchard wird Sie ein bisschen ritzen. Ihnen die Klinge zu schmecken geben, nichts allzu Ernstes. Ich will nicht, dass Sie zu viel Blut verlieren.« In ihrer Stimme schwang ein Lachen mit, dann war es vorbei. »Ich will Sie bluten sehen.«

Großartig.

Burchard begann mich zu umkreisen, und ich behielt die Wand im Rücken. Er griff an, das Messer blitzte. Ich hielt meine Stellung, indem ich mich unter seiner Klinge wegduckte und nach ihm hieb. Mein Messer stach ins Leere. Er stand wieder außer Reichweite, musterte mich. Er hatte sechshundert Jahre zum Üben gehabt, mehr oder weniger. Das konnte ich unmöglich überbieten. Da konnte ich nicht einmal heranreichen.

Er lächelte. Ich nickte ihm leicht zu. Er nickte zurück. Ein Zeichen von Respekt zwischen zwei Kriegern, vielleicht. Entweder das, oder er spielte mit mir. Raten Sie mal, wofür ich stimmte.

Sein Messer war plötzlich da, schnitt mir den Arm auf. Ich zog meines nach außen und erwischte ihn quer über den Bauch. Er schnellte auf mich zu, nicht von mir weg. Ich wich dem Messer aus und taumelte von der Wand weg. Er lächelte. Verdammt, er hatte meine Deckung durchbrechen wollen. Er hatte die doppelte Reichweite.

Der Schmerz in meinem Arm war heftig und kam augenblicklich. Aber da war auch eine dünne rote Linie auf seinem flachen Bauch. Ich lächelte ihn an. Seine Augen zuckten, nur ein bisschen. War der mächtige Krieger unsicher geworden? Ich hoffte es.

Ich zog mich vor ihm zurück. Das war lächerlich. Wir würden sterben, Stück für Stück, alle beide. Zum Teufel. Ich griff Burchard an, ritzte ihn. Ich hatte ihn überrascht, und er trat rückwärts. Ich kopierte seine geduckte Haltung, und wir begannen zu kreisen.

Und ich sagte: »Ich weiß, wer der Mörder ist.«

Burchards Augenbrauen schnellten in die Höhe.

Nikolaos sagte: »Was haben Sie gesagt?«

»Ich weiß, wer hier Vampire umbringt.«

Burchard war plötzlich an meinem Arm und schlitzte mein Hemd auf. Es tat nicht weh. Er spielte nur.

»Wer?«, fragte Nikolaos. »Sagen Sie es mir, oder ich töte diesen Mann.«

»Aber sicher«, sagte ich.

Zachary schrie: »Nein!« Er drehte sich zu mir und schoss auf mich. Die Kugel ging über meinen Kopf hinweg. Burchard und ich warfen uns zu Boden.

Edward schrie. Ich war halb auf den Beinen, um zu ihm zu rennen. Sein Arm war merkwürdig verdreht, aber er lebte.

Zacharys Pistole ging zweimal los, dann nahm Nikolaos sie ihm weg und warf sie auf den Boden. Sie packte ihn und riss ihn an sich, bog ihn in der Hüfte durch, während sie ihn hielt. Ihr Kopf schoss nach vorn. Zachary kreischte.

Burchard war auf den Knien und verfolgte die Vorstellung. Ich stieß ihm mein Messer bis zum Heft in den Rücken. Er

drückte die Wirbelsäule durch, eine Hand versuchte das Messer herauszuziehen. Ich wartete nicht ab, ob er es schaffen würde. Ich zog das zweite und versenkte es in die Seite seines Halses. Blut lief mir über die Hand, als ich es wieder herauszog. Ich stach noch einmal zu, und er fiel langsam nach vorn mit dem Gesicht auf den Boden.

Nikolaos ließ Zachary fallen und drehte sich um, das Gesicht blutverschmiert, das rosa Kleid karmesinrot. Blut spritzte auf die weiße Strumpfhose. Zacharys Kehle war herausgerissen. Er lag keuchend da, er lebte noch.

Sie starrte auf Burchards Leiche, dann schrie sie, einen wilden Banshee-Schrei, der klagend widerhallte. Sie stürzte sich auf mich, die Hände nach mir ausgestreckt. Ich warf das Messer, und sie schlug es weg. Dann stieß sie mich mit Wucht zu Boden und kletterte auf mich. Dabei schrie sie in einem fort. Sie drückte meinen Kopf zur Seite. Kein Eindringen ihres Geistes diesmal, sondern brutale Kraft.

Ich schrie: »Nei!«

Eine Waffe feuerte, und Nikolaos zuckte, einmal, zweimal. Sie ließ von mir ab, und ich spürte den Wind. Er kroch durch den Raum wie der Vorbote eines Sturms.

Edward stand an die Wand gelehnt und hielt Zacharys Pistole.

Nikolaos ging auf ihn los, und er leerte die Waffe in ihren zarten Körper. Sie hielt nicht einmal inne.

Ich setzte mich auf und sah sie auf Edward zustelzen. Er warf die leere Pistole nach ihr. Plötzlich war sie über ihm, zwang ihn wieder zu Boden.

Dort lag das Schwert, es war fast so groß wie ich. Ich zog es aus der Scheide. Schwer war es, unhandlich, zog meinen Arm herab. Ich hob es über den Kopf und rannte auf Nikolaos zu.

Sie redete wieder in diesem hohen Singsang. »Du wirst mir gehören, Sterblicher. Mir!«

Edward schrie auf. Ich konnte nicht sehen, warum. Ich hob das Schwert und sein Gewicht ließ es schräg herabsausen, wie es gedacht war. Es schnitt in ihren Hals mit einem mächtigen nassen Laut, dann traf es auf Knochen, und ich zog es heraus. Es ging mit der Spitze zu Boden.

Nikolaos drehte sich zu mir um und wollte aufstehen. Ich hob das Schwert und zog es nach außen, drehte mich selbst mit ihm. Knochen knackten, und ich fiel mit ihr, als sie auf die Knie stürzte. Der Kopf hing noch an Sehnen und Hautfetzen. Sie sah mich erstaunt an und versuchte aufzustehen.

Ich schrie auf, zog die Klinge mit aller Kraft hoch. Das Schwert traf sie mitten in die Brust, und ich stieß es, seinem Schwung folgend, tief in sie hinein. Das Blut strömte. Ich hatte sie an die Wand geheftet. Die Klinge hatte ihren Rücken durchdrungen und kratzte über die Steine, als sie an der Wand hinunterrutschte.

Ich fiel neben der Leiche auf die Knie. Ja, Leiche. Sie war tot!

Ich blickte zu Edward. Er hatte Blut am Hals. »Sie hat mich gebissen«, sagte er.

Ich keuchte und hatte Schwierigkeiten, genügend Luft zu kriegen, aber es war wundervoll. Ich war am Leben und sie

nicht. Die alte Zicke nicht! »Keine Sorge, Edward, ich werde dir helfen. Ist noch eine Menge Weihwasser übrig.« Ich lächelte.

Er blickte mich eine Minute lang an, dann lachte er, und ich lachte mit ihm. Wir lachten noch, als die Werratten aus dem Tunnel krochen. Rafael starrte auf das Blutbad. »Sie ist tot.«

»Ding dong, die Hexe ist tot«, sagte ich.

Edward nahm die Zeile halb singend auf: »Die böse alte Hex.«

Wir brachen wieder in Lachen aus, und die Ärztin Lillian, ganz in Pelz, versorgte unsere Verletzungen. Edwards zuerst.

Zachary lag noch am Boden. Seine Halswunde begann sich zu schließen. Er würde weiterleben, falls man das so nennen konnte.

Ich hob mein Messer auf und taumelte zu ihm hinüber. Die Ratten beobachteten mich. Niemand mischte sich ein. Ich kniete mich neben ihn und riss ihm den Hemdärmel auf. Ich legte das Gris-Gris frei. Er konnte noch nicht sprechen, aber seine Augen weiteten sich.

»Erinnern Sie sich, als ich das Band mit meinem Blut bestreichen wollte? Sie haben mich davon abgehalten.

Sie schienen Angst zu haben, und ich verstand nicht, warum.«

Ich sah zu, wie er heilte. »Jedes Gris-Gris verlangt etwas, dieses hier will Vampirblut, und etwas anderes verbietet es, sonst hört der Zauber auf. Tja.« Ich hielt meinen Arm hoch,

aus dem das Blut ganz hübsch tropfte. »Menschenblut, Zachary, ist das schlecht?«

Er brachte einen Laut zu Stande, etwa wie »nicht«.

Das Blut lief bis zum Ellbogen hinab und hing als dicker zitternder Tropfen über seinem Arm. Er schüttelte so gut es ging den Kopf, nein, nicht. Der Tropfen fiel und spritzte auf seinen Arm, aber nicht auf das Gris-Gris.

Er entspannte sich sichtlich.

»Ich habe heute keine Geduld, Zachary.« Ich rieb mein Blut auf das gewebte Band.

Zacharys Augen flatterten, verdrehten sich. Aus seiner Kehle drang ein ersticktes Geräusch. Seine Hände kratzten über den Boden. Sein Brustkorb zuckte, als bekäme er keine Luft. Ein Seufzer durchlief seinen Körper, ein langes zischendes Ausatmen, dann war er still.

Ich kontrollierte den Puls; nichts. Ich schnitt das Gris-Gris mit dem Messer ab, knüllte es zusammen und schob es mir in die Tasche. Ein übles Teil.

Lillian kam und verband mir den Arm. »Das ist nur ein Provisorium. Sie müssen genäht werden.«

Ich nickte und stand auf.

Edward rief: »Wohin gehst du?«

»Ich hole unsere Waffen.« Und suche Jean-Claude. Aber das sagte ich nicht laut. Ich glaubte nicht, dass Edward das verstehen würde.

Zwei Rattenmänner begleiteten mich. Das war in Ordnung. Solange sie nicht eingriffen, durften sie mitkommen. Philip kauerte noch immer in der Ecke. Ich ließ ihn dort.

Ich fand die Schusswaffen, schlang mir die Maschinenpistole um die Schulter und nahm die Schrotflinte in die Hand. Die Ladung hätte einen Bär weggepustet. Ich hatte einen tausend Jahre alten Vampir getötet. Nein, ich nicht. Bestimmt nicht.

Die Rattenmänner und ich fanden die Strafzelle. Es standen sechs Särge darin. Auf jedem lag ein geweihtes Kreuz, und silberne Ketten hielten den Deckel zu. Im dritten Sarg lag Willie und schlief so fest, dass es aussah, als würde er nie mehr wach werden. Ich ließ ihn so liegen, damit er bei Dunkelheit aufwachte. Und seinen Geschäften nachgehen konnte. Willie war kein schlechter Kerl. Und für einen Vampir war er prima.

Die anderen Särge waren leer, nur einer war noch ungeöffnet. Ich löste die Ketten und legte das Kreuz auf den Boden. Jean-Claude starrte mich an. Seine Augen leuchteten mitternachtsblau, sein Lächeln war sanft. Der erste Traum blitzte in mir auf, und der Sarg füllte sich mit Blut, während er nach mir griff. Ich trat zurück, und er erhob sich von seinem Lager.

Die Rattenmänner wichen fauchend zurück.

»Ist schon in Ordnung«, sagte ich. »Er steht gewissermaßen auf unserer Seite.«

Er benahm sich, als hätte er ein wohltuendes Nickerchen gemacht. Er streckte lächelnd die Hand aus. »Ich wusste, dass Sie es schaffen würden, ma petite.«

»Sie arroganter Mistkerl.« Ich stieß ihm den Gewehrkolben in den Magen. Er klappte nach vorn. Mein Kinnhaken ließ ihn rückwärts schwanken. »Raus aus meinen Gedanken!«

Er rieb sich das Gesicht und fand Blut an der Hand. »Die Zeichen sind dauerhaft, Anita. Ich kann sie nicht zurücknehmen.«

Ich hielt das Gewehr gepackt, bis mir die Hände wehtaten. Aus meiner Armwunde begann Blut zu sickern. Ich dachte darüber nach. Einen Augenblick lang erwog ich ernsthaft, ihm sein perfektes Gesicht wegzuschießen.

Aber ich tat es nicht. Wahrscheinlich würde ich es später bereuen.

»Können Sie wenigstens aus meinen Träumen wegbleiben?«, fragte ich.

»Das kann ich tun. Es tut mir Leid, ma petite.«

»Hören Sie auf, mich so zu nennen.«

Er zuckte die Achseln. In seinem schwarzen Haar leuchteten rote Lichtreflexe von den Fackeln. Atemberaubend. »Hören Sie auf, an meinem Verstand herumzumanipulieren, Jean-Claude.«

»Was meinen Sie denn?«, fragte er scheinheilig.

»Ich weiß, dass diese außerirdische Schönheit ein Trick ist. Also lassen Sie das.«

»Aber ich tue gar nichts«, sagte er.

»Was soll das heißen?«

»Wenn Ihnen die Antwort einfällt, Anita, kommen Sie wieder zu mir, und wir werden uns unterhalten.«

Ich war zu müde zum Rätselraten. »Was glauben Sie, wer Sie sind? Leute so zu benutzen.«

»Ich bin der neue Meister der Stadt«, sagte er. Plötzlich war er dicht bei mir, seine Finger berührten meinen Hals. »Und Sie haben mich auf den Thron gesetzt.«

Erschrocken rückte ich von ihm ab. »Sie werden sich eine Zeit lang von mir fern halten, Jean-Claude, oder ich schwöre Ihnen... «

»Sie werden mich töten?«, unterbrach er mich. Er lächelte mich an, lachte mich aus.

Ich habe ihn nicht erschossen. Und da behaupten manche Leute, ich hätte keinen Sinn für Humor.

Ich fand einen Raum mit Lehm Boden und mehreren flachen Gräbern. Philip ließ es geschehen, dass ich ihn dorthin führte. Erst als wir dastanden und auf die frisch umgegrabene Erde blickten, wandte er sich mir zu. »Anita?«

»Still«, sagte ich.

»Anita, was geschieht hier?«

Er fing an, sich zu erinnern. In ein paar Stunden würde er noch lebendiger sein, bis zu einem gewissen Grad. Für ein oder zwei Tage würde er der echte Philip sein.

»Anita?« Seine Stimme war hoch und unsicher. Ein kleiner Junge, der Angst im Dunkeln hat. Er fasste meinen Arm, und

seine Hand fühlte sich sehr echt an. Seine Augen hatten noch dieses perfekte Braun. »Was ist los?«

Ich ging auf die Zehenspitzen und küsste seine Wange. Die Haut war warm. »Du musst schlafen, Philip. Du bist müde.«

Er nickte. »Müde«, antwortete er.

Ich führte ihn zu der weichen Erde. Er legte sich darauf nieder, dann setzte er sich mit wilden Blicken auf. Er griff nach mir. »Aubrey! Er...«

»Aubrey ist tot. Er kann dir nichts mehr tun.«

»Tot?« Er schaute an sich hinunter, als würde er sich zum ersten Mal sehen. »Aubrey hat mich umgebracht.«

Ich nickte. »Ja, Philip.«

»Ich habe Angst.«

Ich nahm ihn in den Arm, rieb ihm in sanften, nutzlosen Kreisen über den Rücken. Er drückte mich an

sich, als wollte er mich nie wieder loslassen.

»Anita!«

»Still, still. Ist schon gut. Ist schon gut.«

»Du wirst mich zurückbetten, ja?« Er zog den Kopf zurück, damit er mein Gesicht sehen konnte.

»Ja.«

»Ich will nicht sterben.«

»Du bist schon tot.«

Er starrte auf seine Hände, bewegte sie.

»Tot?«, flüsterte er. »Tot?« Er legte sich auf die Erde. »Bette mich zur Ruhe«, bat er.

Und das tat ich.

Am Ende schlossen sich seine Augen, und sein Gesicht erschlaffte. Er sank in das Grab und war fort.

Ich fiel neben seinem Grab auf die Knie und weinte.

Edward hatte eine ausgerenkte Schulter und zwei Brüche im Arm plus einen Vampirbiss. Ich hatte vierzehn Schnittwunden. Wir wurden beide wieder gesund.

Philips Leichnam wurde auf einen Friedhof überführt. Jedes Mal wenn ich dort arbeite, muss ich vorbeischaun und Hallo sagen. Obwohl ich weiß, dass Philip tot ist und sich nicht darum schert. Grabsteine sind für die Lebenden da, nicht für die Toten. Da kann man sich auf etwas anderes konzentrieren als die Tatsache, dass unsere Lieben in der Erde vermodern. Die Toten machen sich nichts aus schönen Blumen und Marmorstatuen.

48. Kapitel

Jean-Claude schickte mir ein Dutzend weiße langstielige Rosen. Auf der Karte stand: »Wenn Sie die Frage ehrlich beantwortet haben, kommen Sie und lassen Sie uns zusammen tanzen gehen.«

Ich schrieb »nein« auf die Rückseite und schob sie unter der Tür des Guilty Pleasures durch, während der Tagesstunden. Ich hatte mich zu Jean-Claude hingezogen gefühlt. Vielleicht war das noch immer so. Na und? Er glaubte, dass sich die Dinge dadurch änderten. Das taten sie nicht. Ich brauchte nur Philips Grab zu besuchen, um das zu wissen. Zum Teufel, ich brauchte nicht einmal so weit zu laufen. Ich weiß, wer und was ich bin. Ich bin der Scharfrichter, und ich gehe nicht mit Vampiren aus. Ich töte sie.

